
Ludwig-Maximilians-Universität München
Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung

Freie wissenschaftliche Arbeit zur Erlangung des Grades eines Magister Artium (M.A.)

MANFRED RÜHL –
EIN PIONIER DER DEUTSCHEN
KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT

eingereicht bei
Prof. Dr. Michael Meyen

vorgelegt von
Andreas M. Scheu
im März 2005

Inhaltsverzeichnis

1	<u>Manfred Rühl – Ein Pionier der deutschen Kommunikationswissenschaft.....</u>	<u>4</u>
2	<u>Theorie</u>	<u>11</u>
2.1	Problematisierung wissenschaftlicher Geschichtsschreibung.....	11
2.1.1	„Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“	12
2.1.2	„Einleitung. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität der Soziologie“	13
2.1.3	„Die frühe deutsche Soziologie 1909 bis 1934 und ihre Entstehungsmilieus“	14
2.2	Zeitgenössische Perspektiven kommunikationswissenschaftlicher Geschichtsschreibung	18
2.2.1	„Kommunikationswissenschaft – autobiographisch“	18
2.2.2	„Kommunikation als Prozeß“	21
2.2.3	„Thesen zur Geschichte der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft 1900-1960“.....	23
2.2.4	„Das Menschenbild in der Kommunikationswissenschaft“	24
2.2.5	„Wer wird Professor der Kommunikationswissenschaft?“	26
2.2.6	„80 Jahre Zeitungs- und Publizistikwissenschaft in München“	28
2.3	Ausdifferenzierung und Evolution	29
2.3.1	Das Evolutionsmodell Niklas Luhmanns.....	30
2.3.2	Spezialisierung im Sinne Peter Weingarts	32
2.3.3	Der Pionier als Akteur im Differenzierungsprozess	34
2.4	Rechtfertigung der Bezeichnung Manfred Rühls als Pionier	36
2.5	Konstruktion eines Kategoriensystems	39
2.5.1	Gesellschaftlicher Kontext der 60er und 70er Jahre	39
2.5.2	Wissenschaftlicher Kontext	41
2.5.3	Biografischer Kontext.....	43
2.5.4	Überblick: Kategoriensystem.....	45
3	<u>Methode</u>	<u>46</u>
3.1	Einzelfallanalyse – Biografieforschung	46
3.2	Die Qual der Wahl	49
3.2.1	Manfred Rühl als Pionier	49
3.2.2	Quellenauswahl.....	49
3.2.3	Quellenkonstruktion – qualitative Interviews	52
3.3	Auswertung.....	54
3.4	Methodenkritik	56

<u>4</u>	<u>Der Pionier Manfred Rühl</u>	<u>57</u>
4.1	Biografie.....	57
4.2	Die Pionierarbeiten	63
4.2.1	„Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System“	63
4.2.2	„Journalismus und Gesellschaft“	70
4.2.3	Zusammenfassung.....	78
<u>5</u>	<u>Kontextualisierung.....</u>	<u>80</u>
5.1	Gesellschaftlicher Kontext und Theorieproduktion	81
5.1.1	Zeitgeist.....	81
5.1.2	Mediensystem im Wandel.....	83
5.1.3	Medienpolitische Kontroversen	84
5.1.4	Wissenschaft und Journalistische Praxis.....	86
5.1.5	Zusammenfassung.....	86
5.2	Wissenschaftlicher Kontext und Theorieproduktion	87
5.2.1	Die deutsche Kommunikationswissenschaft in den 60er und 70er Jahren	87
5.2.2	Inhaltliche Bestimmungen	91
5.2.3	Zusammenfassung.....	97
5.3	Biografischer Kontext und Theorieproduktion.....	98
5.3.1	Außerwissenschaftliche Sozialisation	98
5.3.2	Wissenschaftliche Sozialisation	103
5.3.3	Zusammenfassung.....	116
<u>6</u>	<u>Resumé und Ausblick</u>	<u>118</u>
	<u>Literaturverzeichnis und Quellenangaben.....</u>	<u>124</u>

Abbildungen

Abbildung 1: Modell/Der Pionier im Differenzierungsprozess.....	35
Abbildung 2: Prof. Dr. Dr. Manfred Rühl, Emeritus für Kommunikationswissenschaft.....	57

Formales

Abkürzungen

AvH	Alexander von Humboldt-Stiftung
DAAD	Deutscher Akademischer Austauschdienst
DFG	Deutsche Forschungsgemeinschaft
DGPuK	Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft
Dr.	Doktor [akademischer Grad]
ebd.	ebenda [bezieht sich auf die vorhergehende Quellenangabe]
emerit.	emeritiert
etc.	et cetera
ICA	International Communication Association
Prof.	Professor [akademischer Grad]
u.a.	unter anderem
WiSo-Fakultät	Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät
z.B.	zum Beispiel

Kennzeichnung von Zitaten

- Kennzeichnung direkter Zitate: „Text“ (Autor Jahr, Seitenangabe)
- Zitate innerhalb eines zitierten Textes: „Text ‚Zitat 2‘ Text“
- Auslassungen: „Text [...] Text“
- Vom Autor der Magisterarbeit hinzugefügter Text: „Text [hinzugefügter Text] Text“
- Veränderte Groß- und Kleinschreibung: „[t]ext“
- Hervorhebungen aus den Originalzitaten wurden unverändert übernommen
- Indirekte Zitate und Paraphrasen wurden durch Quellenangabe am Satz-/Absatzende in der Form „(Autor Jahr, Seitenangabe)“ gekennzeichnet.
- Zitate innerhalb dieser Magisterarbeit wurden durch die Angaben „(Kapitel, Seitenangabe)“ belegt
- Zitate, die sich auf den Anhang beziehen, wurden durch Angabe der Quelle und der Seitenzahl im Anhang belegt. Zum Beispiel: (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 5)

1 Manfred Rühl – Ein Pionier der deutschen Kommunikationswissenschaft

Prof. Dr. Dr. Manfred Rühl (Emeritus für Kommunikationswissenschaft) erweiterte mit seiner Promotionsschrift *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* (1969a) das kommunikationswissenschaftliche Forschungsfeld in Deutschland in Richtung Redaktionsforschung. Mit seiner 1980 veröffentlichten Habilitationsschrift *Journalismus und Gesellschaft* (Rühl 1980) setzte er neue Maßstäbe für die Journalismusforschung. In diesem Sinne ist Rühl ein Pionier der deutschen Kommunikationswissenschaft. Die *Pionierarbeiten* Rühls werden hier als Initiation einer Binnendifferenzierung der deutschen Kommunikationswissenschaft verstanden. Das Ziel der vorliegenden Arbeit besteht nun darin, die *Pionierleistung* Rühls in einem sozialen Kontext genauer zu untersuchen: Welcher Zusammenhang besteht zwischen dem Leben, der Umwelt und der wissenschaftlichen *Pionierleistung* Manfred Rühls?

In dieser Einleitung werde ich zunächst einige Eckdaten zur Person Rühls liefern und den Titel – und damit auch die Ausgangsthese – dieser Magisterarbeit rechtfertigen. Es folgen die Problematisierung dieser These und eine grobe Einordnung meiner Arbeit in den soziologischen und kommunikationswissenschaftlichen Forschungskontext. Die einzelnen Kapitel dieser Magisterarbeit stelle ich entlang einer Diskussion ihres Aufbaus kurz vor. Abschließend werde ich auf die wissenschaftliche Relevanz meiner Magisterarbeit eingehen, indem ich beantworte, warum ich eine kommunikationswissenschaftliche Abschlussarbeit über Manfred Rühl geschrieben habe, und warum es sinnvoll ist, hierbei nach einem Zusammenhang zwischen wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Einflussfaktoren und der theoretischen Perspektive Rühls zu suchen.

Manfred Rühl wurde 1933 in Nürnberg geboren. Ende des zweiten Weltkrieges war er zwölf Jahre alt. Seine Jugend verbrachte er also in der Nachkriegszeit. Wirtschaftswunder und medientechnische Neuerungen hat er hautnah miterlebt. Bereits während seiner Schulzeit begann Rühl für das *Sportmagazin* (das heutige Magazin *Kicker*) und später dann als freiberuflicher Journalist für die *Nürnberger Nachrichten* zu arbeiten. Auf diese Art konnte er auch sein Studium finanzieren. Nach dem Abitur (1953) entschloss sich Rühl aber zunächst, eine zweijährige Lehre zum Industriekaufmann zu absolvieren. 1956 begann er schließlich sein Studium der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Publizistik-/Kommunikationswissenschaft und Philosophie, das er an der Universität Erlangen, der FU Berlin und der Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Nürnberg absolvierte und als Diplom-Volkswirt beendete. Manfred Rühl promovierte 1968 mit der Arbeit *Die*

Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System (1969a) an der Universität Erlangen-Nürnberg bei Franz Ronneberger. 1980 wurde seine „monumentale Habilitationsschrift“ (Saxer 1994, S. 91) *Journalismus und Gesellschaft: Bestandsaufnahme und Theorieentwurf*, veröffentlicht. Rühl legte diese Arbeit 1978 vor, nachdem er bereits 1976 nach Stuttgart-Hohenheim berufen worden war.

Mit der „bahnbrechenden Dissertation“ (Bentele/Hesse 1994, S. 10) *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* (Rühl 1969a) wird das theoretische Spektrum der Kommunikationswissenschaft durch die Adaption der von Niklas Luhmann geprägten funktional-strukturellen Systemtheorie erweitert. So gelingt es Rühl, auf einen bis dahin in Deutschland unerforschten empirischen Gegenstandsbereich – die Redaktion als Ganzes – aufmerksam zu machen. Seine Redaktionsforschungen betreibt er hauptsächlich als teilnehmender Beobachter und nutzt so eine „in der empirischen Kommunikationsforschung ertragreiche, aber selten angewandte Methode“ (Blöbaum 2002, S. 380). Diese innovativen Elemente seiner Dissertationsschrift – bezogen auf Theoriebildung, Gegenstandsperspektive und Methodologie – begründen den hohen Status der Arbeit und machen sie „nach wie vor zum Ausgangspunkt für kommunikationswissenschaftliche Studien zu organisatorischen Zusammenhängen“ (ebd.). Weischenberg hebt die Stärken der „Pionierarbeit“ (Weischenberg 1980, S. 395) Manfred Rühls vor allem in Kontrast zu der Ende der 60er Jahre „schwächlichen deutschen Kommunikatorforschung“ (ebd., S. 394) hervor – sicherlich kann aber auch insgesamt von einer schwachen deutschen Kommunikationswissenschaft zu dieser Zeit gesprochen werden (Kutsch/Pöttker 1997, S. 7; Auerbeck/Kutsch 2002, S. 64).

In konsequenter Weise arbeitet Rühl seine Untersuchung einer konkreten Redaktion zu einer theoretischen Grundlegung von Journalismus aus. Seine Arbeit *Journalismus und Gesellschaft* (Rühl 1980) kann als Journalismustheorie mit gesellschaftstheoretischem Anspruch gelesen werden. Saxer schreibt: „Die hier erbrachte Leistung Rühls ist denn auch für die als Teildisziplin der Kommunikationswissenschaft verstandene Journalismusforschung konstitutiv und für die Kommunikationswissenschaft als ganze exemplarisch“ (Saxer 1980, S. 396). Dieses Zitat Saxers ist durch zeitgenössische Arbeiten der Journalistik und/oder Redaktionsforschung gerechtfertigt. Beispielhaft kann hier auf Äußerungen der Autoren Altmeppen (1999, S. 22-23, S. 89-90), Blöbaum (1994, S. 74), Kohring (1997, S. 230-235) und Marcinkowski (1993, S. 20-22, S. 98-113) verwiesen werden. Sie beziehen sich auf innovative und richtungsweisende Aspekte in Rühls Dissertations- und Habilitationsschrift.

Um die bisherige Argumentationslinie abzurunden, sei hier angemerkt, dass die genannten Arbeiten Rühls, vor allem aber *Journalismus und Gesellschaft* (1980), mit entsprechenden Konnotationen in einschlägigen Lehrbüchern und Überblickswerken besprochen werden. So

räumen zum Beispiel Burkart (1998, S. 451), Lorenz (2002, S. 125-127), Hohlfeld (2003, S. 99), Weischenberg (1992, S. 59-60; S. 289-304), Löffelholz (2003, S. 37-38) und Holtz-Bacha/Kutsch (2002, S. 380-386) in ihren Büchern Platz ein für Ausführungen zu Rühl und seinen Inaugurationsarbeiten. Außerdem werden die innovativen Leistungen von Dissertations- und Habilitationsschrift in den Aufsätzen unterschiedlicher Jubilare hervorgehoben, so von Ulrich Saxer (1994), von Günter Bentele und Kurt R. Hesse (1994), Walter Hömberg (1999) und Bernd Blöbaum (2003).

Manfred Rühl kann also mit einigem Recht und prominenter Unterstützung als „Pionier der deutschen Kommunikationswissenschaft“ bezeichnet werden. Wie ist dieser Satz aber zu verstehen?

Wenn ich Manfred Rühl einen Pionier nenne, verweise ich implizit auf zwei durchaus problematische Vorbedingungen. Erstens bezieht sich der Pionierbegriff auf einen bestimmten Wissenschaftler. In diesem Sinne wird hier davon ausgegangen, dass Wissenschaft von Personen gemacht wird (Meyen 2004, S. 194). Zweitens, und damit zusammenhängend, vertrete ich ein ganz bestimmtes Wissenschaftsverständnis. Schlagwortartig kann festgehalten werden, dass ich von einer Verschränkung der Sozial- und Ideengestalt eines Faches ausgehe (Averbeck/Kutsch 2002), wobei die *Ideengestalt* der Theorieproduktion des Wissenschaftlers Manfred Rühl entspricht und der Begriff *Sozialgestalt* unterschiedliche außerwissenschaftliche und wissenschaftliche soziale Kontexte kennzeichnet, an denen er Anteil hatte.

Ich unterstelle, dass die wissenschaftliche Entwicklung nicht gemäß einer ausschließlich immanenten Notwendigkeit verläuft, sondern im Gegenteil in Abhängigkeit von beruflichen, aber auch außerwissenschaftlichen Erfahrungen und Kontexten der jeweiligen Forscher betrachtet werden muss. Damit meine ich, dass wissenschaftlicher Fortschritt nicht entlang eines linearen Erkenntnisprozesses verläuft, der irgendwann an der absoluten „Wahrheit“ ankommen wird. Es hängt vom jeweiligen Forscher ab, was als „Wahrheit“ definiert wird und worauf er sein wissenschaftliches Interesse richtet. Dieser Einzelne ist selbst aber wiederum eingebunden in unterschiedliche gesellschaftliche, private und berufliche Zusammenhänge. Eben diese Zusammenhänge sollen hier näher betrachtet werden, um Gründe dafür zu finden, warum gerade Manfred Rühl Ende der 60er Jahre das Feld der Redaktionsforschung eröffnet und warum er gerade die funktional-strukturelle Systemtheorie als Möglichkeit zur makrotheoretischen Fundierung adaptiert und so das Gebiet der deutschen Kommunikationswissenschaft erweitert hat.

Da ich die Arbeiten Rühls als innovative Leistungen sehe, die eine kommunikationswissenschaftliche Spezialisierung ermöglicht haben, und diese Leistungen in

Abhängigkeit seiner Umwelt betrachte, bewege ich mich theoretisch in einem eher wissenschaftssoziologischen Rahmen. Angefangen bei Thomas S. Kuhn (1962/1981), über Wolf Lepenies (1981), Dirk Kaesler (1984), aber auch Niklas Luhmann (1990; 1998) und Peter Weingart (1976; 2003) entwickelt sich eine theoretische Linie, die wissenschaftliche Entwicklungen aus dem „luftleeren Raum“ sozusagen „zurück auf die Erde“ holt. Um Veränderungen und Entwicklungen innerhalb wissenschaftlicher Disziplinen zu erklären, wird auf den Einfluss der *scientific community* und der wissenschaftlichen Sozialisation verwiesen, durch welche eine „disziplinäre Matrix“ (Kuhn 1973, S. 294) vermittelt würde. Lepenies und Weingart verweisen auf die Relevanz institutioneller Strukturen (Lepenies 1981, XXVII; Weingart 1976, S. 66). Gleichzeitig betont Lepenies aber die für diese Strukturen prägende Funktion von Individuen (Lepenies 1981, S. XIII). Schließlich fällt das Augenmerk auf den Zusammenhang zwischen sozialen Strukturen innerhalb einer Wissenschaftsdisziplin (*Sozialgestalt*), inhaltlichen Bestimmungen (*Ideengestalt*) und dem jeweiligen Lebensverlauf des Forschers (*Milieu*) (Kaesler 1984, S. 30).

Der hier angesprochene soziologische Unterbau wird vor allem in jener kommunikationswissenschaftlichen Literatur beansprucht, der es um eine Reflexion fachinterner Entwicklungen geht. Hierzu verweise ich auf die Arbeiten *Kommunikationswissenschaft – autobiographisch* (Kutsch/Pöttker 1997), *Kommunikation als Prozeß* (Averbeck 1999), *Thesen zur Geschichte der Publizistik- und Zeitungswissenschaft* (Averbeck/Kutsch 2002), *Das Menschenbild in der Kommunikationswissenschaft* (Löblich 2004), *Wer wird Professor der Kommunikationswissenschaft* (Meyen 2004a) und *80 Jahre Zeitungs- und Publizistikwissenschaft in München. Bausteine zu einer Institutsgeschichte* (Löblich/Meyen 2004).

Im Anschluss an diese Einleitung ist meine Magisterarbeit konzeptionell in fünf Kapitel eingeteilt. Im Theorieteil (2 *Theorie*, S. 10-44) rekonstruiere ich die begriffliche und theoretische Grundlage meiner Perspektive und entwickle damit ein operationalisierbares Konzept wissenschaftlicher Differenzierung, das zur Auseinandersetzung mit dem Leben und dem Werk Rühls berechtigt. Die zentralen Fragen hierbei sind: Wie ist wissenschaftliche Differenzierung zu denken? Welche Rolle spielt der einzelne Wissenschaftler in diesem Prozess? Welche Wechselwirkungen müssen berücksichtigt werden? Anschließend wird in Bezugnahme auf die oben bereits genannten, theorierelevanten Texte ein Kategoriensystem konstruiert. Dieses dient zur Untersuchung der herangezogenen Quellen und zur Strukturierung des Ergebnisteils meiner Arbeit. Das Kategoriensystem erfüllt außerdem die Funktion von untergeordneten Forschungsfragen, da es dazu dient, die Forschungshypothese eines komplexen Zusammenhanges zwischen Leben, Umwelt und Pionierleistung zu

untergliedern. Mit Hilfe der hier gewonnenen Kategorien können also Fragen nach unterschiedlichen Einflussfaktoren beleuchtet werden. Inwiefern zum Beispiel besteht ein Zusammenhang zwischen Rühls wissenschaftlicher Perspektive und dem Zeitgeist der sechziger und siebziger Jahre? Oder, welche Rolle spielten seine Lehrer und Professoren, wie wirkte sich die wissenschaftliche Sozialisation auf seine Perspektive aus?

Damit ist diese Arbeit in den Bereich der Biografieforschung einzuordnen und entspricht einem Spezialfall der Einzelfallanalyse. Ergebnisse werden interpretativ über die Auseinandersetzung mit den Inaugurationsarbeiten und der Biografie Rühls gewonnen. Zu diesem Zweck untersuche ich die Arbeiten Rühls und ziehe Sekundärquellen zu seinen Texten heran. Die Biografie Rühls wird aus autobiografischen und biografischen Textstellen konstruiert. Von zentraler Bedeutung waren zwei Gespräche mit Prof. emerit. Dr. Dr. Manfred Rühl und ein Gespräch mit Prof. Dr. Stuiber, der als Zeitzeuge befragt wurde. Durch die Interviews konnten biografische Lücken gefüllt, persönliche Motive erfragt und Interpretationszusammenhänge überprüft werden. Überlegungen zum methodischen Vorgehen insgesamt (meine Auswahl Manfred Rühls als „Untersuchungsgegenstand“, Auswahl der Pionierarbeiten, Biografieforschung), zu den herangezogenen Quellen (Quellenevaluation, Konstruktion eigener Quellen durch Interviews) und zum Auswertungsverfahren finden sich im Methodenteil, dem dritten Kapitel der Arbeit (3 *Methode*, S. 45-56).

In Kapitel vier gehe ich zunächst auf die Biografie und die Pionierarbeiten Manfred Rühls ein (4 *Der Pionier Manfred Rühl*, S. 57-78). Da es in dieser Magisterarbeit im Grunde um das Sichtbarmachen einer Verknüpfung von Sozial- und Ideengestalt in der Wissenschaft geht, und die *Pionierarbeiten* Rühls der Ideengestalt entsprechen, müssen diese Arbeiten diskutiert werden. Eine chronologisch geordnete Darstellung seines Lebensverlaufes soll den Nachvollzug der individuellen Lebensgeschichte Manfred Rühls ermöglichen – nach Lamnek entspricht dies der ersten Interpretationsebene der Biografieforschung (Lamnek 1995b, S. 379). Da es bisher nur wenige kurze und lückenhafte biografische Texte zu Manfred Rühl gibt, scheint dies zusätzlich legitimiert.

Das fünfte Kapitel entspricht konzeptionell dem Ergebnisteil der Magisterarbeit (5 *Kontextualisierung*, S. 79-118). Hier setze ich mich konkret mit der eingangs dargestellten Problemstellung auseinander.

Im letzten Kapitel folgen Schlussbemerkungen in Form eines Resumé zur Magisterarbeit.

Manfred Rühl hat mit seinen Inaugurationsarbeiten einen wichtigen Beitrag für die deutsche Kommunikationswissenschaft geleistet. Mit dieser Aussage will ich aber keinesfalls vermuten lassen, seine weiteren Arbeiten wären wissenschaftlich weniger ergiebig. Die spezielle

Leistung der genannten Arbeiten besteht darin, dass sie *Pionierarbeiten* sind. Durch die Beantwortung der Forschungsfragen sollen gesellschaftliche, berufliche und private Kontexte der Pionierarbeiten Rühls beleuchtet und in Beziehung zueinander gesetzt werden. Am Ende meiner Magisterarbeit steht ein plausibler Erklärungszusammenhang, der es erlaubt, die Interdependenzen zwischen Leben, privatem und beruflichem Umfeld und dem Werk Rühls zu betrachten.

Autoren wissenschaftshistorischer Arbeiten beanspruchen meist, durch die Thematisierung der eigenen Geschichte einen Beitrag zur historischen Identität des Faches zu leisten und Klarheit über die aktuelle kognitive Identität zu schaffen (Lepénies 1981, S. I; Auerbeck/Kutsch 2002, S. 57; Meyen 2004b, S. 8). Eine historische Auseinandersetzung mit *Pionierleistungen* scheint dabei gerade heutzutage von besonderer Bedeutung. Innerhalb einer beschleunigten Gesellschaft erhält *Neuheit* einen Eigenwert. Die Wissenschaft ist gezwungen die Aktualität der eigenen Ergebnisse, Methoden und Theorien permanent zu hinterfragen. Wissenschaftliche Leistungen werden zusehends nach ihrem *Innovationsgrad* beurteilt. Dass dies auch und vor allem für die Kommunikationswissenschaft zutrifft zeigt die Veröffentlichung von Aufsätzen diverser Autoren unter der Rubrik „Debatte: Wie aktuell soll Wissenschaft sein?“ in der Zeitschrift *Aviso* (*Aviso* Nr. 38, Februar 2005, S. 4-12).

Die Kommunikationswissenschaft sieht sich – wie kaum eine andere Disziplin – normativ aufgeladenen Fragen und Ansprüchen gegenüber. Vor allem politische Parteien, Vertreter des Journalismus, Eltern, Lehrer und religiöse Verbände äußern Meinung und Kritik in Sachen Massenmedien. Befürchtungen und Erwartungen werden so an das Fach herangetragen. Dies rechtfertigt die Thematisierung von Wechselwirkungen zwischen Wissenschaft und Umwelt. Durch eine Reflexion dieser Wechselwirkungen kann die wissenschaftliche Perspektive gegenüber einem allzu belasteten Alltagsverständnis und den Forderungen nach einfachen kausalen Erklärungsmustern gestärkt werden. Mit meiner Arbeit will ich den komplexen Prozess wissenschaftlichen Fragens transparenter machen. Damit kann diese Arbeit als Reflexionsleistung betrachtet werden.

Die Aufarbeitung der Pionierarbeiten Rühls bedeutet auch eine Thematisierung seiner kritischen Auseinandersetzung mit tradierten theoretischen und methodischen Paradigmen in der deutschen Kommunikationswissenschaft. Rühl behält seinen kritischen Standpunkt bis heute nahezu unverändert bei. Zum einen kann daher eine unveränderte Aktualität der Kritik Manfred Rühls und eine entsprechende Kritikresistenz der *scientific community* angenommen werden. Andererseits scheinen aber genau hier Aussagen wie die Faulstichs begründet, Rühl hätte zwar „enorme wissenschaftliche Verdienste“ (Faulstich 2005, S. 3), würde heute aber den „Fortschritt unserer Wissenschaft ernsthaft behindern“ (ebd.). Ein weiteres Ziel meiner

Arbeit besteht also durchaus auch in einer Auseinandersetzung und Präsentation der Pionierwerke Rühls – und damit verbunden – seiner kritischen Ausführungen.

Ganz im Geiste meiner Fragestellung und hier vertretenen wissenschaftlichen Perspektive will ich außerdem anmerken, dass ich innerhalb eines Kandidatenseminars am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Ludwig Maximilians Universität in München und in Gesprächen mit Prof. Dr. Michael Meyen und Maria Löblich wertvolle Anregungen zur Bearbeitung des Themas meiner Magisterarbeit erhalten habe. Schließlich versteht es sich auch von selbst, dass ich nicht allein nach wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern auch ganz pragmatisch nach einem wissenschaftlichen Abschluss strebe.

2 Theorie

In diesem Kapitel werde ich ausgehend von soziologischen und kommunikationswissenschaftlichen Texten Kategorien zur Untersuchung der im Methodenkapitel besprochenen Quellen ableiten und konstruieren. Die Kategorien dienen dazu, die Untersuchung der Quellen zu strukturieren und nachvollziehbar zu machen, zielen aber darauf ab, die Beschreibung eines Zusammenhangs zwischen Leben im weitesten Sinne und Werk zu ermöglichen.

Zunächst will ich aber die wissenschaftliche Perspektive dieser Arbeit näher erläutern. Es muss geklärt werden, warum ich erstens von einem *Pionier* spreche, also den wissenschaftlichen Forscher als Akteur zum Ausgangspunkt meiner Überlegungen mache, und weshalb ich zweitens von einer Verschränkung sozialer und inhaltlicher Aspekte im Bereich wissenschaftlicher Entwicklung ausgehe.

Der Begriff *wissenschaftlicher Akteur* bezieht sich auf aktiv am Prozess wissenschaftlicher Produktion beteiligte Forscher oder Gruppen, Forschungsorganisationen und -institutionen. In Bezug auf noch wenig ausdifferenzierte, junge und kleine Disziplinen ist jedoch anzunehmen, dass die Begriffe *wissenschaftlicher Akteur* und *Forscher* deckungsgleich sind.

Unter einem wissenschaftlichen Pionier verstehe ich einen Akteur, der durch innovative Leistungen den theoretischen und methodischen Bestand sowie den Gegenstandsbereich seiner Disziplin erweitert. Beide Begriffe werden weiter unten eingehender betrachtet (2.3 *Ausdifferenzierung und Evolution*, S. 30-36).

2.1 Problematisierung wissenschaftlicher Geschichtsschreibung

Für einen Überblick unterschiedlicher Ansätze und Entwicklungslinien in der Forschung sei hier auf die Arbeit *Wissenschaftssoziologie* (2003) von Peter Weingart verwiesen. Eine kurze Stellungnahme findet sich in Abschnitt 2.3.2 *Spezialisierung im Sinne Peter Weingarts* (S. 31-32).

In Kapitel IV. *Wissenschaftliche Entwicklung – Der Zusammenhang zwischen epistemischen und institutionellen Strukturen* (Weingart 2003, S. 41-66) stellt Weingart einen wissenssoziologisch geprägten Entwicklungsstrang dar, der sich vornehmlich durch die Beschäftigung mit ideengeschichtlichen Entwicklungsprozessen und deren Seinsgebundenheit auseinandersetzt. Diese theoretische Linie entspringt nach Weingart einem von Thomas S. Kuhn eingeleiteten „*cognitive turn*“ (Weingart 2003, S. 43).

Diese Magisterarbeit beschränkt sich darauf, an Hand von drei exemplarisch ausgewählten Arbeiten aus der Soziologie – *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* von Thomas S.

Kuhn (1962/1981), *Einleitung. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität der Soziologie* von Wolf Lepenies (1981) und *Die frühe deutsche Soziologie und ihre Entstehungsmilieus. Eine wissenschaftssoziologische Untersuchung* von Dirk Kaesler (1984) – darauf aufmerksam zu machen, dass der Prozess wissenschaftlicher Entwicklungen und seine Problematisierung zunehmend ins Betrachtungsfeld wissenschaftssoziologischer Untersuchungen gerückt ist. In diesem Zusammenhang wurden verstärkt wissenschaftsinterne und -externe Einflussfaktoren auf die Theorieproduktion thematisiert.

2.1.1 „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“

In *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* (Kuhn 1962/1981) wird von einem vor allem von Karl R. Popper geprägten rationalistischen Wissenschaftsverständnis Abschied genommen. Wissenschaftliche Entwicklung wird nicht länger unproblematisch als eine kumulative Annäherung an *Wahrheit* (Popper 1959) gedacht. Kuhn geht es stattdessen um die Struktur wissenschaftlicher Entwicklung (Hoyningen-Huene 1989, S. 15). Hoyningen-Huene erinnert daran, dass das englische Wort „science“ weniger umfasst als das deutsche Wort „Wissenschaft“. Kuhns Anspruch bezog sich Hoyningen-Huene zur Folge lediglich auf Naturwissenschaften und die systematischen Sozialwissenschaften. Aus seiner Theorie ausgeschlossen waren also Geschichtswissenschaften, Philosophie und Wissenschaftstheorie (ebd., S. 16).

Für die hier vorliegende Arbeit ist vor allem die Tatsache interessant, dass Kuhn bei der Erklärung wissenschaftlicher Entwicklung die Rolle der in einem Spezialgebiet arbeitenden Wissenschaftler als soziale Gruppe – die „scientific community“ (Kuhn 1962, S. 5/1981, S. 19) – und die Relevanz der wissenschaftlichen Sozialisation im Prozess der Vermittlung eines Paradigmas betont (ebd.; Weingart 1974, S. 13). Der Begriff Paradigma steht hierbei für „eine allgemein anerkannte, fundamentale forschungsleitende Theorie inklusive exemplarischer Problemlösungen mit Implikationen dafür, was es in der Welt gibt, wie es sich verhält, welche Fragen man daran stellen kann, welche Methoden man zur Beantwortung dieser Fragen verwenden kann, und welche Antworten man auf diese Fragen erwarten kann“ (Hoyningen-Huene 1989, S. 142). Später führt Kuhn dann die Unterscheidung zwischen der „Disziplinären Matrix“ und „Musterbeispielen“ ein und ersetzt damit die Begriffe „Paradigma“ und „Paradigmen“ (Hoyningen-Huene 1989, S. 143). Die „Disziplinäre Matrix“ differenziert sich nach Kuhn in symbolische Verallgemeinerungen, metaphysische Paradigmen, die Bewertung von Theorien und exemplarische Problemlösungen (Kuhn 1973, S. 287). Kuhn geht davon aus, dass wissenschaftliche Entwicklung, also die Entscheidung für eine neue Theorie, ein neues Paradigma oder eine neue disziplinäre Matrix, nicht

ausschließlich logisch determiniert ist (Kuhn 1962, S. 94/1981, S. 106). Vielmehr spielen hier zum einen die Krise der alten Theorie und zum anderen der Glaube an die neue eine Rolle. Die ersten Anhänger einer neuen Theorie müssen daher zunächst Überzeugungsarbeit leisten, da diese neue Theorie am Anfang im Vergleich zu etablierten Vorgängern noch minderwertig erscheinen mag (ebd.).

Mit *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* (Kuhn 1962/1981) und in seinem dazu erschienenen Postskript (1973) leitet Kuhn so eine Auseinandersetzung zum Thema wissenschaftlicher Fortschritt ein. Die Wissenschaftsgeschichte wurde „mit der Diskussion um Thomas Kuhns *Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* (1962) [...] theoriefähig und darüber hinaus soziologiebedürftig (Lepenes 1981, S. IV).

2.1.2 „*Einleitung. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität der Soziologie*“

Wolf Lepenes plädiert für einen Wandel der soziologischen Disziplingeschichtsschreibung (Lepenes 1981, S. III-VIII). Dabei distanziert er sich von der klassischen Wissenschaftsgeschichte, die von einer „Kontinuität der Disziplinentwicklung“ (ebd., S. III) ausging und so in der Lage war, „die vielen Irrenden von den wenigen Vorläufern, die sich auf einer schmalen, doch kontinuierlichen Bahn auf die Wahrheiten der Gegenwart zubewegten“ (ebd.) zu trennen. Er spricht sich für eine Verlagerung der Geschichtsschreibung auf den Schwerpunkt der „Institutionengeschichte“ (ebd., S. XXVII) eines Faches aus. Diese Verlagerung kann im Sinne Lepenes' allerdings nur als perspektivische Verlagerung, als Neudefinition des „roten Fadens“ soziologischer Geschichtsschreibung verstanden werden. Im selben Text verweist er nämlich auf die Relevanz einzelner Forscher (Lepenes 1981, S. XII-XIV), auf prägende Schulen (ebd., XIV-XVII), interdisziplinäre Konstellationen (ebd., XVII-XXI) und fachspezifische Traditionen (ebd., S. XXI-XXVII). Lepenes setzt die genannten Bereiche auch stets in Beziehung zueinander und will so den Prozess der Entwicklung innerhalb seiner Disziplin verstehen.

Innerdisziplinäre Entwicklungen sieht er durch kognitive und soziale Faktoren beeinflusst und begründet damit die von ihm geforderte perspektivische Verschiebung in Richtung des institutionellen Kontextes (ebd., S. XXVII). Gerade für eine derart orientierte Disziplingeschichtsschreibung scheint der Rückgriff auf biografisches Material besonders fruchtbar: „Deutlich ist aber geworden, dass man die Wirklichkeit von Institutionen verkennt, wenn man die charakteristische Konstellation von einzelnen Personen unterschätzt, die sie prägen.“ (ebd., S. XIII) Damit wird der Rolle einzelner Akteure im Wissenschaftsprozess Rechnung getragen, ohne dass diese wiederum als *Genies* stilisiert würden (Lepenes 1981, S.

XIII). Der Entschleierung einer „subjektiven Seite des Forschungsprozesses“ (ebd., S. XV) entspricht andererseits die Forderung, den internen Institutionalisierungsprozess in einen interdisziplinären Kontext zu stellen, da „[d]ie Konstellation von Nachbar-, Konkurrenz-, Vorbild- und Hilfsdisziplinen“ (ebd., S. XX) entscheidend für die fachinterne Entwicklung sei. In diesem Zusammenhang weist Lepenies darauf hin, dass die angesprochenen interdisziplinären Wechselwirkungen in ihrer Relevanz für die Theorieproduktion nur auf dem Hintergrund nationaler fachspezifischer Traditionen richtig beurteilt werden könnten (ebd., S. XXI).

Deutlich wird, dass Lepenies wissenschaftliche Entwicklung als komplexen und wechselseitig beeinflussten Prozess betrachtet. Neue Theorien werden in einem Kontext von bereits institutionalisierten Theorien und unter dem Einfluss persönlicher, fachinterner und fachfremder Faktoren produziert. Auch die Institutionalisierungschancen von Theorien werden von Lepenies in einem derartigen Zusammenhang betrachtet. Er geht eben nicht davon aus, dass die Institutionalisierung von Theorien nur von einer ihnen immanenten Überzeugungskraft abhängen würde.

2.1.3 „Die frühe deutsche Soziologie 1909 bis 1934 und ihre Entstehungsmilieus“

Auch Dirk Kaesler setzt sich intensiv mit der Disziplingeschichtsschreibung auseinander. Er hat die Entstehungsgeschichte der deutschen Soziologie als Spezialisierungsgeschichte untersucht (Kaesler 1984).

Kaesler beschreibt die Entstehung der deutschen Soziologie in *Die frühe deutsche Soziologie 1909 bis 1934 und ihre Entstehungsmilieus. Eine wissenschaftssoziologische Untersuchung* (1984) als mehrdimensionalen und komplexen Prozess. Er entwickelt ein wissenschaftssoziologisches Konzept, das es erlaubt, analytisch zwischen „Sozialgestalt“ (Kaesler 1984, S. 9), „Ideengestalt“ (ebd.) und „Milieu“ (ebd.) zu differenzieren. Sein Augenmerk gilt hierbei dem Zusammenhang zwischen sozialen Strukturen innerhalb einer Wissenschaftsdisziplin (Sozialgestalt), inhaltlichen Bestimmungen (Ideengestalt) und der Herkunft sowie dem Lebensverlauf der am Prozess beteiligten Forscher (Milieu) (Kaesler 1984, S. 30). Hans Bohrmann betont, dies – das „Zusammenwirken der Sozialgestalt, des Ideengehaltes und des sozialen Milieus der Dozenten des Faches“ (Bohrmann 1987, S. 391) – entspräche der zentralen These Kaeslers.

Der Dimension Milieu spricht Kaesler „einen außerordentlich bedeutsamen Erklärungswert“ (Kaesler 1984, S. 22) zu, wobei er feststellt, dass „gerade diese Dimension in wissenschaftssoziologischen Untersuchungen über die Herausbildung wissenschaftlicher

Spezialisierungen wohl am wenigsten untersucht, ja zumeist nicht einmal bedacht wurde“ (Kaesler 1984, S. 22). Mit Sozial- und Ideengestalt hingegen verweist Kaesler auf in der Soziologie bereits bekannte Untersuchungsdimensionen – die „Sozialorganisation einer Wissenschaft“ (ebd., S. 10) und den traditionell eher wissenssoziologischen Bereich inhaltlicher Bestimmungen einer Wissenschaft (ebd., S. 15).

Die Dimension *Sozialgestalt* bezieht sich also auf soziale Strukturen innerhalb eines Faches, die an Hand von Interaktions- und Kommunikationszusammenhängen erfasst werden können (ebd., S. 10). Auf der Interaktions-Seite sollen personale Konstellationen untersucht und entsprechend ihrer Qualität geordnet werden (Lehrer-Schüler Beziehungen/kollegiale Beziehungen). Des weiteren werden Interaktionsmuster mit Hilfe der Unterscheidung von „Zusammenarbeit/Konkurrenz/Ignorierung“ (ebd.) untersucht und auch fachexterne Kontakte in einer eigenständigen Kategorie mit aufgenommen. Derart werden die Ziele verfolgt, Auskunft über die organisatorische Form der frühen deutschen Soziologie zu geben (ebd.) und unterschiedliche Forschungsgemeinschaften zu identifizieren (ebd., S. 11). Um Abgrenzungen zu ermöglichen will Kaesler Zonen sozialer Verdichtung voneinander unterscheiden, indem er fragt, „ob es Verbindungen auf rein professioneller oder verwandtschaftlicher oder lokaler oder politisch-ideologischer oder religiöser Ebene sind, oder ob es sich um mehrdimensionale, ‚multiplexe‘ Verdichtungen handelt“ (ebd., S. 12). Derart misst Kaesler die Intensität personaler Netzwerke.

Die Kommunikations-Seite wurde in die Kategorien „Zitations-Rezeptions-Muster“ (ebd., S. 11), „Koautorenschaften“ (ebd.) und „Korrespondenzen“ (ebd.) zergliedert. Die Funktion dieser Kategorien besteht in der Identifikation von Sprachgemeinschaften (ebd.). Kaesler verfolgt auf beiden Seiten den Anspruch, sowohl formelle als auch informelle Aspekte zu erfassen. Im Falle der Interaktionsnetzwerke bedeutet dies, dass Kaesler mit diesem Instrumentarium sowohl professionelle als auch private, zum Beispiel verwandtschaftliche Beziehungen erfassen kann.

Die Analyse-Dimension *Ideengestalt* umfasst inhaltliche Bestimmungen, die traditionell mit dem Paradigmenbegriff umschrieben wurden (ebd., S.15). Kaesler differenziert hier zunächst zwischen „metaphysischer, methodologischer und exemplarischer Ebene“ (ebd., S. 16) und führt diese Unterscheidungen später weiter aus.

Auf der metaphysischen Ebene fragt Kaesler nach dem Wirklichkeitsverständnis der zu untersuchenden Wissenschaftler. Damit verknüpft sieht er ihr jeweiliges Wissenschaftsverständnis und abgeleitet hiervon Einstellungen bezüglich des Erkenntnisobjektes einer Wissenschaft. Die Unterteilung der methodologischen Ebene erfolgt an Hand der Kategorien „heuristischer Zugang“ (Kaesler 1984, S. 20), „methodologischer

Zugang“ (ebd.), „Gesetzesbegriff“ (ebd.) und „Paradigma-Erwartungen“ (ebd.). Die letzte Kategorie unter der Dimension Ideengestalt beschrieb Kaesler als „Theorie-Praxis-Zusammenhang“ (ebd.). Dieser Zusammenhang soll an Hand von exemplarischen Arbeiten geklärt werden (ebd., S. 19-20).

Die vielleicht wichtigste Analyse-Dimension ist für Kaesler das *Milieu* (ebd., S. 22). Hierunter fallen private, berufliche, wissenschaftliche und außerwissenschaftliche Sozialisationsinstanzen, sowie soziodemografische Bedingungen der soziologischen Akteure (ebd., S. 25). Konkret unterscheidet Kaesler hier drei Kategorienkomplexe: Erstens die „Ursprungs-Milieus“ (ebd.) mit den Unterkategorien *Geburtenkohorte*, *Schichtzugehörigkeit*, *Religiöser Hintergrund*, *Politischer Hintergrund*, *Regionale Zugehörigkeit* und *Stadt-Land* (ebd.), zweitens die „Milieus der sekundären Sozialisation“ (ebd.), unterteilt in *Schulbildung*, *Akademische Ausbildung*, *Studienfach*, *Ursprungs-Universität*, *Eigene religiöse Orientierung* und *Eigene politische Orientierung* (ebd.), und drittens die „Milieus der eigenen (akademischen) Karriere“ (ebd.) mit den Unterkategorien *Heimat-Universität*, *Lehrfach*, *Status* und *Außerakademische Karriere* (ebd.).

Die Frage nach den unterschiedlichen Milieus, aus denen heraus die frühe deutsche Soziologie entstanden ist, erfüllt die Funktion, Unterschiede bezüglich verschiedener Soziologien und deren Entstehung zu erklären (ebd., S. 26). Kaesler geht hierbei von einer engen Verbindung zwischen den Sozialisationsmilieus eines Wissenschaftlers und den von ihm gewählten und als forschungsrelevant definierten Gegenstandsbereichen aus (ebd., S. 27). Hierbei wird den akademischen Milieus eine besonders maßgebliche Bedeutung zugesprochen (ebd., S. 329). Denn eine „relativ geringe Variation auf der Ebene der Ursprungs-Milieus erklärt nicht die relativ große Variation auf den verschiedenen Ebenen der Ideengestalt der frühen deutschen Soziologie“ (ebd., S. 328).

In Bezugnahme auf die Dimension *Milieu* lässt sich für Kaesler auch klären, in welchen gesamtgesellschaftlichen Wechselbeziehungen das Fach steht. Dies ist möglich, da das Fach selbst als System verstanden wird, das aus der wechselseitigen Beziehung von *Sozialgestalt* und *Ideengestalt* hervorgeht und die Kategorie *Milieu* hierbei „auf die personellen und inhaltlichen Verflechtungen mit der Gesamtgesellschaft verweist“ (ebd., S. 30-31). Dem entspricht auch Kaeslers Thematisierung gesamtgesellschaftlicher Bedingungen. Hier interessiert ihn der von der Gesellschaft ausgehende „Reflex auf Entstehung und Entwicklung der Soziologie“ (Kaesler 1984, S. 198).

Er beschreibt also zunächst gesellschaftsweite und wissenschaftsexterne Bedingungen (ebd., S. 198-290), um dann auf Bedingungen innerhalb des wissenschaftliche *Systems* zu Sprechen zu kommen (Kaesler 1984, S. 291-314). Schließlich untersucht Kaesler so die

Entstehungsmilieus der deutschen Soziologie (ebd., S. 315-531), da „*Geschichte ganz allgemein, und Geschichte der Soziologie im besonderen [...] als ein Geflecht von Interaktions-, Kommunikations- und Interpretationsprozessen, die im Kontext konkreter Diskurse entstehen und sich weiterentwickeln*“ (ebd., S. 320) zu sehen ist.

Zusammengefasst entwirft Kaesler also ein Instrumentarium mit dem er zunächst das Fach selbst beschreibt. Die so gewonnenen Erkenntnisse entwickelt er auf dem Hintergrund gesamtgesellschaftlicher Tendenzen. Dies geschieht an Hand einer Querschnittsanalyse in den Dimensionen *Sozialgestalt* und *Ideengestalt*. Mit Hilfe der Kategorie *Milieu* soll auf den Zusammenhang von Sozial- und Ideengestalt, sowie auf gesamtgesellschaftliche Wechselwirkungen und damit verbunden insbesondere auf die Genese unterschiedlicher Soziologien Bezug genommen werden. Hier wird deutlich, dass auch für Kaesler der wissenschaftliche Akteur eine zentrale Rolle einnimmt, wenn es darum geht zu verstehen, warum sich die Soziologie entwickelt hat, wie sie sich entwickelt hat. Am einzelnen Forscher kann nachvollzogen werden, welche gesellschaftlichen Bereiche für die Entstehung der deutschen Soziologie relevant waren. Dieser Sonderstatus besteht nun nicht darin, dass der einzelne Forscher Urheber einer „*creatio ex nihilo*“ ist, sondern in seiner Entwicklungs-, Sozialisations- oder Lebensgeschichte, durch die allein eine Verbindung von Wissenschaft und Gesellschaft hergestellt werden kann. Die Soziologie hat sich aus der Perspektive Kaeslers heraus also kontextabhängig entwickelt. Einen Zugang zu diesem Kontext bieten der einzelne Forscher und seine Sozialisationsmilieus.

Damit soll lediglich eine für meine Arbeit bedeutsame Entwicklungslinie in der Wissenschaftssoziologie angedeutet werden. Das folgende Kapitel nimmt nun auf den Forschungsstand der kommunikationswissenschaftlichen Geschichtsschreibung in Deutschland Bezug.

2.2 Zeitgenössische Perspektiven kommunikationswissenschaftlicher Geschichtsschreibung

In den letzten Jahren ist der wissenschaftliche Akteur zusehends in das Blickfeld der historischen Forschung in der Kommunikationswissenschaft geraten. Im Folgenden sind einige zeitgenössische Historiografien angeführt. Bei der Darstellung wurde besonders auf die theoretische Perspektive und die angewandten Methoden Wert gelegt. Auf die Ergebnisse der Arbeiten kann im Rahmen dieser Magisterarbeit lediglich stark zusammengefasst Bezug genommen werden.

Die Arbeiten werden in der Reihenfolge ihres Erscheinens besprochen.

2.2.1 „Kommunikationswissenschaft – autobiographisch“

Arnulf Kutsch und Horst Pöttker begründen ihre 1997 als Sonderheft der Zeitschrift Publizistik erschienene Sammlung autobiografischer Rückblicke prominenter „Nestoren“ (Kutsch/Pöttker 1997, S. 8) mit der These, dass gerade in einem jungen und kleinen Fach von einem starken Einfluss einzelner Wissenschaftler auszugehen sei (ebd., S. 10). Die Autoren betonen, dass die Entwicklung der Kommunikationswissenschaft in den 60er Jahren als Folge der persönlichen Leistung einzelner Forscher, „als Resultat von individueller Kreativität, selbständigem Denken, persönlichem Engagement und Initiative“ (ebd.) zu sehen sei.

Die spezifische Leistung der Nestoren besteht nach Kutsch und Pöttker darin, dass sie halfen, die Publizistikwissenschaft nach dem Ende des zweiten Weltkrieges in eine Kommunikationswissenschaft zu transformieren (ebd., S. 8). Begründet wird dies durch den Rekurs auf theoretische und methodische Impulse von Vertretern der Nestoren-Generation, sowie im Verweis auf deren organisatorische Innovationen (ebd., S. 8-9). Vor allem diesen Leistungen sei es zu verdanken, dass sich die „nur schwach ausdifferenzierte Disziplin“ (ebd., S. 7) etablieren konnte, obwohl ihr eine äußerst geringe gesellschaftliche Relevanz und Problemlösungskompetenz zugesprochen wurde (ebd., S. 8).

Arnulf Kutsch und Horst Pöttker legen den Schwerpunkt ihrer Argumentation auf die individuellen Leistungen der Nestoren, sie arbeiten aber dennoch den gesamtgesellschaftlichen Kontext heraus, da „die individuellen Beiträge im Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Entwicklungen verstanden werden“ müssen (ebd., S. 10).

Als besonders wichtig betrachten die Autoren hier den gesellschaftlichen Wandel und Komplexitätszuwachs, sowie die zunehmende Bedeutung von Massenmedien und von massenmedialer Kommunikation für die Gesellschaft, insbesondere aber auch für die gesellschaftlichen Teilbereiche Politik und Wirtschaft (ebd.). In diesem Zusammenhang verweisen Kutsch und Pöttker auf die Entdeckung des Werbemarktes in kapitalistisch-

demokratischen Ländern und auf das Interesse an Propaganda-Wirkungen in totalitären Systemen. Beide Seiten waren an der Beantwortung der Frage interessiert, „wie man Menschen in Massen durch Medien im Sinne ökonomischer oder politisch-ideologischer Interessen beeinflussen kann“ (Kutsch/Pöttker 1997, S. 10). Damit scheinen bereits die Weichen für die Medienwirkungsforschung gestellt.

Wechselwirkungen werden außerdem in interdisziplinären Beziehungen vermutet. Neben der Orientierung an amerikanischen Forschungsstandards werden in der deutschen Kommunikationswissenschaft nach 1945 „Konzepte, Theorien und Theoriefragmente sowie Methoden aus anderen Wissenschaften herangezogen“ (ebd., S. 11). Dies führte zum Selbstverständnis der Kommunikationswissenschaft als einer Integrationswissenschaft (ebd.). Damit verbunden sehen Kutsch und Pöttker auch die mit dem Wandel von einer Zeitungs-/Publizistikwissenschaft zur Kommunikationswissenschaft einhergehende Neudefinition des fachspezifischen Gegenstandsbereiches. Die Autoren sehen in der Konkurrenz zur Soziologie einen Grund dafür, sich aus einem „Bedürfnis nach wissenschaftlicher Respektabilität“ (ebd.) heraus nicht länger über den Gegenstand der Zeitung oder des publizistischen Produktes zu definieren.

Kutsch und Pöttker sprechen von einem gesellschaftlichen Wandel, in dessen Verlauf „Mediengesellschaften“ (ebd., S. 12) entstanden seien. Die gesteigerte gesellschaftliche Relevanz von Massenmedien wird von den Autoren wiederum als Einflussfaktor auf das Fach betrachtet. Unterschiedlichste Gesellschaftsmitglieder, aber auch universitäre Disziplinen entwickelten ein gesteigertes Problembewusstsein in Bezug auf Massenmedien und mediale Inhalte. Auch die Frage nach einer adäquaten journalistischen Ausbildung wird aufgeworfen. Das Angebot attraktiver Medienberufe hat wiederum Rückwirkungen auf kommunikationswissenschaftliche Lehrinhalte. Die Kommunikationswissenschaft bezieht sich in gesteigertem Maße auf die Praxis und will so auch die Bedürfnisse eines „berufsorientierten Studententypus“ (ebd., S. 13) erfüllen. Auf lange Sicht beeinflusste dies die Institutionalisierung des Fachbereiches „Journalistik“ (ebd., S. 15).

Dieser fachinterne Wandel kann nun positiv als *Wiedergeburt* aufgefasst oder aber kritisch als Verzettlung beurteilt werden. Kritiker würden der modernen Kommunikationswissenschaft vorwerfen, ihre eigenen Ansprüche nicht länger erfüllen zu können, da sich ein Theoriechaos entwickelt habe, und man sich nicht einmal darüber einigen könne, was Kommunikation oder Medien überhaupt seien (ebd., S. 16).

Kutsch und Pöttker sehen in diesem widersprüchlichen Potential die Frage nach dem Stellenwert individueller Einflüsse auf die fachinterne Entwicklung gerechtfertigt (ebd., S. 16-17). Den Wert einer Sammlung autobiografischer Rückblenden begründen die Autoren

damit, dass es zwar Grund zur Annahme gebe, die fachinterne Entwicklung wäre durch gesellschaftliche und medientechnische/-politische Metaentwicklungen strukturiert, dies aber keinesfalls ausreichen würde, um den Prozess des fachinternen Wandels zu verstehen. Letzteres könne nur durch die Beleuchtung individueller Leistungen und deren Motivation geschehen. Auf diese Weise hoffen Kutsch und Pöttker die „unterschiedlichen akademischen Wurzeln der Kommunikationswissenschaft“ (Kutsch/Pöttker 1997, S. 17) offen zu legen.

Gerade „in einem Fach ohne rechte Tradition der autobiographischen Rechenschaft und einer vergleichsweise schwach ausgeprägten Selbstreflexion“ (ebd.) wollen die Autoren so „Anregungen und aussagekräftige, wenn nicht unentbehrliche Materialien“ (ebd., S. 20) für eine historische Untersuchung fachinterner Entwicklungen liefern.

Kutsch und Pöttker rechtfertigen die Tatsache, dass sie ausschließlich lebende Vertreter des Faches in ihre Auswahl an Nestoren aufgenommen haben damit, dass es ihnen außerordentlich wichtig war, bewusst aus dem aktuellen Entwicklungsstand heraus geschriebene Originalbeiträge zu sammeln. Sie haben zu diesem Zweck dreizehn Nestoren ausgewählt und schriftlich um einen Beitrag gebeten. Um ein minimales Maß an Vergleichbarkeit zu erreichen, legten die Autoren zusätzlich zu der Projektskizze mit Zielen der Publikation und einer Liste der anderen ausgewählten Fachvertreter erinnerungs- und darstellungsleitende Fragen bei (ebd., S. 19). Diese Fragen bezogen sich auf die wissenschaftliche Selbstbeschreibung des Forschers, seine Forschungsperspektive und -strategien, auf relevante Lebenserfahrungen, sein Interaktionsnetzwerk (Vorbilder, Schüler, Kollegen) und die Einschätzung seiner Wirkung innerhalb des Faches (ebd.). Um einen möglichst hohen Rücklauf zu erhalten, wurde das autobiografische Material später auch durch Gespräche ergänzt.

Kutsch und Pöttker beziehen sich in ihrer Einleitung also auf einen wissenschaftssoziologischen Theoriezusammenhang. Sie gehen davon aus, dass der biografische Kontext, in dem wissenschaftliche Arbeiten geschrieben werden, notwendig zur Erklärung wissenschaftlicher Entwicklung herangezogen werden muss. Obwohl sie sich auf den einzelnen Akteur konzentrieren, verweisen sie auch auf gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge. Es ist aber der Akteur, bei dem diese Einflüsse *ankommen*, er ist es, auf den diese Einflüsse wirken. Um zu verstehen, warum sich die heutige Kommunikationswissenschaft so und nicht anders entwickelt hat, gilt es zu verstehen, welche Motive die maßgeblichen Akteure hatten. Erst unter Berücksichtigung individueller Motive und Zusammenhänge kann erklärt werden, wie es zu dem Wandel der über ein materielles Objekt definierten Zeitungs- oder Publizistikwissenschaft zu einer empirischen Kommunikationswissenschaft kam.

2.2.2 „Kommunikation als Prozeß“

Auch Stefanie Auerbeck gliedert ihre Untersuchung der theoriegeschichtlichen Entwicklung der deutschen Zeitungswissenschaft zwischen 1927 und 1934 nach einzelnen Forschern und deren akademischen Bezugsmilieus (Auerbeck 1999). Eine ihrer zentralen Thesen ist, dass die theoretische Entwicklung des Faches in Abhängigkeit der jeweiligen wissenschaftlichen Bezugsmilieus einzelner Akteure zu betrachten sei (ebd., S. 17, 32).

Den von ihr attestierten „kognitiven Wandel“ (ebd., S. 14) innerhalb der Zeitungswissenschaft untersucht Auerbeck an Hand des Indikators *prozessorientiertes Kommunikationsverständnis*. Die Autorin geht davon aus, dass „die Diskussion um ‚Mitteilung als Wechselwirkung‘ [...] erst die theoretische Grundlage schuf für eine publizistikwissenschaftliche motivierte Forschungsprogrammatisierung“ (ebd.).

Auerbeck konstruiert nun ein begriffliches Instrumentarium und ein idealtypisches Konzept zur Unterscheidung von „prozeßorientierten Ansätzen“ (ebd., S. 34) auf der einen und einer „konservativen Dogmatik“ (ebd.) auf der anderen Seite. Auerbeck nimmt hierbei die Ebenen *Bezugsdisziplinen*, *Methodologie*, *Menschenbild*, *Untersuchungsgegenstände* und *Kommunikationsverständnis* in den Blick (ebd.).

Des weiteren operationalisiert sie, um die These eines Zusammenhanges zwischen theoretischer Entwicklung und Milieuzugehörigkeit zu untersuchen, die von Dirk Kaesler angeführten Milieu-Ebenen der *akademischen Sozialisation* (ebd., S. 36). Sie differenziert hier ein *Kernmilieu Zeitungswissenschaft*, ein *Kernmilieu Soziologie* und ein *Interdisziplinäres Milieu* (ebd.). Später setzt sie theoretische Tendenzen mit den identifizierten akademischen Milieus zueinander in Beziehung.

Auerbeck betont darüber hinaus, wie wichtig übergreifende „kognitive Orientierungskomplexe“ (ebd., S. 14, S. 92-101) für die Theoriebildung sind. Hier bezieht sie sich auf Peter Weingart (ebd., S. 15). Weingart führt den Begriff *kognitive Orientierungskomplexe* als Alternative zum Kuhnschen Paradigma-Begriff ein (Weingart 1976, S. 35). Dabei können diese Begriffe weitestgehend komplementär benutzt werden. Weingart unterscheidet unterschiedliche Ebenen von Orientierungskomplexen – „Werte“ (Weingart 1976, S. 47), „metaphysische“, „soziologische“ und „Konstruktparadigmen“ (ebd., S. 42) – und zeigt, dass hier stattfindende Wandlungsprozesse „langfristiger Natur sein müssen“ (ebd., S. 43). Er führt weiter aus, dass Kuhns These revolutionären Wandels nicht unbedingt zeitlich, sondern vielmehr inhaltlich zu verstehen sei (ebd.). Im Rekurs auf Peter Weingart sieht Auerbeck die Möglichkeit, sowohl das Kuhnsche Konzept wissenschaftlichen Wandels als Revolution, als auch das Evolutionskonzept Toulmins zu integrieren (Auerbeck 1999, S. 15). Damit können diskontinuierliche (revolutionäre) und kontinuierliche

(kumulative) Aspekte wissenschaftlicher Entwicklung erfasst werden. Auf diese übergeordneten Orientierungskomplexe mit gesamtgesellschaftlicher Ausrichtung geht die Autorin im Kapitel „Orientierungskomplexe: Kulturkritik, Presseethik, Pressepädagogik“ (Averbeck 1999, S. 92-101) näher ein.

Zunächst referiert Averbeck also Rahmenbedingungen der Theorieentwicklung bezogen auf soziale, wissenschaftspolitische und weltanschauliche Aspekte während der Weimarer Republik und des Dritten Reiches (ebd., S. 43-143). Danach beschreibt sie die Situation innerhalb der beiden Kernmilieus *Zeitungswissenschaft* und *Soziologie* (ebd., S. 145-213). Die Vertreter beider Milieus rechnet Averbeck der theoriegeschichtlichen Phase der *konservativen Dogmatik* zu.

Der Hauptteil der Arbeit bezieht sich jedoch auf die im interdisziplinären Milieu anzusiedelnden wissenschaftlichen Akteure. Diese Akteure vertreten bereits ein prozesshaftes Verständnis von Kommunikation. Averbeck beleuchtet nun die Biografien der einzelnen Forscher, ihre Milieu-Zugehörigkeit und ihre theoretischen Perspektiven, wobei sie stets nach Zusammenhängen sucht (ebd., S. 215-475). Außerdem berücksichtigt sie hier neben prominenten Vertretern des Faches auch relevante Dissertationen aus dem „Adaptionsmilieu“ (ebd., S. 476) in Heidelberg und Berlin (ebd., S. 476-517).

Im Schlusskapitel kann Averbeck das prozessorientierte Kommunikationsverständnis zusammenfassend mit dem interdisziplinären Milieu in Beziehung setzen: „Die historische Entwicklung von der Zeitungs- zur Publizistik-/Kommunikationswissenschaft stellt sich ergo als Ausdifferenzierung eines interdisziplinären Forschungsbereiches dar“ (ebd., S. 520). Averbeck begründet dies damit, dass „Zeitungswissenschaftler und Soziologen des interdisziplinären Milieus“ (ebd., S. 521) in Bezug auf Vertreter dieses Milieus „Ansätze eines prozeßorientierten Kommunikationsverständnisses“ (ebd.) formulierten. Deshalb können die „Denkmotive des interdisziplinären Milieus“ (Averbeck 1999, S. 521) als „Vorläufer der heutigen Kommunikationswissenschaft bzw. Kommunikationssoziologie“ (ebd.) gesehen werden.

Die Überwindung eines „*Große-Männer-machen-Geschichte*-Ansatzes“ (Lepénies 1981, S. XIII) zu Gunsten einer Ideengeschichte, die auf Grund ihrer Orientierung am jeweiligen Akteur die Bezugnahme auf Entstehungsmilieus zulässt, hat sich hier also als äußerst fruchtbar erwiesen. Die Einsicht, dass die moderne Kommunikationswissenschaft nicht in direkter Linie von der frühen Zeitungswissenschaft abstammt ist den genauen und umfassenden, auch fachübergreifenden Betrachtungen Averbecks zu verdanken. Die Rückbindung einer Theoriegeschichte auf einzelne Akteure und deren akademische Bezugsmilieus hat sich als besonders hilfreich erwiesen.

2.2.3 „Thesen zur Geschichte der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft 1900-1960“

Mit den *Thesen zur Geschichte der Publizistik- und Zeitungs- und Publizistikwissenschaft 1900 – 1960* (Averbeck/Kutsch 2002) lieferten Stefanie Averbeck und Arnulf Kutsch den Aufriss zu einer „systematischen Geschichte der Zeitungswissenschaft“ (ebd., S. 57). Theoretisch rückgebunden an wissenschaftssoziologische Arbeiten von Weingart (1976), Lepenies (1981), Kaesler (1984) und Stölting (1986) plädieren die Autoren für eine fachgeschichtliche Auseinandersetzung mit der Zeitungswissenschaft unter Berücksichtigung der Ebenen „Ideen- und Sozialgestalt“ (Averbeck/Kutsch 2002, S. 57). Ihr Aufsatz, der in der Zeitschrift *Medien und Zeit* veröffentlicht wurde, befasst sich allerdings im Wesentlichen mit der Ebene der Ideengestalt der Zeitungswissenschaft zwischen 1900 und 1960.

Nichtsdestotrotz beziehen Averbeck und Kutsch hier auch generell zu Fragen einer „angemessenen“ disziplininternen Historiographie Stellung. Fachgeschichte, die sich um eine Verknüpfung von Sozial- und Ideengestalt bemühe, diene der „Selbstvergewisserung des Faches über seine *historische* Identität“ (ebd.). Darüber hinaus könne man so die „*aktuelle* kognitive Identität“ (ebd.) eines Faches feststellen und sich über gesellschaftliche Bedingtheiten sowie auch über gesellschaftliche Auswirkungen der Disziplin klar werden (ebd.). Mit einem fachgeschichtlichen Zugang, der sich allein auf die Geschichte der Institutionalisierung beschränke, würde letztgenannte ethische Funktion außer Acht gelassen (ebd.). Wenn nämlich Disziplingeschichte als entweder erfolgreiche oder aber nicht erfolgreiche Institutionalisierungsgeschichte geschrieben werde, habe man keinerlei Möglichkeit auf den Aspekt wissenschaftlicher Qualität Bezug zu nehmen.

Averbeck und Kutsch siedeln den Prozess fachinterner Entwicklung im Einflussbereich der Gesellschaft an. Wissenschaftsinterne Entwicklungen sind demnach nicht isoliert zu betrachten. Im Gegenteil: „Das Fach selbst [Kommunikationswissenschaft] ist ein Produkt der Medienmoderne, wie die Soziologie einer der Moderne ist“ (Averbeck/Kutsch 2002, S. 58). Über die Betrachtung einzelner „Forscherpersönlichkeiten“ (ebd.) könne dieser Zusammenhang erschlossen werden.

In der Darstellung ihrer Untersuchung wird der fachgeschichtlichen Kategorie *Akteure* deshalb auch ein Sonderstatus beigemessen, da hier die oben erwähnte Verschränkung von Sozialgestalt und Ideengestalt sichtbar wird (ebd.). Dem entspricht die Differenzierung der Akteurs-Kategorie in *Generation*, *Wissenschaftlertyp*, *Status* und *Motivation* (ebd., S. 59), wobei die Verschränkung von Ideen- und Sozialgestalt vor allem auf der Ebene *Motivation* beobachtbar sei (ebd., S. 57). Akteure sind bei Averbeck und Kutsch in der Kategorie Sozialgestalt enthalten (ebd., S. 59). *Sozialgestalt* und *Ideengestalt* werden wiederum unter

der Kategorie *Zeitungswissenschaft* zusammengefasst, die in ihrer Beziehung zur Kategorie *Wissenschaft/Universität* und letzten Endes auch zur Kategorie *Umwelt* (Staat, Gesellschaft, Medien) betrachtet werden müsse (Averbeck/Kutsch 2002, S. 59). Hier wird deutlich, dass die Autoren das Fach und seine Entwicklung in einem hochkomplexen Beziehungsgeflecht sehen, das selbst wiederum hierarchisch gegliedert ist. Die Hierarchie entspricht der Deduktionslinie der einzelnen Kategorien ausgehend von der Gesamtgesellschaft. Damit verbunden ist die Erkenntnis, dass der wissenschaftliche Akteur zwar zur Sozialgestalt seines Faches gehört, dabei aber gleichzeitig stets auch als Gesellschaftsmitglied betrachtet werden sollte.

Averbeck und Kutsch betonen außerdem den Wert einer Historiografie, die sich neben Personen- und Institutionsgeschichtsschreibungen ergänzend mit der „Genese von Forschungsgegenständen, -methoden und Wissenszuwachs“ auseinandersetzt (ebd., S. 58).

In diesem Sinne gehen die Autoren vor, wenn sie in ihrem Aufsatz unterschiedliche ideengeschichtliche Phasen identifizieren. Die Einteilung in vier ideengeschichtliche Phasen – „*Problemidentifizierung*“, „*Problemdefinition*“, „*ideologische und organisatorisch-pragmatische Überformung*“ und „*Entideologisierung und Rekonstruktion des Problems nach 1945*“ (ebd., S. 57) – dient dazu, einen sowohl chronologisch geordneten als auch systematischen Zugriff auf die Geschichte der Zeitungswissenschaft zu gewährleisten. In den kurzen Explikationen zu den einzelnen Phasen weisen Averbeck und Kutsch nun nicht nur auf thematische und theoretische Tendenzen und Entwicklungen hin, sondern gehen auch kurz auf gesellschaftliche Rahmenbedingungen und exemplarische Persönlichkeiten ein.

Mit ihrem Aufsatz verweisen Stefanie Averbeck und Arnulf Kutsch auf Vorteile für die Disziplingeschichtsschreibung, die sich aus einer Verschränkung von Sozial- und Ideengestalt ergeben¹. Diese Vorteile ermöglichten Stabilität (historische Identität) und erfüllten praktisch-heuristische und ethische Funktionen (Averbeck/Kutsch 2002, S. 57). Letzteres vor allem dadurch, dass die soziale Konstruktion von Wissen reflektiert werde.

2.2.4 „*Das Menschenbild in der Kommunikationswissenschaft*“

In ihrer Arbeit *Das Menschenbild in der Kommunikationswissenschaft* (Löblich 2004) geht Maria Löblich von der Beeinflussung wissenschaftlicher Arbeit und deren Ergebnisse durch das Menschenbild des wissenschaftlichen Akteurs aus (ebd., S. 11). Unter Menschenbild versteht Maria Löblich nun die „Wertorientierung hinsichtlich grundlegender menschlicher Eigenschaften und Verhaltensweisen“ (ebd.) welche einem bestimmten Wissenschaftler zugesprochen werden könne. Des weiteren nimmt sie an, dass das Menschenbild eines

¹ Diese Perspektive vertrat Stefanie Averbeck auch anlässlich eines Vortrages zum Inhalt ihrer Habilitationsschrift am 02.02.2005 an der Ludwig-Maximilian-Universität in München.

Forschern über die unterschiedlichen bereits von Kaesler (1984) angeführten Milieu-Ebenen vermittelt werde (Löblich 2004, S. 23). Gemäß der konkreten Zielsetzung der Arbeit, das Menschenbild (und damit zusammenhängend das Gesellschaftsbild) Otto B. Rögeles darzustellen (ebd., S. 11) und die Ergebnisse in einen „Milieuzusammenhang“ (ebd., S. 113) zu setzen, betrachtet Löblich nun zwei Ebenen: Zum einen untersucht sie die Werkebene nach Indikatoren für Rögeles Menschenbild (ebd., S. 17), zum anderen wird auf der Milieuebene „die Person Rögeles ins Blickfeld“ (ebd., S. 18) gerückt, um die in den unterschiedlichen „Milieus wurzelnden Handlungsorientierungen“ (ebd., S. 17) zu verstehen.

Löblich bezieht sich theoretisch vor allem auf Kaesler (1984), Auerbeck (1999), Auerbeck und Kutsch (2002) und Weingart (1976). Sie sieht den Bereich Wissenschaft als „soziales Handlungssystem“ (ebd., S. 16). Der einzelne Wissenschaftler ist als Akteur nun nicht nur den Werten und Normen des wissenschaftlichen Systems als des dominierenden Bezugssystems verpflichtet, sondern orientiert sich auch in seinem wissenschaftlichen Handeln an vielfältigen anderen gesellschaftlichen Subsystemen (ebd., S. 17). „Eigendynamik beruht in der Verknüpfung mit anderen Sozialsystemen (beziehungsweise Handlungsorientierungen)“ (Weingart 1976, S. 80 zitiert nach Löblich 2004, S. 17). Löblich geht es nun „[e]xakt um diese, in anderen Milieus wurzelnden Handlungsorientierungen“ (ebd., S. 17) und deren Einfluss in Bezug auf die Entwicklung des Menschenbildes Otto B. Rögeles.

Um das Werk Rögeles zu untersuchen entwickelt Löblich ein Begriffsinstrumentarium, mit dem sie ausgehend von den kommunikationswissenschaftlichen Arbeiten Rögeles auf sein Menschen- und Gesellschaftsbild schließen will. Zu diesem Zweck hat Löblich die Kategorien „Explizite Aussagen über den Menschen“ (ebd., S. 20), „Akteure“ (ebd.), „Kommunikationsverständnis und Wirkungsannahme“ (Löblich 2004, S. 21), „Kommunikationspolitik und Funktionen von Medien“ (ebd., S. 22) und „Theoretischer Ansatz“ (ebd.) entwickelt. Auf diesen kategorialen Ebenen wird im Verlauf der Arbeit das Menschenbild Otto B. Rögeles aus seinen kommunikationswissenschaftlichen Arbeiten herausgefiltert. In einem zweiten Schritt entwickelt Löblich Kategorien zur Milieuanalyse. Hierbei werden in Anlehnung an Kaesler (1984) unterschiedliche milieuspezifische Faktoren zu analytischen Kategorien verfestigt. Diese sind nach Ansicht von Maria Löblich relevant, um zu verstehen, wie Rögele zu seinem Menschenbild gekommen ist. Die Kategorien sind: *Elternhaus (Schichtzugehörigkeit, politischer und religiöser Hintergrund)*, *Bildung (Schulbildung, akademische Ausbildung, Studienfächer und Lehrer)*, *eigene religiöse und politische Orientierung* und *außerakademisches Milieu* (Löblich 2004, S. 23). Diese bereits bei Kaesler enthaltenen Kategorien erweitert Löblich um die Kategorien *zeitgeschichtliche*

Erfahrungen – also an die Geburtenkohorte Rögeles gekoppelte gesamtgesellschaftlich bedeutsame Phasen und Entwicklungen – und *Motivationen* (Löblich 2004, S. 23).

Methodisch ist Löblich mittels der (qualitativen) Inhaltsanalyse und qualitativer Interviews vorgegangen.

Zunächst präsentiert Löblich eine chronologisch geordnete Biografie Rögeles und verortet ihn innerhalb der Kommunikationswissenschaft seiner Zeit. Ausgehend von diesen biografischen Informationen und in Bezug auf die bereits dargestellten Kategorien formuliert Löblich jetzt Forschungsfragen, die unterschiedliche Milieuzusammenhänge und Einflussrichtungen näher beleuchten sollen. Die Fragen zielen vor allem ab auf die Relevanz seiner religiösen Erziehung und der unterschiedlichen religiösen Sozialisationsinstanzen (ebd. S. 34). Die Zeit des Nationalsozialismus und Rögeles journalistische Praxis sollen aber ebenfalls in Hinblick auf ihre ihn prägende Qualität untersucht werden (ebd.).

Über das Menschenbild, das erwartungsgemäß einen Einfluss auf wissenschaftsinterne Handlungen und Entscheidungen hat, wird also auf milieuspezifische Einflussfaktoren geschlossen. In ihrer Arbeit zeigt Maria Löblich, dass Rögeles wissenschaftliche Perspektive, vor allem aber sein Kommunikationsverständnis stark mit seinem religiösen Menschen- und Weltbild zusammenhängen (ebd., S. 117). Das Menschenbild Rögeles wurde aber über unterschiedliche Sozialisationsinstanzen während seiner Kindheit und Jugend vermittelt (ebd., S. 115). Löblich zeigt, wie darüber hinaus auch andere außerwissenschaftliche Milieus Einfluss auf Motivation und Perspektive eines wissenschaftlichen Akteurs haben können, so zum Beispiel das journalistische Berufsmilieu (ebd., S. 116) oder aber auch gesamtgesellschaftliche Faktoren wie der Nationalsozialismus (ebd.). Damit weist Löblich einen (indirekten) außerwissenschaftlichen Einfluss auf die Arbeiten und Ergebnisse Rögeles nach.

Die ganzheitliche Betrachtung Rögeles in *Das Menschenbild in der Kommunikationswissenschaft* (Löblich 2004) macht seine wissenschaftlichen Entscheidungen transparenter. Für diese Magisterarbeit heuristisch relevant ist daher nicht so sehr die Deskription des Menschenbildes Rögeles, sondern vor allem der von Maria Löblich herausgearbeitete Milieuzusammenhang. Der Rekurs auf unterschiedliche Sozialisationsmilieus ist hierbei von entscheidender Bedeutung.

2.2.5 „*Wer wird Professor der Kommunikationswissenschaft?*“

Schließlich bezieht auch Michael Meyen unmissverständlich Stellung, wenn er seinen Aufsatz, *Wer wird Professor der Kommunikationswissenschaft* (Meyen 2004a), mit den Worten einleitet, „Wissenschaft wird von Personen gemacht“ (ebd., S. 194). Meyen

untersucht in diesem Aufsatz „die demographische Struktur der zentralen Akteure der Kommunikationswissenschaft in Deutschland“ (Meyen 2004a, S. 194). Dabei geht auch er von einem Zusammenhang zwischen Ideen- und Sozialgestalt aus. Theoretisch stützt sich Meyen vor allem auf Kuhn (1962), Weingart (1976) und Averbek und Kutsch (2002). Meyen schließt sich außerdem der Einschätzung von Kutsch und Pöttker an, dass gerade in einer jungen und kleinen Disziplin von einem relativ starken Einfluss einzelner Akteure auszugehen sei (1997, S. 10). Kutsch und Pöttker begründeten so die Relevanz der von ihnen vorgenommenen Sammlung autobiografischer Dokumente in *Kommunikationswissenschaft – autobiographisch* (1997).

Der Verweis Meyens impliziert, dass die Kommunikationswissenschaft auch heute noch als relativ junges und kleines Fach gelten könne, und die Auseinandersetzung mit der „Herkunft der handelnden Personen“ (Meyen 2004a, S. 194) deshalb aussagekräftig für disziplininterne Entwicklungen sein kann. Außerdem würde eine Demografie zentraler kommunikationswissenschaftlicher Akteure wichtige Informationen liefern, um die Kategorisierung des Faches als Inter-Disziplin näher zu bestimmen (ebd.). Den heuristischen Gehalt einer Auseinandersetzung mit der demografischen Struktur des Faches sieht Meyen nicht nur in dem Bewusstsein um die Verschränkung von Sozial- und Ideengestalt, sondern auch ganz konkret in Prognosefunktionen. So würde eine derartige Untersuchung Informationen liefern, die es erleichtern, individuelle Karrierechancen einzuschätzen und die Nachwuchsausbildung zu planen (ebd., S. 194). Die Erfassung personenbezogener Daten könne, da wissenschaftliche Karrieren „auch von der Qualität des persönlichen Netzwerkes und der Mentoren“ (ebd., S. 196) abhängen, auch Aufschluss über die Qualität bestimmter Institute geben.

Die zentrale Frage Meyens ist nun, ob „in den Mustern des Berufszugangs eine Tendenz in Richtung einheitlicher, systematischer Ausbildung“ zu erkennen sei, „von der man auf eine gemeinsame berufliche Identität und gemeinsame Wertvorstellungen schließen könnte“ (ebd., S. 195). Um Antworten zu finden identifiziert Meyen die zentralen Akteure der Kommunikationswissenschaft in Deutschland und beschreibt die Entwicklung der Personalstruktur des Faches. Er ordnet die Daten nach den Stichtagen 1950, 1970, 1990 und 2002 und setzt sie in Beziehung zueinander. Die gesammelten Daten bestehen aus Informationen zu *Geschlecht, Geburtsjahrgang, wissenschaftlichen Qualifizierungsschritten, dem Zeitpunkt der ersten Berufung, Folgeberufungen* und dem Zugangskriterium *journalistische Berufserfahrung* (Meyen 2004a, S. 198). Zur Beschaffung des Datenmaterials wurden die Personaleinträge der Zeitschrift *Publizistik* gesichtet und eine Internetrecherche unternommen.

Meyen sieht eine Tendenz zur Akademisierung des Zugangs zum Hochschullehrerberuf, die mit dem Wachstum des Faches verbunden ist (Meyen 2004a, S. 198). Dieser Tendenz entspricht eine Abschwächung des Zugangskriteriums *journalistische Berufsausbildung*, was wiederum Auswirkungen auf das fachliche Selbstverständnis und theoretische Schwerpunkte haben kann (ebd., S. 200). Ausgehend von der Verschränkung von Sozialgestalt und Ideengestalt wagt Meyen sogar die Prognose, dass sich eine neue Generation von Professoren auf Grund ihrer spezifischen Mediensozialisation und ihrer akademischen Sozialisation in Beziehung auf ihre Sicht des Gegenstandsbereiches und ihr wissenschaftliches Selbstverständnis von der bisherigen unterscheiden wird (ebd., S. 204). Meyen sieht die Stabilität und Kontinuität des Faches in Deutschland demnach vor einer doppelten Herausforderung: Zum einen provoziert eine sich verändernde Medienlandschaft den Wandel der wissenschaftlichen Wahrnehmung von Massenmedien und Massenkommunikation, zum anderen ermöglicht der immer noch uneinheitliche Zugang zum Fach eine Vielfalt an theoretischen Perspektiven und methodischen Zugängen (ebd.). Letzteres führt zu einer problematischen und uneinheitlichen kognitiven Identität des Faches, was eine Stabilisierung und einheitliche Darstellung nach Außen erschwert.

Auch hier wird deutlich, dass die Sozialgestalt und die Ideengestalt einer Disziplin wechselseitig voneinander beeinflusst sind. Den einzelnen Akteuren kommt eine zentrale Bedeutung zu, da sie sowohl Sozialgestalt als auch Ideengestalt einer Disziplin prägen und diese in ihrer Person miteinander verbinden. Aber auch das akademische und außerwissenschaftliche Umfeld, die unterschiedlichen Sozialisations-Milieus der einzelnen Akteure müssen berücksichtigt werden, will man vergangene oder gegenwärtige Entwicklungen verstehen und Prognosen über zukünftige Entwicklungen aufstellen. Veränderungen innerhalb der Sozialisationsmilieus haben über die wissenschaftlichen Akteure Auswirkungen auf die Ideengestalt einer wissenschaftlichen Disziplin.

2.2.6 „80 Jahre Zeitungs- und Publizistikwissenschaft in München“

Dieser Band zur Geschichte des Münchner Instituts für Kommunikationswissenschaft ist der Auftakt zu einer fachhistorischen Schriftenreihe (Meyen 2004b, S. 8). Die Schriftenreihe beschäftigt sich mit der theoretischen Entwicklung des Faches Kommunikationswissenschaft. Die Grundannahme ist jedoch, dass „die jeweils vorherrschenden Theorien, Begriffe und Methoden durch Sozialisation und Institutionalisierung vermittelt werden“ (ebd.). Man will sich fachintern über die eigene „historische und [...] aktuelle kognitive Identität“ (ebd.) vergewissern, gerade auch weil die Beschäftigung mit der eigenen Geschichte „in der

Kommunikationswissenschaft schwächer ausgeprägt [ist] als in anderen akademischen Disziplinen“ (Meyen 2004b, S. 7).

Mit Bezug auf Thomas S. Kuhn (1962), Peter Weingart (1976) und Wolf Lepenies (1981) begründen die Herausgeber Michael Meyen und Maria Löblich ihre These eines Zusammenhanges von Sozial- und Ideengestalt (Meyen/Löblich 2004, S. 12-13). Die Herausgeber interessieren sich nun nicht nur für die kognitive Ebene der Theorieproduktion, sondern verweisen mit den oben genannten Autoren auf institutionelle Aspekte wie Akteurs-Biografien, Ressourcenverteilung, fachinterne Beziehungen auf nationaler und internationaler Ebene, interdisziplinäre Beziehungen, und einen Wissenschaft-Praxis Zusammenhang (ebd., S. 13). Außerdem messen Meyen und Löblich auch der universitären Reputation des Faches, dem gesellschaftlichen Problemlösungsbedarf und der Reputation des Faches bei den Studenten Bedeutung bei (ebd.).

Mit Stefanie Averbek und Arnulf Kutsch (2002) verweisen die Herausgeber auf eine fachinterne Arbeit, deren Fokus auf der Verschränkung von Sozial- und Ideengestalt beruht und in deren Kontext die zentrale Rolle wissenschaftlicher Akteure hervorgehoben wird.

In *80 Jahre Zeitungs- und Publizistikwissenschaft in München* (Meyen/Löblich 2004) wird also auf der beschriebenen theoretischen Grundlage eine Institutsgeschichte angeboten. Zahlreiche Autoren beschäftigen sich mit unterschiedlichen thematischen Schwerpunkten und wissenschaftlichen Akteuren. So entsteht aus verschiedenen Perspektiven heraus ein historisches Mosaik. „Kern des Buches sind 14 autobiografische Interviews zur Institutsgeschichte“ (Meyen/Löblich 2004, S. 17). Die Interviews zielen inhaltlich darauf ab, einerseits die „Studien- und Arbeitsbedingungen am Institut“ (ebd.) in Erfahrung zu bringen und andererseits „Porträts der wichtigsten Beteiligten und ihrer wissenschaftlichen Positionen zu zeichnen“ (ebd.). Bereits Arnulf Kutsch und Horst Pöttker wollten auf ähnliche Art in *Kommunikationswissenschaft – autobiographisch* (1997) einen Zugang zur Fachgeschichte bereitstellen.

2.3 Ausdifferenzierung und Evolution

Die hier vorliegende Magisterarbeit ist im Zusammenhang mit den besprochenen soziologischen und kommunikationswissenschaftlichen Arbeiten zu sehen. Zentral ist hierbei die Annahme einer Verschränkung von Sozial- und Ideengestalt in der Wissenschaft. Der wissenschaftliche Akteur nimmt eine wesentliche Position ein, da er als Bindeglied und damit als Zugang zu dieser Verschränkung betrachtet werden kann.

Ich will in dieser Arbeit allerdings besonders den Aspekt des wissenschaftlichen Fortschritts beleuchten. Es ist daher notwendig, über die bisher angeführten Ansätze hinaus ein

theoretisches Konzept zu entwickeln, das den Prozess wissenschaftlicher Entwicklung in Beziehung auf den wissenschaftlichen Akteur und seine Umwelt begreift. So sollen fachinterne Entwicklungen über den einzelnen Akteur in ihrer sozialen und ideengeschichtlichen Verschränkung beschrieben werden.

Hierzu werde ich mich auf das Evolutionsmodell Niklas Luhmanns (1990, S. 549-615; 1998, S. 536-556) beziehen und dieses Modell mit der wissenschaftssoziologischen Beschreibung eines Spezialisierungsprozesses nach Peter Weingart (2003) verbinden.

2.3.1 Das Evolutionsmodell Niklas Luhmanns

Bevor ich auf den Prozess der Evolution zu sprechen komme, will ich zunächst ein paar grundlegende und für die spätere Argumentation wesentliche Aspekte der Luhmannschen Gesellschaftstheorie darlegen.

Luhmann geht von einer funktional differenzierten Gesellschaft aus und damit von einem Metasystem, das aus dem Nebeneinander operativ geschlossener Funktionssysteme besteht (Luhmann 1998, S. 78-80). Unterschiedliche Funktionssysteme – die Wissenschaft ist nur ein Funktionssystem neben Wirtschaft, Politik, Kunst, Medien und anderen – folgen eigenen Gesetzen, eigenen operativen Codes, und verarbeiten Umwelteinflüsse deshalb auch auf unterschiedliche Art und Weise. Mit dem Begriff des *operativen Codes* ist die dem jeweiligen System grundlegende Unterscheidung gemeint, eine Unterscheidung, die den „Charakter“ des Systems ausmacht und die alle anderen Interaktionen mit beeinflusst. Als Code des wissenschaftlichen Systems gilt Luhmann die Unterscheidung von Wahrheit und Nicht-Wahrheit (Luhmann 1990, S. 172-173).

Nach Luhmann gibt es keine direkte „Durchgriffskausalität“ von einem System zu einem anderen. Systeme sind *operativ geschlossen*. Das heißt, jedes System sieht sich einer „operativ unerreichbaren Umwelt“ (Luhmann 1990, S. 45) gegenüber. Nichts desto trotz sind gesellschaftliche Teilbereiche strukturell miteinander gekoppelt. Dies bedeutet, dass sie sich gegenseitig irritieren können. Das Verhältnis struktureller Kopplung ist aber hochkomplex und wechselseitig. Systeminterne Reaktionen auf Irritationen aus anderen Systemen können somit nicht vorausbestimmt werden. „Über strukturelle Kopplung kann ein System an hochkomplexe Umweltbedingungen angeschlossen werden, ohne deren Komplexität erarbeiten oder rekonstruieren zu müssen“ (Luhmann 1998, S. 107).

Für den hier vorliegenden Fall bedeutet dies, dass die kommunikationswissenschaftliche Forschung zwar eingebunden ist in einen gesamtgesellschaftlichen Kontext und auch Probleme erkennen kann, die andere gesellschaftliche Subsysteme mit *ihrem Gegenstandsbereich* haben, sie diese Probleme aber nicht eins zu eins in ihren Theorierahmen

übersetzen kann. Die politische Diskussion um Pressefreiheit zum Beispiel kann durchaus *Inspiration* für die kommunikationswissenschaftliche Forschung sein, umgesetzt wird diese *Inspiration* aber innerhalb des wissenschaftlichen Systems und gemäß der systeminternen Unterscheidungen und Operationen. Die gestellten Fragen und die gefundenen Antworten werden daher kaum die ursprünglich intendierten politischen Zwecke erfüllen, sondern müssen von den Verantwortlichen – in diesem Beispiel aus dem politischen System – auf der Grundlage ihres eigenen Systemkontextes interpretiert werden. Es liegt also im Kompetenzbereich des jeweiligen Systems, „die Hinsichten zu spezifizieren, in denen das System auf Bedingungen seiner Umwelt reagiert“ (Luhmann 1998, S. 68).

Mit Hilfe dieser Vorüberlegungen lässt sich der Evolutionsprozess nun aus einer Luhmannschen Perspektive heraus betrachten.

„Wissen ist ein Produkt der Gesellschaftsgeschichte“ (Luhmann 1990, S. 549). Eine Problematisierung wissenschaftlichen Wissens wurde laut Luhmann vor allem durch ein von Popper und Kuhn verstärktes Interesse an wissenschaftlichem Wachstum und Theoriewechsel ausgelöst (ebd.). Luhmann stellt eine Evolutionstheorie vor, die weder auf Rationalität noch auf Konsens angewiesen ist, um „die Morphogenese (um nicht zu sagen: den Fortschritt) der Wissenschaft“ (ebd., S. 550) zu erklären. Stattdessen erhält der einzelne Forscher eine zentrale Stellung im Evolutionsprozess des Wissens, da er „als ein Vehikel der Evolution“ (ebd.) betrachtet werden kann. Der Evolutionsprozess wissenschaftlichen Wissens verläuft nach Luhmann in Form eines komplexen und sich auf allen Stufen wechselseitig beeinflussenden Prozesses mit Elementen der Variation, Selektion und Stabilisierung (ebd., S. 559). Selektion und Stabilisierung verlaufen nach einer wissenschaftsinternen Logik und im Rahmen systemeigener Operationen (ebd., S.560-561). Das „Neue“ kann aber nicht aus den systeminternen Vorgängen heraus entstehen. Hier bedarf es der *Variation*, und diese kommt von *Außen*: „Gerade die Variation ist auf Außenanstöße angewiesen, während die Selektion des geeigneten Theoriematerials durch interne Prozesse erfolgt“ (ebd., S. 563).

Um „Neues“ zugänglich zu machen, das dann gemäß einer wissenschaftsinternen Logik selektiert werden kann, bedarf es also der Variation durch den einzelnen Forscher als Bewusstsein (ebd., S. 565). Dieser Forscher wird von Luhmann aber nicht als *Genie* oder *kreative Kraft* verstanden (ebd., S. 561), der einzelne Forscher ist das an wissenschaftlichen Operationen beteiligte „psychische System“ (ebd., S. 565). Dieser Forscher also ist selbst eingebunden in das kommunikative System „Wissenschaft“. Er „lässt sich selbst durch das Verstandene und daraufhin Sagbare, durch das Gelesene und das daraufhin denkbare faszinieren“ (ebd.). „Es wäre daher kaum angemessen zu sagen, daß das Bewußtsein aus sich selbst heraus bestimmt, was es in die Kommunikation eingibt“ (ebd.). Hier wird die Vehikel-

Funktion des Einzelnen im Prozess wissenschaftlicher Differenzierung deutlich. Obwohl der Einzelne nicht schöpferisch am Prozess beteiligt ist und auch nicht in „Eigenregie“ handelt, ist er für den Prozess wissenschaftlicher Entwicklung unentbehrlich, denn „[a]ller Umweltkontakt der Kommunikation muß [...] über das Bewusstsein laufen (Luhmann 1990, S. 566). „Wenn dies einmal akzeptiert ist, kann man erkennen, daß das Bewusstsein beim Ingangbringen von evolutionärer Variation und beim Durchbrechen der normalen Selbstspezifikation des Kommunikationssystems eine besondere Rolle spielt“ (ebd.).

Diese Sonderrolle des Einzelnen im Evolutionsprozess der Wissenschaft veranlasst Luhmann dazu, auf die Sozialisation des Wissenschaftlers zu verweisen (ebd., S. 569), welche ihn zu einer Art „Zufallssortiermaschine“ (ebd., S. 570) werden lässt.

Variation wird also in das Wissenschaftssystem importiert, indem „dem Bewusstsein eines Beteiligten etwas einfällt und dieser für das Wissenschaftssystem zufällige Einfall in passabler Form kommuniziert wird“ (ebd., S. 575). Diese „Reizung mit undurchschaubarer Komplexität“ (ebd.) entsteht aber auf Grund äußerer Anstöße (ebd., S. 563, 567). Der einzelne Forscher, verstanden als wissenschaftlicher Akteur ist selbst nicht Urheber der Variation. Stattdessen kann er hierbei als Knotenpunkt und Verbindung zwischen den an sich geschlossenen Systemen gedacht werden (ebd., S. 566).

Variation kann demnach nicht wissenschaftsimmanent erklärt werden. Durch Bezug auf den wissenschaftlichen Akteur (das an wissenschaftlichen Operationen beteiligte Bewusstsein oder das psychische System) können aber Impulse aus anderen gesellschaftlichen Subsystemen berücksichtigt werden. So kann der komplexe Prozess wissenschaftlicher Differenzierung zumindest teilweise nachvollzogen werden.

In diesem Zusammenhang muss angemerkt werden, dass Luhmann auch auf die „unvermeidliche Geschichtsabhängigkeit der Wissenschaft“ (ebd., S. 596) verweist. Damit meint er die Abhängigkeit wissenschaftlicher Evolution von seiner eigenen Geschichte – also von tradierten und verfügbaren Wissensbeständen. Außerdem ist „wissenschaftlich gesichertes Wissen [...] ein Produkt der Gesellschaftsgeschichte“ (ebd., S. 549) und gehört deshalb zum gesamtgesellschaftlichen Evolutionsprozess.

2.3.2 Spezialisierung im Sinne Peter Weingarts

Peter Weingart liefert mit seinem 2003 erschienenen Buch *Wissenschaftssoziologie* einen theoriehistorischen Aufriss der wissenschaftssoziologischen Entwicklung. Darin unterteilt er die in chronologischer Reihenfolge besprochenen Arbeiten gemäß dem jeweiligen Forschungsinteresse in drei Entwicklungslinien, die er als institutionalistisch, wissenssoziologisch und sozialkonstruktivistisch bezeichnet.

Weingart beschreibt also zunächst von Merton initiierte institutionalistische Theorien. Danach gibt er einen Überblick zu Arbeiten, welche die soziale Struktur der Wissenschaft betonen. Als zentrale Figur kennzeichnet Weingart hier Thomas S. Kuhn, da dieser „die Tür zur soziologischen Analyse wissenschaftlicher *Inhalte* und deren Verknüpfung mit der wissenschaftlichen Sozialstruktur“ (Weingart 2003, S. 44) öffne. Weingart geht danach auf den Sozialkonstruktivismus ein und verweist sowohl auf mikrosoziologische Laborstudien (ebd., S. 67-61) als auch auf die von der Feldtheorie Bourdieus inspirierte und radikalisierte Akteur-Netzwerk-Theorie (ebd., S. 71-77). Letztere betont, dass die Produktion von Wissen und damit der Erfolg von Wissenschaftlern, „nicht durch die ‚Wahrheit‘ dieses Wissens und seine Überzeugungskraft zu erklären“ (ebd., S. 72) ist. „Vielmehr bedarf es des geschickten Manipulierens des jeweils relevanten Netzwerks heterogener Einheiten wie Personen, technischer Artefakte und natürlicher Objekte, um deren ‚Unterstützung‘ für die eigenen Ziele zu sichern“ (ebd.).

Auf Basis der angeführten theoretischen Entwicklungen entspreche es nunmehr wissenschaftssoziologischem Konsens, Wissenschaft als soziales Phänomen zu betrachten, das durchaus gesellschaftlichen Einflüssen unterliege (ebd., S. 81). Einen Hauptgrund dafür, dass wissenssoziologische Analysen bisher hinter ihrem Anspruch zurückgeblieben sind, „die Entwicklung wissenschaftlichen Wissens über dessen Vermittlung durch sozialstrukturell zu verortende Interessen zu erklären“ (ebd., S. 82-83), sieht Weingart darin, dass es an „einer übergreifenden Gesellschaftstheorie“ mangle, „die Handeln als sozialstrukturell vermittelt beschreiben würde“ (ebd., S. 83). In diesem Zusammenhang optiert Weingart für die Theorie einer funktional differenzierten Gesellschaft nach Luhmann. So könnten empirische Befunde aus allen bisher besprochenen Entwicklungslinien der Wissenschaftssoziologie berücksichtigt werden (ebd., S. 84). Weingart plädiert für eine Uorientierung der Wissenschaftssoziologie, die darin bestehen soll, den Blick nach außen zu richten und nunmehr strukturelle Kopplungen zwischen Wissenschaftssystem und anderen gesellschaftlichen Subsystemen zu untersuchen (ebd., S. 136).

Für die hier vorliegende Arbeit bietet die vorgeschlagene theoretische Fundierung der Wissenschaftssoziologie durch die Luhmannsche Systemtheorie aber vor allem wegen ihres Verständnisses von Spezialisierung als Innendifferenzierung wichtige Anregungen. Spezialisierung oder „Innendifferenzierung“ (ebd., S. 37) ist nach Weingart einer von zwei Mechanismen, mit dem das System *Wissenschaft* auf sein eigenes exponentielles Wachstum reagiert. Den zweiten Mechanismus bezeichnet Weingart als „selektive Aufmerksamkeit“ (ebd.). Der Prozess wissenschaftlicher Spezialisierung sei durch Abstraktionssteigerung auf der einen Seite, durch eine „Ausweitung der wissenschaftlichen Erkenntnisweisen und -

methoden auf immer neue Gegenstandsbereiche“ (Weingart 2003, S. 38) auf der anderen gekennzeichnet. Abstraktionssteigerung bezieht sich auf theoretische Neuerungen konzeptueller oder auch begrifflicher Art (ebd.).

Spezialisierung, verstanden als Binnendifferenzierung eines wissenschaftlichen Fachbereiches, zeigt sich also auf theoretischer und methodischer Ebene, sowie durch eine Veränderung oder Erweiterung des Gegenstandsbereiches, auf den die Theorien und Methoden angewendet werden. „Alt“ und „neu“ können demnach auf den Ebenen *Theorie*, *Methode* und *Gegenstand* voneinander abgegrenzt werden.

2.3.3 Der Pionier als Akteur im Differenzierungsprozess

Der eigentliche Anspruch meiner Magisterarbeit – die Rückbindung der Pionierleistung Rühls in einen wechselseitig beeinflussten Kontext – erfordert ein theoretisches Modell, das sowohl dem wissenschaftlichen Akteur als auch seiner Kontextabhängigkeit Rechnung trägt.

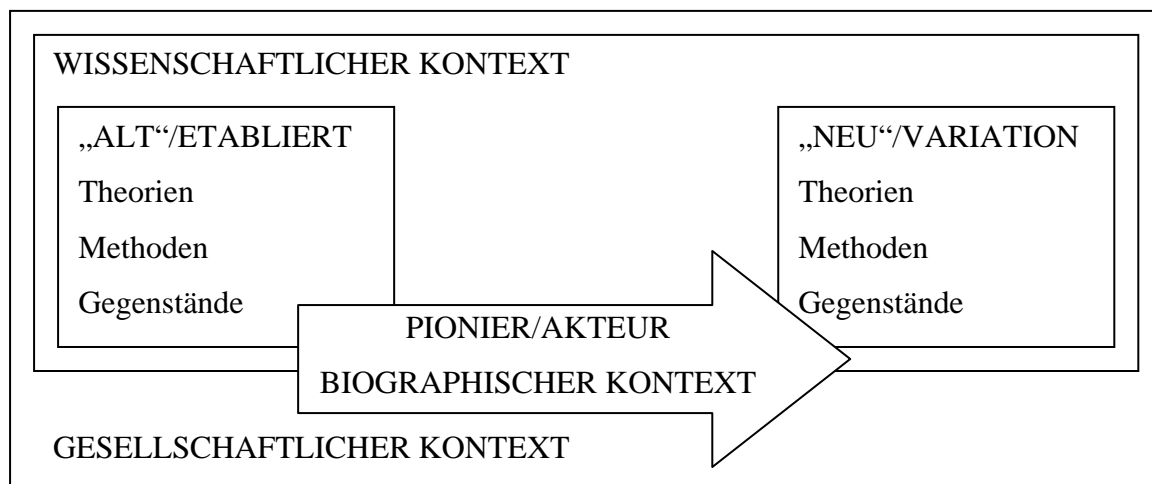
Der *Pionier* kann nach Luhmann nicht als „Schöpfer“ verstanden werden, der seine Pionierleistung aus dem Nichts hervorbringt. Er ist auch kein Münchhausen, der sich am eigenen Schopf aus dem Schlamm zieht. Vielmehr ist er als Akteur eingebunden in unterschiedliche wissenschaftliche und außerwissenschaftliche Zusammenhänge. Er ist an wissenschaftlichen Operationen beteiligt und kennzeichnet sich weiterhin dadurch, dass er eine Variation in das Wissenschaftssystem oder seinen spezifischen Fachbereich einbringt (Luhmann 1990, S. 575). Der *Pionier* ist also durch seine spezifische Variationsleistung/Pionierleistung definiert, die er aber auf Grund seines Umweltbezuges vollbringt. Damit distanzieren mich von der alltagssprachlichen Verwendung des Begriffes *Pionier*. Wir sind es gewohnt *Pionieren* eine spezifische Eigendynamik und kreative Kraft zuzuschreiben. Gerade dieses Verständnis soll in der vorliegenden Magisterarbeit aber hinterfragt werden. Wenn der Begriff *Pionier* auf dem bereits vorgestellten theoretischen Hintergrund Verwendung finden soll, dann im Sinne eines am Prozess der Produktion einer *Pionierleistung* beteiligter Akteur.

Die *Pionierleistung* selbst kann in Bezugnahme auf Peter Weingart dadurch gekennzeichnet werden, dass sie Neuerungen und Veränderungen auf den Ebenen *Theorie*, *Methode* und *Gegenstand* mit sich bringt (Weingart 2003, S. 38).

Insgesamt bedeutet die Kennzeichnung eines Wissenschaftlers als *Pionier* deshalb, dass dieser Wissenschaftler mit seiner Arbeit zu einem bestimmten Zeitpunkt etablierte Strukturen des Faches erweitert hat und so theoretische und methodische Neuerungen initiiert hat, die es ermöglicht haben, sich einem neuartigen Gegenstand zuzuwenden. Dabei soll dem Begriff *Pionier* aber nichts Mystisches anhaften.

Abbildung 1 veranschaulicht in vereinfachender Weise den komplexen Zusammenhang, in dem der *Pionier* zu sehen ist. Die Darstellung soll veranschaulichen, dass der Übergang zwischen den Zuständen „Alt“ und „Neu“ nicht ohne den einzelnen Wissenschaftler gedacht werden kann, der zwar als Initiator der Bewegung auf ein Neues hin gesehen wird, diese Bewegung aber nicht rein aus sich selbst heraus vollbringt. Er bedarf selbst eines Anstoßes. Diesen Anstoß erhält er aus einem komplexen wechselseitigen Beziehungsgeflecht, das sich zwischen bereits etablierten Perspektiven, unterschiedlichen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Kontexten und seiner eigenen Biografie entfaltet. Die Richtung des Pfeils entspricht der zeitlichen Dimension.

Abbildung 1: Der Pionier im Differenzierungsprozess



Durch die Einführung des Pionierbegriffes kann im weiteren Verlauf ein Kategoriensystem entwickelt werden, das die hier angedeutete Einbettung der Wissenschaft in die Gesellschaft, und die Einbettung des Forschers in diverse gesellschaftliche und wissenschaftliche Kontexte berücksichtigt, den Untersuchungsbereich aber sinnvoll auf diejenigen Faktoren einschränkt, die wirklich einen Bezug zum Forschenden aufweisen. Damit wurde der bereits von Kaesler angedeutete Zusammenhang von Akteur, Disziplin, Wissenschaftssystem und Gesamtgesellschaft weiter differenziert. Aspekte aus den weiter oben besprochenen soziologischen und kommunikationswissenschaftlichen Arbeiten zur Disziplingeschichtsschreibung können an Hand dieses Modells auf meine konkrete Problemstellung hin herangezogen werden.

Was mit diesem Pionierbegriff allerdings nicht möglich ist, ist eine qualitative Abstufung von Pionierleistungen. In Bezug auf Manfred Rühl wird immer wieder betont, er habe die Luhmannsche Systemtheorie für die Kommunikationswissenschaft fruchtbar gemacht (2.4 *Rechtfertigung der Bezeichnung Manfred Rühls als Pionier*, S. 36-38). Diese Adaptionleistung wird in gleicher Weise als Pionierleistung gesehen, wie die Erfindung von „etwas völlig Neuem“. Eine qualitative Abstufung von Pionierleistungen ist hier nicht nur

nicht möglich, sie wäre für mein Vorhaben zudem irreführend. Zum einen verfolge ich ja eine theoretische Perspektive, die eben nicht davon ausgeht, daß es unabhängige und geschichtslose Pionierleistungen gibt, und zum anderen hätte selbst ein „mehr“ oder „weniger“ an Überraschung oder Neuheit keine Auswirkung auf die Art und Weise der Kontextanalyse.

2.4 Rechtfertigung der Bezeichnung Manfred Rühls als Pionier

Der Zusammenhang von Wissenschaft und Gesellschaft lässt sich nur untersuchen, wenn der Untersuchungsbereich eingeschränkt wird. Wissenschaftlichen Fortschritt deshalb auf die Akteursebene herunter zu brechen, schien eine sinnvolle Möglichkeit. Legitim ist dies allerdings nur dann, wenn man einen wissenschaftlichen Akteur identifizieren kann, dem nachweislich eine fortschrittliche Leistung zuzuordnen ist, in dem Sinne, dass diese Leistung als Initiationsleistung für eine fachinterne Entwicklung zu verstehen ist.

Als *Pionier* wird Rühl hier also insofern bezeichnet, als er der Verfasser dieser Arbeiten ist, und ihm somit eine *Pionierleistung* zugeschrieben werden kann.

Auf der theoretischen Ebene führt Rühl 1969 mit *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* (1969a) den funktional-strukturellen Ansatz Luhmanns in die Kommunikationswissenschaft ein. Schon in dieser Arbeit, aber vor allem in *Journalismus und Gesellschaft* (1980) erweitert Rühl den Abstraktionsgrad der etablierten Kommunikationswissenschaft, indem er neue theoretische Perspektiven nutzbar macht (Systemtheorie Luhmanns, soziologische Rollen-Konzepte), zahlreiche in der Kommunikationswissenschaft uneindeutig verwendete Begriffe analysiert und definiert und so insgesamt „neue Maßstäbe in Sachen Reflexion“ (Saxer 1980, S. 397) setzt.

Auf methodischer Ebene ist vor allem die Verwendung der teilnehmenden Beobachtung als Untersuchungsinstrument zu erwähnen. Bernd Blöbaum betont hierzu, wie oben bereits erwähnt, dass diese Methode gerade in der Kommunikationswissenschaft besonders ertragreich sei, aber dennoch nur selten angewandt würde (Blöbaum 2002, S. 380).

Theoretisch und methodisch war Rühl also auf Grund der Verwendung kommunikationswissenschaftlich unkonventioneller Mittel in der Lage, die Redaktion als Ganzes und den Journalismus als gesellschaftliches System zu analysieren. Vor den Arbeiten Rühls befand sich die deutsche Kommunikationswissenschaft „[i]n einer Phase, da die schwächliche deutsche Kommunikatorforschung eher noch von der Dovifat-Tradition als von der Rezeption der empirischen Kommunikationsforschung aus den Vereinigten Staaten geprägt war“ (Weischenberg 1980, S. 394). Ein methodisches und theoretisches Vorgehen, bei dem nun auch noch der „Journalist als Gegenstand des Interesses durch die Organisation

abgelöst wurde, [musste] den Abschied von liebgewordenen Denkweisen bedeuten“ (Weischenberg 1980, S. 394). Bereits über *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* (Rühl 1969a) schreibt Weischenberg deshalb: „Das Buch bedeutete zweifellos eine Wendemarke in der Redaktionsforschung“ (Weischenberg 1980, S. 394).

Die theoretische und begriffliche Grundlegung *Journalismus und Gesellschaft* (Rühl 1980) wird ähnlich euphorisch rezipiert. Rühls Ansatz wird vor allem wegen seiner Problemlösungskompetenz gelobt. So schreibt Saxer, „[d]ie Fruchtbarkeit der systemtheoretischen Perspektive Rühls ist denn auch so groß, daß sie fast zu sämtlichen Brennpunkten der wissenschaftlichen wie der praktischen Journalismusdiskussion entscheidende Voten beiträgt“ (Saxer 1980, S. 397). Rühl wird attestiert, er hätte ein „an Erkenntnissen unerhört reiches Buch“ (ebd.) geschrieben, das „eine systemtheoretische Herausforderung an sämtliche künftigen Journalismustheorien“ darstellen würde (ebd.).

Bereits in der Einleitung erwähnte ich spätere systemtheoretisch orientierte Arbeiten aus der Journalismus- und Redaktionsforschung, um zu zeigen, dass diese Einschätzung Ulrich Saxers nicht nur seiner Euphorie geschuldet war, sondern tatsächlich auch der Wahrheit entsprechen sollte. Klaus-Dieter Altmeyen betont, dass Manfred Rühl „die Eckpunkte einer funktional-strukturellen Fundierung einer Journalismustheorie“ entwickelte, „die einer Vielzahl nachfolgender Studien als Vorbild diene und deren Schwerpunkte noch heute gültig sind“ (Altmeyen 1999, S. 22). Damit meint Altmeyen vor allem die „System-/Umweltrelevanz“, die „Aufgaben und Funktionen des Sozialsystems Journalismus“ und „die Strukturen des Systems“ (ebd.). Altmeyen geht in seiner Arbeit *Redaktionen als Koordinationszentren: Beobachtungen journalistischen Handelns* (1999) auch auf methodische Aspekte von Rühls Arbeiten ein. So bezeichnet er die Arbeit *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* (Rühl 1969a) auch auf dieser Ebene als „Initialstudie“ (Altmeyen 1999, S. 89), der vor allem in den siebziger Jahren Arbeiten anderer Autoren folgten, die ebenso versuchten, über Beobachtungen die Organisation und Arbeitsweisen von Redaktionen zu erkunden (ebd.). Für Matthias Kohring blieb Rühls Habilitationsschrift bis Anfang der neunziger Jahre „der einzige vollständige Entwurf einer systemtheoretischen Journalismustheorie“ (Kohring 1997, S. 230). Rühl wird darüber hinaus als seiner Zeit voraus beschrieben. Kohring bemerkt, dass Rühl „schon vor rund 25 Jahren eine [systemtheoretische] Umorientierung journalismuswissenschaftlicher Forschung vorgeschlagen und auch gleich selbst eine systemtheoretisch inspirierte Untersuchung der Zeitungsredaktion vorgelegt“ (ebd.) habe. Er betont, dass die Journalismusforschung diesem Beispiel aber nur zögerlich gefolgt sei (ebd.). In diesem Zusammenhang argumentiert Marcinkowski in *Publizistik als autopoietisches System* (1993), dass Rühl als einer der ersten

die funktional-strukturelle Systemtheorie Niklas Luhmanns für das Fach rezipiert hat (Marcinkowski 1993, S. 21). Die Promotionsschrift Rühls beschreibt Marcinkowski wie folgt: „Bereits im Jahre 1969 erschien erstmals eine deutschsprachige Untersuchung, die auf komplexere systemtheoretische Konzepte zur Analyse publizistischen Handelns zurückgriff und dabei den damaligen Stand der Journalismusforschung nicht unerheblich revolutionierte“ (ebd.). Laut Frank Marcinkowski haben die Promotions- und die Habilitationsschrift Rühls einen Paradigmenwechsel in der Redaktions- und Journalismusforschung eingeleitet (ebd., S. 104).

Es zeigt sich also, wie groß die von Saxer attestierte Herausforderung des Rühlschen Ansatzes an Theoretiker unseres Faches tatsächlich war und immer noch ist.

Dementsprechend verwundert es auch nicht, dass die genannten Arbeiten Rühls, vor allem aber *Journalismus und Gesellschaft*, mit entsprechenden Konnotationen in einschlägigen Lehrbüchern und Überblickswerken besprochen werden. So räumen etwa Burkart (1998, S. 451), Lorenz (2002, S. 125-127), Hohlfeld (2003, S. 99), Weischenberg (1992, S. 59-60; S. 289-304), Löffelholz (2003, S. 37-38) und Holtz-Bacha/Kutsch (2002, S. 380-386) in ihren Büchern Platz für Ausführungen zu Rühl und seine beiden Arbeiten ein. Außerdem werden gerade auch in Festschriften besonders die innovativen Leistungen der Dissertations- und der Habilitationsschrift Rühls hervorgehoben (Saxer 1994, S. 91; Bentele/Hesse 1994, S. 9-10; Hömberg 1999, S. 97-99; Blöbaum 2003, S. 478).

An dieser Stelle wurde darauf verzichtet, die Neuerungen Rühls werkimmanent und im Kontrast zur damals etablierten Kommunikationswissenschaft in Deutschland herauszuarbeiten. Im Rekurs auf prominente Vertreter unseres Faches glaube ich aber mit einigem Recht, Manfred Rühl als Pionier zum Ausgangspunkt meiner Untersuchungen machen zu können. Selbst wenn Rühl heute zu denjenigen gezählt werden sollte, „die den Fortschritt unserer Wissenschaft eher behindern“ (Faulstich 2005, S. 3) können seine innovativen Leistungen dennoch als unbestritten gelten.

2.5 Konstruktion eines Kategoriensystems

Bei der Konstruktion des Kategoriensystems gehe ich von den im oben vorgestellten Modell (*Abbildung 1*, S. 35) verwendeten Kontexten aus. Für meine Problemstellung relevante Aspekte aus den besprochenen Arbeiten fasse ich unter dem jeweiligen Kontext zusammen.

2.5.1 Gesellschaftlicher Kontext der 60er und 70er Jahre

Dass der gesellschaftliche Kontext, in dem Wissenschaft betrieben wird, einen Einfluss auf das System Wissenschaft hat, scheint beinahe schon unmittelbar einsichtig. Seit Thomas S. Kuhn wird immer wieder betont, dass Wissenschaft von Menschen gemacht wird, die nicht in einem hermetisch abgeschlossenen, abstrakten und theoretischen Raum agieren (Kuhn 1962/1981). Dirk Kaesler unternimmt in seiner Entstehungsgeschichte der deutschen Soziologie dementsprechend den Versuch, auf den allgemeinen historischen Kontext dieser Zeit, den Zeitgeist der Modernisierung, Rücksicht zu nehmen (Kaesler 1984, S. 201-234).

Luhmanns Konzept eines Metasystems „Gesellschaft“, das sich in unterschiedliche funktionale Teilbereiche differenziert, veranschaulicht ja gerade auch die gesellschaftliche Komponente des Wissenschaftssystems. Die Entstehung eines Wissenschaftssystems und die Weiterentwicklung des Systems ist dabei, wie oben gezeigt wurde, auf Außenanstöße angewiesen (2.3.1 *Das Evolutionsmodell Niklas Luhmanns*, S. 29-32).

Gerade in der Kommunikationswissenschaft scheint eine Kopplung von Wissenschaft und Gesellschaft gegeben. Unsicherheiten bezüglich der Massenmedien und deren Inhalte werden von zahlreichen Subsystemen, wie zum Beispiel Politik, Journalismus oder Erziehung an die Wissenschaft weitergegeben. Technische Entwicklungen erzeugen dabei neue Unsicherheiten auf Seiten der Gesellschaft und wirken sich unmittelbar auf die kommunikationswissenschaftliche Forschung aus. So hatte zum Beispiel die Etablierung des Internets einen äußerst anregenden Effekt auf kommunikationswissenschaftliche Untersuchungen (statt Vieler: Baumann/Schwender 2000).

Bei der Dimension „Gesellschaftlicher Kontext“ handelt es sich aber um ein Untersuchungs-*Ungetüm*, dem nur sehr schwer beizukommen ist. In dieser Magisterarbeit kann der gesellschaftliche Kontext, in dem die Pionierarbeiten Rühls entstanden sind, unmöglich mit Anspruch auf Vollständigkeit bearbeitet werden. Im Hinblick auf meine Problemstellung, die nach sozialen Einflüssen auf die Pionierleistung Rühls fragt, kann die Thematisierung des gesellschaftlichen Kontextes aber zunächst einmal zeitlich auf die sechziger und siebziger Jahre eingeschränkt werden. Schließlich wurde Rühls Promotionsschrift 1969 veröffentlicht und *Journalismus und Gesellschaft* (1980) wurde bereits im Januar 1978 als Habilitationsschrift an der WiSo-Fakultät der Universität Erlangen-Nürnberg akzeptiert.

Ich werde diese Untersuchungskategorie als relativ offene Kategorie nutzen. Das heißt, dass ich im Vorfeld lediglich einen groben Erwartungshorizont abstecken will. Nichts desto trotz muss an dieser Stelle differenziert werden.

Unter *Zeitgeist* verstehe ich spezifische Geisteshaltungen einer Zeit. Die Relevanz dieser Kategorie betont besonders auch Kaesler, der die Phase der Modernisierung als grundlegende gesellschaftliche Perspektive zur Zeit der Entstehung der deutschen Soziologie beschreibt (Kaesler 1984, S. 201-234). Auch Peter Weingart gibt zu bedenken, dass die „Fixierung der Wissenschaftssoziologie auf die Frage der Autonomie bzw. Heteronomie der Wissenschaft in den 1960er und 70er Jahren [...] sowohl in dem ideengeschichtlichen Kontext der wissenschaftstheoretischen Diskussion als auch im politischen Kontext des Kalten Kriegs gesehen werden“ muss (Weingart 2003, S. 55). Averbek verweist auf weltanschauliche Aspekte, die berücksichtigt werden müssen, will man die Entwicklung des modernen prozesshaften Kommunikationsverständnisses nachvollziehen (1999, S. 92-101), und Averbek und Kutsch bezeichnen das Fach der Kommunikationswissenschaft sogar als „Produkt der Medienmoderne“ (Averbek/Kutsch 2002, S. 58).

Die Kategorie *Mediensystem* bezieht sich auf ideengeschichtlich relevante Entwicklungen in der Medienlandschaft und der journalistischen Praxis. Für die Kommunikationswissenschaft sind Veränderungen innerhalb des Mediensystems besonders bedeutsam, da sie theoretische Reflexionen provozieren. Beispielhaft können hier Buchdruck, Privatfunk oder Internet angeführt werden. Dabei sind technische Neuerungen auf Grund ihrer Auswirkungen auf die journalistische Praxis besonders interessant. So hat Manfred Rühl mit seinen Arbeiten das Fundament für die Redaktionsforschung und die Journalistik gelegt, deren Institutionalisierung Kutsch und Pöttker wiederum mit einer gesteigerten gesellschaftlichen Bedeutung des journalistischen Berufstandes verknüpfen (Kutsch/Pöttker, S. 13). Des weiteren soll hier angemerkt werden, dass erst arbeitsteilig organisierte und hochgradig ausdifferenzierte Redaktionen als organisierte soziale Systeme untersucht werden können. Einen engen Zusammenhang zwischen medienspezifischen Entwicklungen und theoretischen Perspektiven der kommunikationswissenschaftlichen Forschung sehen vor allem auch Kutsch/Pöttker (1997, S. 16-17) und Meyen (2004, S. 204).

Die Kategorie *Einflüsse aus anderen gesellschaftlichen Teilbereichen* ermöglicht es, Einflüsse aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen zu sammeln, deren theoretische Begründung und Strukturierung im Vorfeld schwierig erscheint. Dass auch von Seiten der Politik und Wirtschaft – oder aus einem Wechselspiel zwischen beiden – Einfluss auf die Kommunikationswissenschaft ausgeht, sehen Arnulf Kutsch und Horst Pöttker. Die Autoren

beziehen die Entwicklung der Medienwirkungsforschung auf wirtschaftliche und politische Determinanten (Kutsch/Pöttker 1997, S. 10).

Unter „Gesellschaftlicher Kontext der 60er und 70er Jahre“ wurde also folgender Erwartungshorizont festgelegt:

- Zeitgeist
- Mediensystem
- Einflüsse aus anderen gesellschaftlichen Teilbereichen

2.5.2 Wissenschaftlicher Kontext

Diese Dimension soll Antworten auf die Fragen ermöglichen, in welchem wissenschaftlichen Kontext die Pionierarbeiten Manfred Rühls zu betrachten sind und welche Position der Wissenschaftler Rühl mit seinen Pionierarbeiten in diesem Kontext einnimmt.

Mit der Einführung der Kategorie *Geschichte und Stand der Kommunikationswissenschaft* will ich der Forderung von Lepenies entsprechen, interdisziplinäre Konstellationen und nationale Traditionen zu berücksichtigen (1981, S. XX-XXI). Dieser Anregung folgen auch Kutsch und Pöttker (1997, S. 11) sowie Averbek und Kutsch, die in ihrem Schaubild die Zeitungswissenschaft in einen umfassenden universitären Zusammenhang stellen (2002, S. 59). Das kommunikationswissenschaftliche Selbstverständnis als „Integrationsdisziplin“ (Kutsch/Pöttker 1997, S. 11) kann zum Beispiel nur über die spezifische Entwicklungsgeschichte und die Stellung des Faches an der deutschen Universität, vor allem im Reputationsgerangel mit der Soziologie verstanden werden (ebd.).

Zur Verortung der Arbeiten Rühls in dem zuvor herauszuarbeitenden Zusammenhang dient die Kategorie *Inhaltliche Bestimmungen*. Die hier zu erfassenden Daten sind auf der Seite der Ideengestalt anzusiedeln. Im Unterschied zur Ideengestalt eines ganzen Faches erfasst die Kategorie *Inhaltliche Bestimmungen* eher grundsätzliche Positionen eines bestimmten Wissenschaftlers.

Es werden Daten berücksichtigt, die traditionell unter dem Begriff Paradigma zusammengefasst wurden. Kuhn differenzierte diesbezüglich zwischen symbolischen Verallgemeinerungen, metaphysischen Paradigmen, Bewertung von Theorien und exemplarischen Problemlösungen (Kuhn 1974b, S. 287). Kaesler ordnet den Bereich inhaltlicher Bestimmungen systematisch und unterscheidet die metaphysische Ebene von der methodologischen und exemplarischen (Kaesler 1984, S. 16). Zur Untersuchung *inhaltlicher Bestimmungen* fragen Kutsch und Pöttker nach der *wissenschaftlichen Selbstbeschreibung*, der *Forschungsperspektive* und der *Forschungsstrategie* (Kutsch/Pöttker 1997, S. 19). Averbek fragt, um zwischen konservativer Dogmatik und prozessorientiertem

Kommunikationsverständnis unterscheiden zu können, nach *Methodologie*, *Menschenbild*, *Untersuchungsgegenständen* und dem *Kommunikationsverständnis* der untersuchten Forscher (Averbeck 1999, S. 34). Maria Löblich untersucht die Arbeiten Rögeles in Bezug auf sein *Menschenbild* und operationalisiert zu diesem Zweck auch Kategorien die unter *inhaltliche Bestimmungen* zusammengefasst werden können: *Kommunikationsverständnis*, *Wirkungsannahmen*, *Kommunikationspolitik*, *Funktionen von Medien* und *theoretischer Ansatz* (Löblich 2004, S. 20-22).

In Anlehnung an die erwähnten soziologischen und kommunikationswissenschaftlichen Arbeiten untergliedere ich die Kategorie *Inhaltliche Bestimmungen* wie folgt:

Auf einer abstrakten Ebene lassen sich die beiden Blöcke *Wirklichkeitsverständnis*, *Menschenbild*, *Gesellschaftsbild* und *Kommunikationsverständnis* auf der einen und *Wissenschaftsverständnis*, *Erkenntnistheorie* und *Fachverständnis* auf der anderen Seite voneinander unterscheiden. Zudem müssen konkrete *Theoretische Bezüge*, *Methodische Bezüge* und bearbeitete *Gegenstandsbereiche* Beachtung finden. Die hier genannten Kategorien wurden nachträglich durch die Kategorie *Anspruch* ergänzt. Im Verlauf der Auswertung hat sich gezeigt, dass eine Berücksichtigung von Aussagen bezüglich des wissenschaftlichen Anspruchs relevant ist. Über derartige Aussagen kann nämlich auf Geltungsansprüche von Theorien und auf die Positionierung innerhalb des Faches rückgeschlossen werden.

Die Untersuchungsdimension „Wissenschaftlicher Kontext“ strukturiert sich also wie folgt:

- Geschichte und Stand der Kommunikationswissenschaft
- Inhaltliche Bestimmungen
 - Wirklichkeitsverständnis
 - Menschenbild
 - Gesellschaftsbild

 - Kommunikationsverständnis
 - Wissenschaftsverständnis
 - Erkenntnistheorie
 - Fachverständnis

 - Theoretische Bezüge
 - Methodische Bezüge
 - Gegenstände
 - Anspruch

2.5.3 Biografischer Kontext

Der *biografische Kontext* bezieht sich auf die unterschiedlichen Sozialisationsinstanzen, die der wissenschaftliche Akteur – in diesem Fall Manfred Rühl – in seinem Leben beziehungsweise bis zum Zeitpunkt der Veröffentlichung seiner Pionierleistung durchlaufen hat. Sowohl Erfahrungen außerhalb als auch innerhalb der Wissenschaft können dabei Einfluss auf die Perspektive des Forschers (inhaltliche Bestimmungen), auf seine Verortung innerhalb der Disziplin und seine konkrete Karriere gehabt haben. Will man Sozial- und Ideengestalt in ihren Wechselwirkungen erfassen, muss man die Akteursebene betrachten. Der wissenschaftliche Akteur ist hierbei das Verbindungsglied der beiden Ebenen (2.3.3 *Der Pionier als Akteur im Differenzierungsprozess*, S. 33-35). Außerdem stellt der Akteur in seiner Eingebundenheit in zeitlich wechselnde Sozialisationszusammenhänge auch eine Art *Tor zur Gesellschaft* dar (Kaesler 1984, S. 30/S. 198; Luhmann 1990, S. 566). In gewisser Weise ist der Akteur selbst sogar schon Umwelt des Wissenschaftssystems. Die Frage nach dem *biografischen Kontext* des Akteurs bezieht sich demnach auf die Bereiche außerwissenschaftlicher und wissenschaftsinterner Einflüsse auf die Theorieproduktion.

Zunächst also zu den Kategorien der *außerwissenschaftlichen Sozialisation*. Dirk Kaesler und sich auf diesen berufend Kutsch/Pöttker, Löblich und Meyen betrachten die soziale Umwelt des Wissenschaftlers, seine Ausbildung, familiäre Herkunft und lebensweltlichen Erfahrungen als relevante Einflüsse seiner wissenschaftlichen Entscheidungen. Von Kaesler wurden *Geburtskohorte*, *Schichtzugehörigkeit*, *Religiöser Hintergrund*, *Politischer Hintergrund*, *Regionale Zugehörigkeit* und *Stadt-Land* voneinander abgegrenzt (Kaesler 1984, S. 25). Kutsch und Pöttker fragen die von ihnen ausgewählten Nestoren nach „Lebenserfahrungen“ (Kutsch/Pöttker, S. 19), die sich auf ihre wissenschaftliche Arbeit ausgewirkt hätten. Löblich konzentrierte sich vor allem auf die Lebenswelt Rögeles, da sie annahm, dass das Menschenbild primär lebensweltlich geprägt sei. Sie konstruierte deshalb die Kategorien „Elternhaus (Schichtzugehörigkeit, politischer und religiöser Hintergrund)“ (Löblich 2004, S. 23), „eigene religiöse und politische Orientierung“ (ebd.) und „außerakademisches Milieu“ (ebd.). Diese bereits bei Kaesler enthaltenen Kategorien erweitert Löblich um die Kategorien „zeitgeschichtliche Erfahrungen“ (ebd.) – also an die Geburtenkohorte Rögeles gekoppelte gesamtgesellschaftlich bedeutsame Phasen und Entwicklungen – und „Motivationen“ (ebd.). Auch Meyen erfasst in seiner Vollerhebung Daten zur außerwissenschaftlichen Sozialisation von Professoren in den Kategorien *Geschlecht*, *Geburtsjahrgang* und *journalistische Berufserfahrung* (Meyen 2004, S. 198).

Hiervon ausgehend wurden die folgenden Kategorien zur Untersuchung der außerwissenschaftlichen Sozialisationsmilieus Manfred Rühls gebildet:

- Geburtsjahr
- Soziale Herkunft/Familiäre Situation
- Religion
- Politischer Hintergrund
- Wohnort
- Private Ziele
- Schulbildung
- Gelderwerb/Finanzielle Situation
- Einschneidende Erfahrungen (offene Kategorie)

Der *wissenschaftlichen Sozialisation* eines Forschers wird meist eine hohe Bedeutung für dessen theoretische und methodische Perspektive, sowie für seine Auswahl relevanter Untersuchungsgegenstände zugesprochen (2.1 *Problematisierung wissenschaftlicher Geschichtsschreibung*, S. 11-17; 2.2 *Zeitgenössische Perspektiven kommunikationswissenschaftlicher Geschichtsschreibung*, S. 17-29). In allen bisher besprochenen Arbeiten wird ein derartiger Zusammenhang angenommen.

Bereits Kuhn verweist darauf, dass die wissenschaftliche Sozialisation eines Forschers Rückwirkungen auf dessen Paradigmenwahl hat (Kuhn 1962, S. 5/1981, S. 19). Kaesler betrachtet die „Milieus der sekundären Sozialisation“ (Kaesler 1984, S. 25) und „Milieus der eigenen (akademischen) Karriere“ (ebd.) um einen Zusammenhang von Sozial- und Ideengestalt nachzuweisen. Hierbei differenziert Kaesler *Schulbildung*, *akademische Ausbildung*, *Studienfach*, *Ursprungs-Universität*, *eigene religiöse Orientierung*, *eigene politische Orientierung*, *Heimat-Universität*, *Lehrfach*, *Status* und *außerakademische Karriere* (ebd.). Averbek teilt die von ihr untersuchten Akteure in Bezugnahme auf Kaesler akademischen Sozialisationsmilieus zu (Averbek 1999, S. 36). Es ist an dieser Stelle aber vor allem auch auf Löblich zu verweisen, die in Analogie zu Kaesler die Kategorie *Bildung* und die Unterkategorien „Schulbildung, akademische Ausbildung, Studienfächer [und] Lehrer“ (Löblich 2004, S. 23) einführt.

Um die wissenschaftlichen Sozialisationsinstanzen, also die konkreten Ausprägungen der Sozialgestalt des Faches in Bezug auf Manfred Rühl zu erfassen, ziehe ich folgende Kategorien in Betracht:

- Akademische Laufbahn
- Akademische Bezugsmilieus
- Soziales Netzwerk (Vorbilder/Bezugspersonen, Kollegen, Konkurrenten)
- Einschneidende Erfahrungen (offene Kategorie)
- Wissenschaftliche Motivation

Die Kategorie *wissenschaftliche Motivation* eröffnet den Zugang zu Aussagen, die in besonderem Maß die Verschränkung von Sozial- und Ideengestalt sichtbar machen können (Averbeck/Kutsch 2002, S. 57).

2.5.4 Überblick: Kategoriensystem

Gesellschaftlicher Kontext der 60er und 70er Jahre

- Zeitgeist
- Mediensystem
- Einflüsse aus anderen gesellschaftlichen Teilbereichen

Wissenschaftlicher Kontext

- Geschichte und Stand der Kommunikationswissenschaft
- Inhaltliche Bestimmungen:
Wirklichkeitsverständnis, Menschenbild, Gesellschaftsbild,
Kommunikationsverständnis, Wissenschaftsverständnis, Erkenntnistheorie,
Fachverständnis, Theoretische Bezüge, Methodische Bezüge, Gegenstände, Anspruch

Biografischer Kontext

- Außerwissenschaftliche Sozialisation:
Geburtsjahr, Soziale Herkunft/Familiäre Situation, Religion, Politischer Hintergrund,
Wohnort, Private Ziele, Schulbildung, Berufserfahrung, Einschneidende Erfahrungen
- Wissenschaftliche Sozialisation:
Akademische Laufbahn, Akademische Bezugsmilieus , Soziales Netzwerk
(Vorbilder/Bezugspersonen, Kollegen, Konkurrenten), Förderung, Einschneidende
Erfahrungen, Motivation

3 Methode

Gerade in qualitativen Studien wird der Offenlegung des methodischen Vorgehens eine besondere Bedeutung beigemessen. In diesem Kapitel werde ich deshalb die einzelnen Schritte dieser Untersuchung so transparent als möglich darstellen. Vorweg sei darauf hingewiesen, dass diese Arbeit in den Bereich der Biografieforschung einzuordnen ist und methodisch daher einem Spezialfall der Einzelfallanalyse entspricht. Ziel war es, die ausgewählten Arbeiten Manfred Rühls in einen milieuspezifischen Zusammenhang zu stellen. Dieses Ziel hat die vorliegende Magisterarbeit strukturiert.

In diesem Kapitel werde ich zunächst die Wahl des Untersuchungsdesigns durch einen eher generellen Bezug zur Biografieforschung² begründen. Danach wird die Auswahl der von mir herangezogenen Quellen thematisiert. Dazu zählt neben einer Begründung meiner Auswahl konkreter Texte auch die Darstellung des Konstruktionsprozesses eigener Quellen – die mit Professor emerit. Dr. Dr. Manfred Rühl und Professor Dr. Stuißer geführten Gespräche. Das Auswertungsverfahren wird in einem gesonderten Abschnitt besprochen.

3.1 Einzelfallanalyse – Biografieforschung

Ausgehend von der Problemstellung meiner Arbeit, die Pionierleistung Rühls gesellschaftlich und sozial rückzubinden und ihre Entstehung auf diesem Hintergrund nachzuvollziehen, orientiere ich mich am Forschungsdesign der Einzelfallanalyse und genauer: an der qualitativen Biografieforschung.

Die Einzelfallanalyse bezeichnet einen „Forschungsansatz“ (Lamnek 1995b, S. 4), der besonders in der qualitativen Forschung angewendet wird, um viele und tiefgehende Informationen zu einem bestimmten Fall und hier zu einer bestimmten Person zu erhalten (ebd., S. 8). So ergibt sich ein ganzheitliches Bild, das durch unterschiedliche Methoden konstruiert werden kann (ebd.). Die Betrachtung der Verknüpfung von Sozial- und Ideengestalt über den Knotenpunkt „Akteur“ schreibt im Grunde genommen also bereits ein solches qualitatives Vorgehen vor.

² An dieser Stelle ist grundsätzlich zwischen den Begriffen Lebensverlauf und Biografie zu unterscheiden. Der *Lebensverlauf* dokumentiert die Chronologie faktischer Lebensereignisse (Lamnek 1995b, S. 341). Der Begriff *Biografie* wird hingegen als „Interpretation beziehungsweise *Rekonstruktion* dieses Lebensverlaufs“ (ebd.) bezeichnet. „Biographische Daten sollten soziale Situationen, an denen der Autor teilgenommen hat, in ihrem Verlauf darlegen, wobei er seine persönliche Auffassung zu ihnen und sein Verhalten in diesen beschreibt“ (ebd.).

Ich gehe nun davon aus, daß „der Beforschte das wichtigste Glied im Forschungsprozeß ist“ (Hirzinger 1991, S. 5), da erst die spezifische Problemsicht Rühls Einflussstrukturen sichtbar werden lässt. Sein Handeln erschließt sich dabei nur über seine persönliche Geschichte (ebd.) und muss auf der Grundlage komplexer Einflüsse aus der Umwelt betrachtet werden (ebd.). Meine Problemstellung bezieht sich auf die Pionierleistung und die Person Manfred Rühls. Innerhalb der qualitativen Sozialforschung ist meine Arbeit deshalb im Bereich der Biografieforschung anzusiedeln. Die Biografieforschung hat sich in der Soziologie parallel zur quantitativen „Lebensverlaufsforschung“ (Kelle/Kluge 2001, S. 11) entwickelt. Die Eigenheit der Biografieforschung besteht nun darin, dass sie sich „um die Rekonstruktion der Lebensgeschichte aus der Sichtweise der Befragten“ (Hirzinger 1991, S. 13) bemüht, während ihr quantitatives Pendant die Aggregation von Daten zu Statusübergängen in den Blick nimmt (ebd., S. 12). Das qualitative Interview nimmt in der Biografieforschung eine zentrale Stellung ein. So kann „umfangreiches Material über die retroperspektivische Beurteilung und Einschätzung von Statusübergängen und anderen relevanten Geschehnissen“ (Hirzinger 1991, S. 12) gewonnen werden. Vor allem Beweggründe der Befragten, die bei quantitativen Erhebungen außen vor bleiben müssen, können so erschlossen werden (ebd.). *„Die Biographieforschung eröffnet den Sozialwissenschaften einen Zugang zur sozialen Wirklichkeit, bei dem die Individualität des Akteurs berücksichtigt bleibt und diese Individualität sozial verursacht und strukturiert gedacht wird“* (Lamnek 1995b, S. 329). Dadurch, daß der hier vorgeschlagene Zugang zur sozialen Wirklichkeit auf der Annahme der *„Verregelung der Individualität“* (ebd., S. 344) beruht, vermittelt die Biografieforschung zwischen „voluntaristischen Handlungstheorien und einer, ohne Berücksichtigung des Individuums angelegten strukturalistischen Theorie“ (ebd.). Für mein Forschungsvorhaben, das sich einerseits auf die Person Manfred Rühls, andererseits aber auf dessen Eingebundenheit in unterschiedliche Kontexte konzentriert, scheint dieser methodologische Ansatz deshalb besonders viel versprechend.

Die von Lamnek angeführte Eigenschaft der Offenheit qualitativer Methoden (Lamnek 1995a, S. 22-23; 1995b, S. 17-19) im Kontrast zur Geschlossenheit quantitativer Verfahren stellt einen weiteren Entscheidungsgrund zu Gunsten eines qualitativen Designs dar. Die im Theorieteil konstruierten Kategorien können nur als Erwartungshorizont betrachtet werden und strukturieren die Auswertung. Sie können in diesem Fall nicht, wie das zum Beispiel von Dirk Kaesler gemacht wurde, im Vorfeld durch Idealtypen inhaltlich bestimmt werden (Kaesler 1984, S. 20, 25). Dies würde dem Forschungsziel des *ganzheitlichen Verstehens* entgegenstehen. „Vorabvermutungen als Hypothesen dürfen bestenfalls nur eine untergeordnete Rolle spielen. Erst eine intensive Beschäftigung mit dem einzelnen Fall kann

darüber Auskunft geben, ob die eine oder die andere, oder vielleicht gar eine dritte Erklärung zutrifft“ (Lamnek 1995b, S. 18). Weitere Kennzeichen für die Einzelfallstudie sind nach Lamnek „Kommunikativität“ (ebd., S. 19), „Naturalistizität“ (ebd., S. 20) und „Interpretativität“ (ebd., S. 20-21). Der Aspekt der *Kommunikativität* gründet auf der Perspektive der kommunikativen Konstruktion sozialer Realität. Der Forscher kann nur über einen kommunikativen Zugang Informationen über eine kommunikativ konstruierte soziale Wirklichkeit und Wirklichkeitsinterpretationen einzelner Akteure erschließen (ebd., S. 19). Zusammen mit dem Aspekt der *Naturalistizität* werden derart vor allem Forderungen an die Datenerhebung gestellt. *Naturalistizität* der Datenerhebung in Verbindung mit *Kommunikativität* meint eine Erhebungssituation in natürlicher Atmosphäre: „Daher müssen kommunikative Akte eingegangen werden, die Alltagssituationen möglichst ähnlich sind“ (ebd., S. 20). Dem wird hier durch die Verwendung der Erhebungsmethode des qualitativen Interviews Rechnung getragen. Die Verwendung der biografischen Methode ermöglicht einen überdurchschnittlich hohen Grad an *Naturalistizität* (ebd., S. 347). Das letzte von Lamnek angeführte Merkmal qualitativer Einzelfallstudien und damit auch der Biografieforschung – *Interpretativität* – bezieht sich auf die Auswertung der Daten und kennzeichnet den Prozess des Verstehens individueller Bedeutungsmomente und Beweggründe: „Erst die Einzelfallstudie macht Interpretation – also Nachvollzug individueller Bedeutungszuweisungen – im Einzelfall möglich“ (ebd., S. 21). Deshalb habe ich mich bei der Auswertung der Daten an der strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (Lamnek 1995b, S. 207-217; Mayring 2002, S. 118-121) orientiert. Diese Methode ermöglicht eine notwendige Beschränkung bei gleichzeitiger relativer Offenheit gegenüber dem Datenmaterial.

Abschließend sei hier angemerkt, dass Siegfried Lamnek die Biografieforschung in die Forschungsebene „*Nachvollzug des subjektiv gemeinten Sinns*“ (Lamnek 1995, S. 33) einordnet. Davon unterscheidet er die Ebenen „*Deskription sozialen Handelns und sozialer Milieus*“ (ebd.) und schließlich „*Rekonstruktion von Strukturen*“ (ebd., S. 35). Meine Problemstellung ist aber auf der zweiten von Lamnek definierten Ebene anzusiedeln. Hirzinger argumentiert meiner Ansicht nach folgerichtig, wenn sie schreibt: „Wenn sich die zweite Forschungsperspektive im Bemühen, soziales Handeln und Milieus zu beschreiben auszeichnet, kann die biographische Methode ebenso gut dieser Forschungsperspektive zugeordnet werden“ (Hirzinger 1991, S. 41).

Im Folgenden werde ich grundlegende problematische Aspekte meiner Arbeit thematisieren und einzelne Phasen der Datengewinnung und Auswertung beschreiben und problematisieren.

3.2 Die Qual der Wahl

3.2.1 Manfred Rühl als Pionier

Aufmerksam auf die Arbeiten Manfred Rühls wurde ich durch die Beschäftigung mit systemtheoretischen Ansätzen in der Kommunikationswissenschaft. Prof. Dr. Michael Meyen lenkte meine Überlegungen in Richtung Manfred Rühl. Aus einem noch intuitiven Zugang entstand der Arbeitstitel „Manfred Rühl – Ein Pionier der deutschen Kommunikationswissenschaft“, der sich im Verlauf der Arbeit als heuristisch sinnvoll erwiesen hat. Warum Manfred Rühl als Pionier gelten kann wurde bereits eingehend unter 2.4 *Rechtfertigung der Bezeichnung Manfred Rühls als Pionier* (S. 36-38) erörtert.

3.2.2 Quellenauswahl

Die Bezeichnung „biografische Methode“ bezieht sich auf die Auswertung von persönlichen Dokumenten. Lamnek verweist darauf, daß solche Quellen als persönliche Dokumente gelten, die „für das Erkennen der psychischen Haltungen und der Motivationen der zu erforschenden Person bedeutsam sind (Lamnek 1995b, S. 341). Dazu zählen „Tagebücher, Briefe, Memoiren, Autobiographien, Zeugenaussagen, etc.“ (ebd.), sowie die „Rekonstruktion von Lebensläufen (durch Befragung)“ (ebd.). Maria Hirzinger beansprucht eine ähnlich breite Datenbasis für die Biografieforschung – nämlich Quellen, die über „Motivationsstrukturen und die emotionale Bedeutsamkeit von Handeln“ (Hirzinger 1991, S. 35) Aufschluss geben. Dazu gehören auch die von mir herangezogenen Quellen *autobiografisches Interview*, *Interview eines Zeitzeugen*, *autobiografische Texte* und *biografische Texte*. Die biografischen Texte und Textpassagen werden als Zeugenaussagen gewertet und problematisiert.

In diesem Abschnitt werden die ausgewerteten Quellen besprochen und evaluiert. Die Quellenauswahl soll dabei dargestellt und begründet werden.

Autobiografische Texte

Die für diese Arbeit zentralen autobiografischen Texte sind *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* (1969a) und *Journalismus und Gesellschaft* (1980). Die Arbeiten sind nicht in einem lexikalischen Sinn autobiografisch, erlauben es aber durchaus Rückschlüsse auf die im Theorieteil angeführten Kategorien zu ziehen (2.5.4 *Überblick: Kategoriensystem*, S. 45). Die Beschränkung auf diese beiden Arbeiten scheint sinnvoll. Wie sich durch die Verweise auf zeitgenössische Arbeiten aus Journalistik und Redaktionsforschung gezeigt hat, kommt diesen Inaugurationsarbeiten Rühls der Status von Pionierarbeiten zu (2.4 *Rechtfertigung der Bezeichnung Manfred Rühls als Pionier*, S. 36-38). Die systemtheoretische Perspektive taucht im Denken Rühls zwar schon in den Aufsätzen *Die*

soziale Organisation der Zeitungsredaktion (Rühl 1968) und *Systemdenken und Kommunikationswissenschaft* (Rühl 1969b) auf, diese Veröffentlichungen sind aber im Zusammenhang mit der Arbeit an *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* (Rühl 1969a) zu betrachten. In dem 1965 veröffentlichten Aufsatz mit dem Titel *Zur sozialen Struktur des Zeitungsverlages* (Rühl 1965) spricht Rühl noch von den „Menschen, die den Zeitungsverlag schaffen und tragen“ (ebd., S. 392). Rühl interessiert sich auch hier bereits für die Zeitungsredaktion, also für die Journalismusforschung und orientiert sich interdisziplinär (vor allem an der Soziologie von Renate Mayntz). Allerdings beansprucht er noch eine einfache Zweck-Mittel Rationalität und die Unterscheidung zwischen formeller und informeller Organisation. Beides wird er später aus einer funktional-strukturellen und systemtheoretischen Perspektive heraus kritisch diskutieren.

Neben den oben bereits thematisierten Pionierarbeiten, die autobiografische Elemente enthalten und Aufschluss über die wissenschaftliche und gesellschaftliche Perspektive Rühls geben, wurden mir von Manfred Rühl weitere autobiografische Dokumente, beziehungsweise Dokumente mit autobiografischen Passagen zur Verfügung gestellt. Dazu zählen ein Papier mit schriftlichen Ergänzungen zum Aufenthalt Rühls an der Annenberg School of Communications (Rühl/Papier, Anhang S. 19-20), ein offizieller Bericht über den Aufenthalt an der Annenberg School of Communications *Lehre und Forschung in der Kommunikationswissenschaft der USA. Ein Erfahrungsbericht* (Rühl 1971, als Kopie im Anhang) und per E-Mail erteilte biografische Anmerkungen (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 21-23). Zusätzlich wurde auf einen tabellarischen Lebenslauf zurückgegriffen, der auf der Internet-Seite „<http://www.uni-bamberg.de/split/kowi/mitarbeiter/@ruehl.htm>“ (Tabellarischer Lebenslauf, Anhang, S. 24-25) abrufbar ist.

Hier ist anzumerken, daß die Internetrecherche über eine Suchmaschine (*Google*) realisiert wurde. Die anderen Texte wurden mir von Manfred Rühl während des Interviewtermins am 11.01.2005 persönlich ausgehändigt, beziehungsweise auf Anfrage per E-Mail im nachhinein zugeschickt. Die Texte können als Ergänzungen zu den Gesprächen betrachtet werden und sind im Anhang angeführt.

Biografische Texte

Um biografisches Material zu erhalten wurde nach Personaleinträgen und Buchbesprechungen in der Zeitschrift *Publizistik* und nach Festschriften zu Ehren Manfred Rühls gesucht. Nach der Recherche ergab sich folgende Auswahl:

Publizistik

- Hans Heinz Fabris (1970): Manfred Rühl: Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System. Bielefeld 1969. In: Publizistik 15. Jahrgang 1970, S. 83-84
- Franz Ronneberger (1976): Manfred Rühl. Professor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Hohenheim. In: Publizistik 21. Jahrgang 1976, S. 473
- Ulrich Saxer (1980): Manfred Rühl: Journalismus und Gesellschaft. Bestandsaufnahme und Theorieentwurf. Mainz 1980. In: Publizistik 25. Jahrgang 1980, S. 396-397
- Siegfried Weischenberg (1980): Manfred Rühl: Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System, Freiburg/Schweiz 1979. In: Publizistik 25. Jahrgang 1980, S. 394-396
- *Ohne Kennzeichnung des Verfassers* (1983): Manfred Rühl an die Universität Bamberg berufen. In: Publizistik 28. Jahrgang, S. 588
- Ulrich Saxer (1994): Manfred Rühl 60 Jahre. In: Publizistik 39. Jahrgang 1976, S. 91-92
- Walter Hömberg (1999): Vielseitiger Komplexitätsartist. Manfred Rühl 65 Jahre. In: Publizistik 44. Jahrgang 1999, S. 97-99
- Bernd Blöbaum (2003): Manfred Rühl 70 Jahre. In: Publizistik 48. Jahrgang 2003, S. 478

Festschriften

- Bentele, Günter/Hesse, Kurt R. (1994): Einleitung. In: Bentele, Günter/Hesse, Kurt R. (Hrsg.): Publizistik in der Gesellschaft. Festschrift für Manfred Rühl. Konstanz, Universitätsverlag Konstanz, S. 9-12
- Hesse, Kurt R. (1994): Zur Autopoiesis einer Festschrift. Eine kleine persönliche Reminiszenz. In: Bentele, Günter/Hesse, Kurt R. (Hrsg.): Publizistik in der Gesellschaft. Festschrift für Manfred Rühl. Konstanz, Universitätsverlag Konstanz, S. 303-307

Es kann hierbei natürlich nicht ausgeschlossen werden, dass einzelne biografische Texte bei der Recherche übersehen wurden. Die Tatsache, dass der Informationsgehalt der biografischen Texte recht konstant ist, deutet allerdings darauf hin, dass alle verfügbaren biografischen Informationen erfasst wurden.

Der Vorteil, auch biografisches Material heranzuziehen und auszuwerten, besteht darin, dass so eine größere Datensicherheit gewährleistet werden kann. Die einzelnen Quellen können miteinander verglichen werden und so auch wechselseitig Bestätigung finden. Natürlich ist aber auch Vorsicht geboten, da hinter jeder dieser Quellen ein Verfasser steht, dessen persönliche Motive nicht bekannt sind. Das biografische Material wird deshalb genau geprüft und bei der Auswertung analog zu Zeugenaussagen behandelt. Dass die Texte in einer Fachzeitschrift und einer Festschrift veröffentlicht wurden, kann außerdem zu einer leichten

Verzerrung beitragen, da hier natürlich Auswahlmechanismen wirken. Die biografischen Quellen wären isoliert betrachtet sicherlich von zweifelhaftem Wert. Im Vergleich untereinander und in Kombination mit autobiografischem Material und den Daten aus den Interviews erfüllen sie aber vor allem eine Validierungsfunktion.

3.2.3 Quellenkonstruktion – qualitative Interviews

Das qualitative (problemzentrierte) Interview (Lamnek 1995b, S. 74-78; Mayring 2002, S. 67-72) wurde gewählt, da mein Untersuchungsbereich durch die im Vorfeld geleistete theoretische Arbeit, durch konstruierte Dimensionen und Kategorien, bereits strukturiert war. Es galt, Fragen zu stellen, die meine Gesprächspartner in Richtung der vorab festgelegten Untersuchungsdimensionen – Gesellschaftlicher Kontext, Wissenschaftlicher Kontext und Biografischer Kontext – führten. Durch die Offenheit qualitativer Interviews konnte die Gefahr gering gehalten werden, daß mein „Vorurteil“ über den Zusammenhang von Sozial- und Ideengestalt die Antworten der Befragten überformt.

Professor Emeritus Dr. Dr. Manfred Rühl

Das erste Interview mit Manfred Rühl (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 13-18) fand am 04.01.2005 in dessen Privatwohnung in Nürnberg statt. Im Vorfeld wurde Herr Rühl zunächst von Prof. Dr. Michael Meyen per E-Mail auf meine Anfrage vorbereitet. Wiederum per E-Mail unterrichtete ich Herrn Rühl dann über den Inhalt und das Ziel meiner Masterarbeit. Da die Fragen sich auf Zeiträume bezogen, die über zwanzig Jahre zurück liegen, schien mir dies sinnvoll.

Das Interview wurde in entspannter Atmosphäre am Schreibtisch Rühls geführt. Dabei wurde Herr Rühl bereits anfangs über die unterschiedlichen Fragedimensionen und den groben Verlauf des Interviews informiert. Das Antwortverhalten Rühls erwies sich als überaus komplex. Ähnlich wie in seinen Arbeiten schilderte Rühl nicht einfach nur Begebenheiten, sondern bemühte sich darum, das Gesagte auch theoretisch zu reflektieren und durch Querverweise zu fundieren. Erleichtert wurde ein derartig detailliertes, fundiertes und komplexes Antwortverhalten wohl durch die die vorab erteilten Auskünfte. Es zeigte sich, dass das Interview auf Grund des zur Verfügung stehenden Zeitkontingents nicht in der ursprünglich geplanten Art geführt werden konnte, da nicht alle angedachten Unterkategorien abzudecken waren. Stattdessen wurde lediglich auf einzelne Fragedimensionen verwiesen. Dieses erste Interview wurde auf Grund technischer Schwierigkeiten nur unvollständig aufgezeichnet. Der größte Teil fehlte, wie allerdings erst danach festgestellt wurde. Herr Rühl erklärte sich aber großzügigerweise zu einem zweiten Interview bereit. Dieses fand am 11.01.2005 wiederum in der Wohnung Manfred Rühls statt.

Das zweite Interview (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 2-12) wurde von vorne herein weniger strukturiert geplant, was sich als methodisch richtige Entscheidung erwiesen hat. Obwohl es sich hier um ein problemzentriertes Interview handelte, wurden die von Lamnek und Mayring angebotenen Ablaufschemata an den konkreten Fall angepasst. Das Interview ähnelte damit eher einem Gespräch, in dessen Verlauf die Vorab im Leitfaden festgelegten Fragedimensionen „Lebenslauf“, „Wissenschaftliche Entwicklung“, „Wissenschaftliche Bezugsmilieus“, „Kommunikationswissenschaftliches Selbstverständnis“, „Gesellschaftlich-politische Einflüsse“ und „Motivation“ nicht immer ausdrücklich angesprochen werden mussten. Die im Theorieteil als relevant erkannten Analysedimensionen „Gesellschaftlicher Kontext“, „Wissenschaftlicher Kontext“ und „Biografischer Kontext“ konnten dennoch abgedeckt werden. Die einzelnen im Theorieteil hergeleiteten Unterkategorien waren dem Interviewer auch während des Interviews stets „geistig“ präsent, und es wurde überprüft, ob bereits entsprechende Aussagen erfolgt sind.

An dieser Stelle soll angemerkt werden, dass Manfred Rühl mit der Methode des Interviews natürlich vertraut ist. Besonders maßgeblich für das Antwortverhalten Rühls war sicherlich auch die Tatsache, daß Rühl selbst bereits ein biografisches Interview mit Franz Ronneberger geführt hatte, das in *Kommunikationswissenschaft – autobiographisch* (Kutsch/Pöttker, S. 21-35) erschienen ist.

Das zweite Gespräch war ungleich ergiebiger als das erste, da zum einen der Leitfaden an das Antwortverhalten Manfred Rühls angepasst werden konnte und Herr Rühl sich in der Zwischenzeit mit meinen Fragen beschäftigt hatte, was sich auch in Form einer schriftlichen Zusammenfassung zu seinem Aufenthalt an der Annenberg School of Communications zeigte (Rühl/Papier, Anhang S. 19-20). Auch ich konnte natürlich von der Routine profitieren.

Die Interviews mit Manfred Rühl wurden (größtenteils) aufgezeichnet und unter Berücksichtigung wesentlicher nonverbaler Aspekte – lange Pausen („...“), Frageintonationen („?“), Charakterisierung von Gesten (zum Beispiel: „[deutet auf den Tisch]“) – schriftdeutsch fixiert. Abschließend wurden die Transkripte nochmals mit den Audioaufzeichnungen verglichen, wobei Tipp- und Hörfehler verbessert werden konnten. Am Ende wurden die Transkripte nochmals gelesen und auf ihre Sinnhaftigkeit hin überprüft. Uneindeutige Stellen wurden daraufhin nochmals überarbeitet.

Zeitzeuge Prof. Dr. Stuiber

Prof. Dr. Stuiber wurde um ein Interview als Zeitzeuge gebeten, da er in Erlangen-Nürnberg studiert hat und als wissenschaftlicher Assistent am „Ronneberger-Lehrstuhl“ tätig war. Wie bereits im Theorieteil gezeigt wurde, wird dem wissenschaftlichen Sozialisationsprozess der

Akteure die größte Bedeutung für Theorieproduktion und Paradigmenwahl zugewiesen (Kuhn 1962, S. 5/ 1981, S. 19; Kaesler 1984, S. 329; Luhmann 1990, S. 569; Averbek 1999, S. 36). Die Fragen an Herrn Stuiber bezogen sich deshalb auf seine Wahrnehmung des „Ronneberger-Milieus“ und die theoretische Entwicklung Manfred Rühls.

Das Gespräch mit Herrn Prof. Dr. Stuiber fand am 25.02.2005 in dessen Büro am Institut für Kommunikationswissenschaft der Ludwig-Maximilians-Universität in München statt. Das Interview war im Vergleich zu denen mit Herrn Rühl wesentlich kürzer geplant und hatte vor allem das Ziel, tiefere Einsichten zu bereits bekannten Sachverhalten zu liefern. Es war daher nicht unbedingt nötig das Interview aufzuzeichnen. Herr Stuiber wurde stattdessen zu Beginn des Gespräches darauf hingewiesen, dass relevante Aspekte des Gespräches protokollartig zusammengefasst würden (Stuiber, Anhang S. 26-27). Wir einigten uns darüber, die hier gewonnenen Informationen nicht zu anonymisieren. Das Protokoll wurde Herrn Stuiber zur inhaltlichen Absicherung vorgelegt und akzeptiert.

Die von mir während des Gespräches eingebrachten Fragen zielten ab auf die „Mentorenrolle“ Ronnebergers, den theoretischen Einfluss Niklas Luhmanns und Rühls Aufenthalt an der Annenberg School of Communications. Diese konkreten Fragen wurden durch die Bitte ergänzt, unabhängig von meinen Vorgaben, auf die theoretische Entwicklung Rühls und dessen Einflüsse ausgehend vom „Nürnberger-Milieu“ einzugehen.

3.3 Auswertung

Alle beschriebenen Quellen wurden in Anlehnung an die strukturierende qualitative Inhaltsanalyse nach Philipp Mayring ausgewertet (Lamnek 1995b, S. 207-217; Mayring 2002, S. 118-121). Bei der Auswertung der Quellen dienten die Problemstellung der Magisterarbeit und die Analysedimensionen als „Filterregeln“. Konkret bedeutet dies, dass nach Sätzen, Satzteilen oder Textpassagen gesucht wurde, die Auskünfte über den gesellschaftlichen, wissenschaftlichen oder biografischen Kontext gaben, in dem Rühls Pionierarbeiten entstanden sind. Einzelne Textpassagen wurden gemäß dieser „Filterregeln“ identifiziert und unter passende, im Theorieteil definierte Kategorien (2.5 *Konstruktion eines Kategoriensystems*, S. 39-45) gestellt. Relevante Textstellen, die keiner bestehenden Kategorie entsprachen wurden isoliert gesammelt. Am Ende des Auswertungsverfahrens sollten dann zusätzliche Kategorien an Hand dieser Textpassagen gebildet werden, die das Kategoriensystem rückwirkend ergänzen³. Damit wurde auch im Auswertungsverfahren der

³ Auf diese Weise wurde allerdings lediglich die Kategorie *Anspruch* unter Wissenschaftlicher Kontext/Inhaltliche Bestimmungen gebildet.

Anforderung prinzipieller Offenheit der Forschung gegenüber dem Forschungsgegenstand Rechnung getragen. Einzelne Sätze, die unter zwei verschiedenen Kategorien zu stellen waren, sind unter beiden Kategorien angeführt, werden dann aber aus unterschiedlichen Perspektiven heraus interpretiert.

Die Wahl des Verfahrens gründet auf meinem Vorhaben, das recherchierte und konstruierte Textmaterial aus der in Kapitel 2 *Theorie* (S. 11-45) dargestellten theoretischen Perspektive heraus zu bearbeiten. Nach Mayring eignet sich hierzu vor allem die qualitative Inhaltsanalyse (2002, S. 121). Die Variante der strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse ist dann Sinnvolle, wenn es wie in diesem Fall darum geht, „ein bestimmte Struktur aus dem Material herauszufiltern“ (ebd., S. 118).

Bei der Erfassung der Textstellen wurde Wert darauf gelegt, besonders prägnante Passagen auszuwählen. Ich bin mir dabei der Tatsache bewusst, dass das Kriterium „Prägnanz“ eine subjektive Größe darstellt. Es erschien mir aber weder sinnvoll noch wünschenswert den Vorgang der Interpretation durch den Anspruch einer vollständigen Erfassung passender Textstellen unnötig aufzublähen und undurchsichtig werden zu lassen. Um das subjektive Element zu entschärfen wurden die einzelnen Quellentypen separat bearbeitet. Nachdem die Textstellen erfasst waren, wurden die einzelnen Textpassagen innerhalb der Kategorien miteinander verglichen. Textpassagen, die unter einer Kategorie gesammelt waren, wurden daraufhin zusammengefasst, indem übergeordnete Bedeutungszusammenhänge herausgearbeitet und Handlungsmuster identifiziert wurden. Anschließend konnten die derart für einzelne Quellen-Typen erhobenen Daten in Beziehung zu einander gebracht werden. Auf dieser Grundlage wurden die Daten im Hinblick auf Zusammenhänge zwischen den vorab hergeleiteten Kategorien interpretiert. Im Anhang finden sich die bearbeiteten Kategoriensysteme (Auswertungstabellen, Anhang S. 32-121). Die Textpassagen sind inhaltlich geordnet und in einer getrennten Spalte zusammengefasst/interpretiert. Der Leser soll so die Möglichkeit erhalten, einzelne Interpretationsschritte und Argumente nachvollziehen zu können.

Der Ergebnisteil gliedert sich in zwei, auch von Lamnek voneinander getrennte Bereiche (Lamnek 1995b, S. 353). Zum einen wird die Lebensgeschichte, vor allem aber die wissenschaftliche Sozialisation und Entwicklung Rühls nachvollzogen. Dies geschieht an Hand einer chronologisch geordneten Biografie und eines inhaltlichen Überblicks über die Pionierarbeiten Rühls. Zum anderen wird die Entstehung der Pionierarbeiten thematisiert. Grob gegliedert nach den Analysedimensionen werden die Ergebnisse der Quellenanalysen dargestellt und Zusammenhänge von Sozialgestalt und Ideengestalt werden expliziert.

3.4 Methodenkritik

Durch das hier vorgestellte qualitative Forschungsdesign gelten die Hauptcharakteristika der Einzelfallstudie – „Offenheit“ (Lamnek 1995b, S. 18), „Kommunikativität“ (ebd., S. 19), „Naturalistizität“ (ebd., S. 20) und „Interpretativität“ (ebd., S. 20-21) – wie gezeigt wurde sowohl auf der Ebene der Datenerhebung als auch in Bezug auf deren Auswertung. Der wichtigste Vorteil besteht hierbei in der Ermöglichung eines adäquaten, das heißt an der empirischen Realität ausgerichteten, ganzheitlichen Verständnisses der sozialen Welt.

Es wurden unterschiedliche Quellen verwendet, um Informationen durch Vergleiche validieren zu können. Verzerrungen auf Grund der getroffenen Auswahl und Recherche oder möglicher Fehlinformationen wurden so minimiert.

Die geführten Interviews nehmen eine zentrale Stellung in dieser Arbeit ein. Die geringe Strukturierung hatte den Vorteil, dass die Untersuchungspersonen selbst, ohne meine wissenschaftssoziologische Perspektive kennen oder teilen zu müssen, unterschiedliche Aspekte, die sie für relevant hielten, anbringen konnten. Durch die vorab erteilten Auskünfte über das Forschungsvorhaben und die Fragedimensionen wurden die Untersuchungspersonen in ihrer Erinnerungsleistung entlastet. Hier liegt allerdings auch eine mögliche Fehlerquelle. Die gesammelten Auskünfte, Urteile und Stellungnahmen stellen lediglich einen Bezug zur Vergangenheit her, der aus der gegenwärtigen Perspektive der Untersuchungspersonen konstruiert wurde. Speziell bei Herrn Rühl interessierte auch seine Motivlage. Hier kommt zusätzlich zu den Anforderungen *Erinnerungsleistung* und *Abstraktion von der Gegenwart* noch die *Selbstreflexion* hinzu. Beide Interviewpartner waren aber sowohl geübte Redner, als auch geübte Denker. Die angeführten „Hürden“ sind in diesem Fall deshalb niedriger ausgefallen, als dies normalerweise der Fall sein dürfte.

Bei der Auswertung des Interviews mit Herrn Rühl könnten sich auf Grund der Qualität der Audioaufzeichnungen und auf Grund sprachlicher Deutungsspielräume inhaltliche Fehler ergeben haben. Das Gedächtnisprotokoll zum Gespräch mit Herrn Stüiber könnte unvollständig sein, da eventuell relevante Informationen vergessen wurden und womöglich nicht erfasst sind.

Des weiteren besteht bei einem interpretativen Zugang zu Texten immer ein gewisser Deutungsspielraum und damit eine potentielle Fehlerquelle. Dies kann zwar durch Gespräche und den Bezug auf unterschiedliche Quellen abgeschwächt, jedoch nie ausgeschlossen werden. Es ist hier lediglich möglich, für Transparenz zu sorgen.

4 Der Pionier Manfred Rühl

Dieses Kapitel ist der erste Teil der Ergebnispräsentation. Hier werden Lebensverlauf und Pionierleistung Rühls nachvollzogen. Zunächst folgt die chronologische Darstellung des Lebensverlaufes Manfred Rühls. Thematische Überschriften dienen als Orientierungshilfen.

Im Anschluss daran werden die bereits als solche ausgewiesenen Pionierarbeiten inhaltlich zusammengefasst. Der Leser soll so einen ersten Überblick erhalten, der es erleichtern wird, der Argumentationslinie im zweiten Teil der Ergebnispräsentation – der Analyse des Zusammenhanges von Sozial- und Ideengestalt – zu folgen.

4.1 Biografie

Manfred Rühl kam am 31.12.1933 in Nürnberg zur Welt. Sein Vater Karl Rühl, ein Bäckermeister aus Nürnberg, starb 1937, als Manfred Rühl drei Jahre alt war. Manfred Rühl

Abbildung 2:
Prof. emerit. Dr. Dr. Manfred Rühl



wuchs zusammen mit seiner Mutter, Maria Rühl (†1993), geborene Pacher und seinen beiden jüngeren Schwestern, Gerda (*1936, Bibliothekarin) und Helga Rühl (*1938, Hausfrau) als Halbwaise auf. Die Kindheit verbrachte Rühl während des zweiten Weltkrieges. 1940 wurde er in Nürnberg eingeschult. Nicht nur der Unterricht, auch jede andere Form von Kontinuität wurde durch das Kriegsgeschehen erschwert. 1943

wurde die Familie Rühl evakuiert. Als Flüchtlingskind besuchte er 1944 die Oberrealschule im mittelfränkischen Offenheim. Bevor die Familie Rühl aber nach Kriegsende wieder nach Nürnberg zurückkehren sollte, arbeitete der damals zwölfjährige auf dem Land als Bauernknecht. Seine Jugend verbrachte Rühl dann im vom Krieg geschädigten, zerbombten Nürnberg. Er besuchte 1946 zunächst eine Übergangsklasse für Flüchtlinge und Vertriebene. Als Manfred Rühl 16 Jahre alt war, bekam er Gelegenheit, ein Jahr an der Highschool in Dayton/Ohio zu verbringen. In Amerika fand Rühl stabile und anregende Lebens- und Lernverhältnisse vor, die stark mit denen in Nachkriegsdeutschland kontrastierten:

„Dann hatte ich 1950 das Glück ausgewählt zu werden für ein Stipendium an einer Highschool, das dann in Dayton/Ohio stattfand. Das war ein ganz wichtiges Jahr für mich. Aus diesem zerbombten, sich sozusagen aus den Ruinen gerade wieder belebenden Deutschland, in ein, nun nicht reiches aber gleichwohl von den Kriegsereignissen doch unbeflecktes Amerika, in den Mittleren Westen zu kommen. Stabile Familienverhältnisse und stabile Schulverhältnisse“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 2).

Besonders von sprachlichen und kulturellen Einsichten konnte Manfred Rühl auch als Wissenschaftler profitieren. So erleichterte ihm dieser Aufenthalt den sprachlichen Zugang zur amerikanischen Forschung. Er konnte die amerikanische Kommunikationswissenschaft

darüber hinaus aber auch in ihrem gesellschaftlich-kulturellen Zusammenhang betrachten und bewerten (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 2). 1951 kam Rühl zurück nach Nürnberg, wo er seine Schulausbildung 1953 mit dem Abitur abschloss.

Studium und berufliche Erfahrungen

Im Anschluss absolvierte Manfred Rühl eine Lehre zum Industriekaufmann (1953-1955). Seine ursprünglichen Intentionen, in der Wirtschaft zu bleiben, im Ausland zu arbeiten und etwas vom Wirtschaftswunder mitzubekommen (ebd.) änderten sich, als Rühl noch während seiner Ausbildung als Gasthörer einzelne Vorlesungen besuchte und in den Bereich der Wissenschaft „hineinschnupperte“. 1955 begann Manfred Rühl also sein Studium der Wirtschafts-/Sozialwissenschaften, Publizistik und Philosophie (Rühl/Tabellarischer Lebenslauf, Anhang S. 24). Zunächst studierte er an der philosophischen Fakultät der damaligen Universität in Nürnberg und wechselte dann an die Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Nürnberg. Während seines Studiums verbrachte Rühl zwei Semester in Berlin. Dort hörte er unter anderem bei Emil Dovifat Vorlesungen zu Publizistikwissenschaft (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 4) und studierte am Otto-Suhr Institut Politikwissenschaft (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 6). Sein Examen schloss Manfred Rühl 1960 an der Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Nürnberg mit dem Titel *Diplom Volkswirt* und der Publizistik als Wahlfach ab (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 4). Die Diplomarbeit Rühls trägt den Titel *Der Stürmer und sein Herausgeber* (1960) und ist als „geisteswissenschaftlich-historisierende Studie“ (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 22) geschrieben. Zu diesem Zeitpunkt hatte Manfred Rühl sich noch nicht für eine (kommunikations-)wissenschaftliche Karriere entschieden (ebd.)

Die finanzielle Situation Rühls war nicht unproblematisch. Er hatte sich nicht „als ausgesorgt habender Großbürgersohn“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 12) der Wissenschaft verschrieben. Manfred Rühl finanzierte sich sein Studium selbst. Neben etlichen kleineren Jobs übte Rühl hauptsächlich journalistische Tätigkeiten aus. Rühl arbeitete von seinem 16. bis zu seinem 31. Lebensjahr, also insgesamt 15 Jahre lang als freier Journalist (Rühl/Tabellarischer Lebenslauf, Anhang S. 24; Rühl 1980, S. 9). Bereits während seiner Schulzeit begann Rühl an Sonntagen als Redaktionsbote und Stenotypist für das *Sportmagazin* (das heutige Magazin *Kicker*) in Nürnberg zu arbeiten (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 4). Später wurde er freiberuflicher Journalist und Kolumnist für die Ressorts Feuilleton und Wirtschaft bei den *Nürnberger Nachrichten* (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 21). Darüber hinaus arbeitete Rühl projektspezifisch auch für „*Der Bote für Nürnberg-Land*, *8-Uhr-Blatt*, *Die Welt*, *U.S. News & World Report*, *Tages-Anzeiger* u.a.“ (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 21).

Ebenso war er für den *Bayerischen Rundfunk* und *Hörfunk* tätig und lieferte dort Reportagen und Hörbilder (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 21). Dass dies zu einem „Wechselspiel zwischen praktischem Journalismus in verschiedenen Medienbereichen und dem wissenschaftlichen Interesse“ (ebd.) führte, scheint plausibel. Letzten Endes hat sich die Wissenschaft aber als attraktivere Option für Manfred Rühl erwiesen: „Der Journalismus war mir zu eng, und in Beratungsgesprächen wurde immer öfter angedeutet, dass ich für den Journalismus ‚überqualifiziert‘ sei.“ (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 22)

Wissenschaftliche Assistenz am Institut für Politik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Erlangen-Nürnberg

Nach seinem Examen nahm Manfred Rühl zunächst das Angebot einer Hilfskraftstelle bei Ernst Meier an, damals außerplanmäßiger Professor für Publizistik an der Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Nürnberg (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 3). Diese Tätigkeit übte Rühl von 1960 bis 1963 aus und erlebte deshalb 1961 die Umstrukturierung der damaligen Hochschule zur „WiSo-Fakultät“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 4) der neuen Universität Erlangen-Nürnberg als „Verwalter einer Assistentenstelle“ (Rühl/Tabellarischer Lebenslauf, Anhang S. 24). Obwohl das Fach noch kaum institutionalisiert war, erfreute es sich großer Beliebtheit bei den Nürnberger Studenten, wie Manfred Rühl erinnert:

„Meine Hilfskraftstelle und die Dozentenstelle von Ernst Meier, er hatte zwar den Professor-Titel, war aber außerplanmäßiger Professor, das waren eher Brotkrümel, die von den Tischen der Reichen abgefallen sind. Dennoch war das Fach sehr beliebt bei der Studentenschaft.“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 3-4)

Im Zuge der Umstrukturierung und der universitären Zusammenführung von Erlangen und Nürnberg wurde das Institut für Politik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Erlangen-Nürnberg gegründet. Aus nicht nachvollziehbaren Gründen bestand das bayrische Bildungsministerium auf dieser doppelten Funktion (Ronneberger 1970, S. 61, 63). 1964 wurde Franz Ronneberger an das Institut berufen. Ronneberger legte seinen Schwerpunkt zu jener Zeit noch eher auf die Politikwissenschaft (Stuiber, Anhang S. 26). Für diesen Lehrbereich brachte er auch einen wissenschaftlichen Assistenten mit (ebd.). Manfred Rühl war inzwischen Fakultätsassistent unter dem Dekan Linhard (ebd.). Ronneberger unterbreitete ihm das Angebot, als wissenschaftlicher Assistent für Kommunikationswissenschaft tätig zu werden. Rühl nahm an. In dieser Phase universitärer Um- und Neustrukturierung sorgte Rühl für ein Mindestmaß an Kontinuität (ebd.). Vor allem die herausragenden Kenntnisse Manfred Rühls in Beziehung auf die englischsprachige Literatur trugen wohl dazu bei, dass die Beziehung zwischen Rühl und Ronneberger einen zunehmend kollegialen Charakter annahm: „Da entwickelte sich ein Wechselspiel, das ganz schnell aus einem Assistenten einen

Mitarbeiter gemacht hat“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 6). Franz Ronneberger kann als zentrale Figur im wissenschaftlichen Umfeld Rühls und als Förderer betrachtet werden. Manfred Rühl selbst bezeichnet ihn als Mentor (Rühl 1979, S. 26) und dankt seinem „akademischen Lehrer“ (Rühl 1980, S. 9) dafür, ein „langmütiger Zuhörer und feinnerviger Kritiker“ (ebd.) gewesen zu sein.

Während seiner Zeit als wissenschaftlicher Assistent am Institut für Politik- und Kommunikationswissenschaft, „[e]s muss 1966/1967 gewesen sein“ (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 21), lernte Manfred Rühl den Verwaltungswissenschaftler und Soziologen Niklas Luhmann kennen⁴. Auf eine Einladung Franz Ronnebergers hin sprach Niklas Luhmann im Rahmen eines Arbeitskreises in Nürnberg (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 6; Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 22). Rühl hatte Gelegenheit, den Theoretiker, dessen frühe Arbeiten er zu dieser Zeit bereits rezipiert hatte, persönlich kennen zulernen. Manfred Rühl erinnert sich lebhaft an ein Gespräch mit Luhmann, in dessen Verlauf er erfuhr, dass dieser an einer Gesellschaftstheorie arbeite. Die Zielstrebigkeit und der Anspruch dieses Vorhabens beeindruckten den am Beginn seiner wissenschaftlichen Karriere stehenden Manfred Rühl nachhaltig (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 7; Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 22).

Dr. rer. pol. Manfred Rühl

Manfred Rühl begann seine Vorarbeiten zu seiner Dissertationsschrift bereits 1964 (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 22) und hatte zu diesem Zeitpunkt bereits eine wissenschaftliche Karriere im Blick. „Der Journalismus war mir zu eng“ (ebd.). Bei seinen Vorarbeiten scheint Rühl auf einen Zweck-Mittel orientierten Systembegriff aus der Betriebssoziologie Dahrendorfs zurück zu greifen (Rühl 1965, S. 392-393). Die Redaktion sah er als Gefüge, bestehend aus formellen und informellen Rollen (Rühl 1965). Erst im Verlauf seiner Untersuchung und der intensiven Beschäftigung mit dem Thema gewinnt der funktional-strukturelle Ansatz Luhmannscher Prägung an Bedeutung.

Das Thema selbst, eine Redaktionsuntersuchung, stand bereits seit dem Seminar „Die großbetriebliche Struktur der Massen-Kommunikationsmittel“ fest, das er im Wintersemester 1964/65 zusammen mit Ronneberger vorbereitet hatte (Rühl 1969a, S. 13):

⁴ Auch Prof. Dr. Stuiber erinnert sich an diesen Vortrag, schätzt aber, dass er ungefähr 1968 stattgefunden haben muss (Stuiber, Anhang S. 28). Rühl erinnert sich aber daran, zu dieser Zeit mit den Vorbereitungen zu seiner Dissertationsschrift beschäftigt gewesen zu sein. Es scheint daher plausibel anzunehmen, dass die Angabe Rühls dem ungefähren Zeitpunkt des Vortrages entspricht.

„Das erste Hauptseminar, das wir gemeinsam machten war über die Organisation von Massenkommunikationsmitteln, und daraus ging meine Idee hervor, das wusste ich schon nach der zweiten Sitzung: Du machst eine Redaktionsuntersuchung. Dies war dann mein Dissertationsthema“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 4).

Rühl erweiterte sein bisheriges Verständnis der Zeitungsredaktion (Rühl 1965) durch die systemtheoretische Perspektive. Datenmaterial sammelte er als passiver Beobachter der redaktionellen Vorgänge innerhalb der *Nürnberger Nachrichten*. Rühl promovierte dann 1968 mit der Arbeit *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* (1969a) zum Dr. rer. pol..

1968 heiratete Manfred Rühl Antke Ronneberger (*1941), Fachärztin für Kinder- und Jugendmedizin und außerdem die Tochter seines wissenschaftlichen Vorgesetzten Franz Ronneberger (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 21).

Manfred Rühl konnte aus hochschulrechtlichen Gründen nicht länger am Institut für Politik- und Kommunikationswissenschaft bleiben (Stuiber, Anhang S. 26). Er wurde akademischer Rat am *Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg* (Rühl/Tabellarischer Lebenslauf, Anhang S. 24).

Amerikaaufenthalt an der Annenberg School of Communications

Das Studienjahr 1969/70 verbrachte Rühl in Amerika, zum Großteil an der Annenberg School of Communications in Pennsylvania. Manfred Rühl wurde von George Gerbner dorthin eingeladen, und finanziell von der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützt (Rühl/Papier, Anhang S. 19). Gerbner wollte durch Einladungen vor allem solche Wissenschaftler unterstützen, die in ihren Heimatländern nicht uneingeschränkt forschen konnten (ebd.).

Rühl beobachtete in Amerika eine differenzierte Kommunikationswissenschaft, die theoretisch und forschungspraktisch weltweit führend und damit auch der deutschen weit voraus war (Rühl 1971, S. 2). Manfred Rühl beschäftigte sich mit den Arbeiten von George Gerbner, Charles R. Wright, Erving Goffman, Percy H. Tannenbaum, Larry Gross, Dolf Zillmann, Klaus Krippendorff, Ray Birdwhistells, Albert und Alice Scheflen, Sol Worth, und Robert Lewis Shayons (Rühl/Papier, Anhang S. 20).

So bekam er Einblicke in unterschiedlichste Forschungsrichtungen – von der Erforschung massenmedialer Kommunikationsprozesse über Filmforschung und Arbeiten zu personaler Kommunikation, bis hin zu Untersuchungen über nonverbales Kommunikationsverhalten (ebd.). Dies ließ Rühl vielleicht bereits die Gefahr einer fachinternen Zersplitterung ahnen, die er später zu überwinden versucht. Er könnte hier auch das Thema „Kommunikation“ als identitätsstiftende Grundlage entdeckte haben. Rühl beobachtete also eine inter- oder

multidisziplinär orientierte Forschung, die sich im Gegensatz zur deutschen Kommunikationswissenschaft nicht über bestimmte Medien oder den Bereich der Massenkommunikation definierte, sondern ganz allgemein über den Prozess der Kommunikation als Gegenstand (Rühl/Papier, Anhang S. 20).

Auf einer Rundreise besuchte Rühl kommunikationswissenschaftliche Institute in ganz Amerika und etablierte persönliche Kontakte zu Harold D. Lasswell, David Riesman, Ithiel de Sola Pool, Daniel Lerner, Kurt Lang, Allen H. Barton, W. Phillips Davison, David Manning White, Morris Janowitz, Paul Watzlawik, und Walter Gieber (ebd.).

Habilitation an der Universität Erlangen-Nürnberg

Zurück in der Bundesrepublik übernahm Rühl die Leitung des Teilprojektes „Sozialisation von Kommunikatoren“ des 1970 gegründeten Sonderforschungsbereiches 22 „Sozialisations- und Kommunikationsforschung“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG). Seine Kollegen zu dieser Zeit waren Barbara Koller und Thomas Gruber, von denen er später schreiben wird, dass sie seine Partner waren „im Ringen um theoretisch-empirische Probleme“ (Rühl 1980, S.9).

1973/74 übernahm Rühl eine Lehrstuhlvertretung an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz und nahm gleichzeitig einen Lehrauftrag an der Universität Regensburg wahr (Ronneberger 1976, S. 473).

1974 kam das einzige Kind der Rühls zur Welt (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 21). Dr. med. Sebastian Rühl ist heute Assistenzarzt für Kinder- und Jugendmedizin (ebd.).

Von 1975 bis zu seiner Berufung nach Hohenheim war Rühl Akademischer Direktor am Lehrstuhl für Politik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Erlangen-Nürnberg (Rühl/Tabellarischer Lebenslauf, Anhang S. 24). Rühl nahm im November 1976 den Ruf an die Universität Hohenheim an, wo er als Professor für Kommunikationswissenschaft und Leiter des Aufbaustudienganges Journalistik tätig war. Obwohl Rühl also bereits berufen war und die Verfassung einer Habilitationsschrift deshalb formal nicht mehr nötig gewesen wäre, setzte er die Arbeit an seiner Habilitationsschrift fort. Im Januar 1978 wurde *Journalismus und Gesellschaft. Bestandsaufnahme und Theorieentwurf* (Rühl 1980) als Habilitationsschrift an der Universität Erlangen-Nürnberg eingereicht und angenommen. Manfred Rühl bekam im Zuge seiner Habilitierung auf Grund des damaligen Hochschulrechts einen zusätzlichen Doktorgrad verliehen.

Prof. Dr. Dr. Manfred Rühl

Von 1977 bis 1980 war Rühl Mitglied des „Board of Directors“ der „International Communication Association (ICA)“ (Rühl/Tabellarischer Lebenslauf, Anhang S. 25).

Zwischen 1980 und 1982 war Manfred Rühl erster Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK), der er bereits seit ihrer Gründung 1963 als Mitglied angehörte (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 18; Gründungsurkunde, <http://www.dgpuk.de>, im Anhang S. 28-29).

Rühl blieb in Hohenheim, bis er 1983 dem Ruf an die Universität Bamberg folgte. Er war bis zu seiner Emeritierung 1999 Inhaber des Lehrstuhls für Kommunikationswissenschaft mit dem Schwerpunkt Journalistik der Otto-Friedrich-Universität in Bamberg.

Diverse Gastprofessuren im In- und Ausland können zu seinem beruflichen Lebenslauf hinzugefügt werden (Rühl/Tabellarischer Lebenslauf, Anhang S. 24). Außerdem war Rühl Fachgutachter für die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), den Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) und die Alexander von Humboldt-Stiftung (AvH) (ebd.).

Professor Emeritus Dr. Dr. Manfred Rühl lebt zusammen mit seiner Ehefrau Antke in seiner Heimatstadt Nürnberg. Auch heute noch bearbeitet Manfred Rühl kommunikationswissenschaftliche Problemfelder. Auf der Internetseite der Universität Bamberg sind zwei Projekte Rühls abrufbar, die sich den Themen *Journalismusforschung in der Weltgesellschaft* (<http://www.uni-bamberg.de/split/kowi/mitarbeiter/ruehlprojektA.htm>) und *Alltagspublizistik* (<http://www.uni-bamberg.de/split/kowi/mitarbeiter/ruehlprojektB.htm>) widmen. Dort ist außerdem eine Bibliographie der Arbeiten Rühls zu finden (<http://www.uni-bamberg.de/split/kowi/mitarbeiter/ruehlpub.htm>, im Anhang S. 30-42).

4.2 Die Pionierarbeiten

4.2.1 Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System

Mit *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* (Rühl 1969a/1979) promovierte Manfred Rühl 1968 am Institut für Politik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Erlangen-Nürnberg. Sein wissenschaftlicher Betreuer und Doktorvater war Prof. Dr. Franz Ronneberger.

In seiner Promotionsschrift analysiert Manfred Rühl die interne Struktur einer Zeitungsredaktion – die Redaktion der *Nürnberger Nachrichten* – und deren Beziehung zur Umwelt. Theoretisch stützt sich Rühl hierbei vor allem auf die funktional-strukturelle Systemtheorie Niklas Luhmanns, die er um entscheidungstheoretische Aspekte erweitert, um etablierte Rollenstrukturen identifizieren zu können. Fast ein halbes Jahr hat Rühl die unterschiedlichen Ressorts der Redaktion deshalb beobachtet (Rühl/Transkript 2, Anhang, S. 13). Ergänzend hat er Leitfadeninterviews durchgeführt.

Theoretische Umorientierung

Medienpolitische Probleme gewinnen ab Mitte der 60er Jahre an Bedeutung. Auf gesellschaftlich relevante Fragen findet die Kommunikationswissenschaft jener Zeit allerdings keine befriedigenden Antworten. Rühl attestiert dem Fach in diesem Zusammenhang fehlende Problemlösungskompetenz, was seiner Ansicht nach in seiner theoretischen Tradition begründet ist. Traditionell bediente man sich in Deutschland vorwiegend „normativistischer und teleologischer Theorien“ (Rühl 1979, S. 66). Mit Bezug auf diese Theorien „suchte man dem ‚richtigen‘ redaktionellen Verhalten auf die Spur zu kommen, zu dessen idealen Grundsätzen vorzustoßen und man beschrieb die subjektiv gesehenen Möglichkeiten ihrer Verwirklichung. Dazu bedienten sich die Gelehrten mehr oder weniger gut ausgefeilter ontologischer Begriffssysteme, theoretischer Entwürfe also, die ihren Bezug zur Wirklichkeit nur behaupten“ (ebd.). Für Rühl wurzelt hier die Tendenz einer (irreführenden) wissenschaftlichen Orientierung am Individuum, an der Person. So ist die Redaktion für den Großteil der an Journalismus interessierten Forscher Ende der 60er Jahre lediglich „Ort der redaktionellen Tätigkeit, [...] die Aufmerksamkeit gilt dem ‚richtigen Handeln‘ in ihr. Voraussetzung dazu ist nach dieser Meinung der ‚richtige‘ Redakteur, dessen idealistisch postulierten Eigenschaften zu einem journalistischen Charaktermosaik zusammengefügt werden“ (Rühl 1969a, S. 26). Gatekeeper-Forschung und die Erforschung journalistischer Selbstbilder und Selbstverständnisse müssen laut Rühl in dieser Tradition gesehen und beurteilt werden. Auch sie „liefern keine methodisch überzeugenden Argumente dafür, weshalb sie Personen (Menschen, Individuen) wie die Bausteine des Journalismus behandeln“ (Rühl 1979, S. 50). Der Bezug auf Theorien und Methoden der Psychologie scheint die individuierenden Tendenzen innerhalb der Kommunikationswissenschaft zu verstärken:

„Mehr zu diesem problemverkennenden Irrtum dürfte freilich die Verwendung der, einer neobehavioristisch bestimmten Psychologie entstammenden Forschungstechnik zuzuschreiben sein, die – sozusagen gleichzeitig – einen Theorieentwurf mitliefert. Denn der Neobehaviorismus ermuntert ja zur ausschließlichen Verwendung der Mikroperspektive, so daß man schwerlich zu der Einsicht kommt, daß es gerade bei der Erforschung der Prozesse der Herstellung und Bereitstellung von Massenkommunikation nicht um personale, sondern um überpersonale, um soziale Probleme geht“ (Rühl 1979, S. 52).

Erst mit einer grundsätzlichen Hinwendung zur Empirie und der damit verbundenen „Selbstidentifikation der deutschsprachigen Publizistikwissenschaft als sozialwissenschaftlich begründete Kommunikationswissenschaft“ (Rühl 1979, S. 49-50), konnte die „Herstellung und Bereitstellung von Massenkommunikation in Organisationen als kommunikationswissenschaftliche Forschungsproblematik aufgegriffen“ (ebd.) werden. In

diesem Zusammenhang kritisiert Rühl aber andererseits, dass mit der Hinwendung zu empirischen Methoden eine Vernachlässigung der Theorieforschung einher ging (Rühl 1979, S. 50). Dies führte laut Rühl zu einer kritiklosen „Übernahme mikroperspektivischer Konstrukte“ (ebd., S. 52) und zu einer „Anhäufung von Studien und empirischen Daten [...], die nebeneinanderstehen, als schuldeten sie sich gegenseitig keine methodische Rechenschaft“ (ebd.). Die Hinwendung zur Empirie brachte also nicht nur die positive Chance mit sich, normativ vorbelastete Modelle und Konstrukte hinter sich zu lassen. Einer ausschließlich an der Empirie orientierten Forschung fehlt es an integrativem Potential. Die Sammlung isolierter Ergebnisse trägt nicht zu der Erhöhung der fach eigenen Problemlösungskompetenz bei.

In der Kommunikationswissenschaft fand die Redaktion als Forschungsgegenstand also kaum Beachtung. Wenn, dann wurde sie aus einer von Dovifat und Groth beeinflussten normativen und teleologischen Perspektive heraus betrachtet. Rühl konnte deshalb nicht auf disziplininterne Theoriebestände und vergleichbare Arbeiten zurückgreifen. Theoretisch und methodisch war Rühl deshalb „gezwungen“, Neuland zu betreten: In Abgrenzung zum ontologischen Systemdenken Otto Groths legt er seiner Arbeit eine funktional-strukturelle Systemtheorie im Sinne Niklas Luhmanns zu Grunde (Rühl 1969a, S. 29-39).

Implikationen der systemtheoretischen Perspektive

Wie es der Titel schon nahe legt, begreift Rühl die Redaktion in *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* (Rühl 1969a) aus einer systemtheoretischen Perspektive heraus. Dabei stützt sich Rühl auf die funktional-strukturelle Systemtheorie Niklas Luhmanns (zum Beispiel: Rühl 1969a, S. 14/1979, S. 19), ergänzt diese aber durch ein an sozialen Rollen orientiertes Entscheidungsmodell (Rühl 1969a, S. 40-41/1979, S. 76). Zu diesem Zeitpunkt befindet sich die Systemtheorie Niklas Luhmanns selbst noch in den „Kinderschuhen“. Rühl bezieht sich auf *Funktionen und Folgen formaler Organisation* (Luhmann 1964a), *Funktionale Methode und Systemtheorie* (Luhmann 1964b), *Lob der Routine* (Luhmann 1964c), *Zweck – Herrschaft – System. Grundbegriffe und Prämissen Max Webers* (Luhmann 1964d) und *Reflexive Mechanismen* (Luhmann 1966). Er übernimmt die Schwerpunkte der frühen Luhmannschen Konzeption – Umweltbezogenheit (Rühl 1969a, S. 35) und funktionale Identität sozialer Systeme (ebd., S. 36), sowie die Vorstellung, dass ein soziales System aus Handlungen, nicht aus einzelnen Menschen besteht (ebd., S. 37). In seinem 1965 veröffentlichten Aufsatz *Zur sozialen Struktur des Zeitungsverlages* (Rühl 1965) spricht Rühl noch von den „Menschen, die den Zeitungsverlag schaffen und tragen“ (ebd., S. 392). Es scheint, als hätte Rühl die Arbeit an seiner Dissertation aus der 1965 vertretenen Perspektive

heraus begonnen und wäre im Verlauf der Arbeit auf die für ihn fruchtbarere Systemtheorie Luhmanns gestoßen. Rühl schreibt:

„Es hätte nahe gelegen, das Handlungsmuster der Zeitungsredaktion als Rollengefüge zu beschreiben und zu analysieren. In diesem Sinne wurden auch die Vorarbeiten für diese Untersuchung begonnen. Dabei hat sich aber gezeigt, daß die Rollenanalyse von 40 Redaktionsmitgliedern allein nichts darüber auszusagen vermag, wie es zur redaktionellen Gesamtleistung kommt, ganz zu schweigen von Fragen über Beziehungen der Redaktion zur sozialen Umwelt“ (Rühl 1969a, S. 14/1979, S. 18).

Mit einer systemtheoretischen Grundlage konnte dieses Problem überwunden werden. Diese theoretische Entscheidung war und ist allerdings in mehrerer Hinsicht folgenreich. An die Option für die systemtheoretische Perspektive gekoppelt ist ein spezifisches Verständnis von Wirklichkeit, Gesellschaft und Mensch, aber auch eine veränderte Sicht des Gegenstandsbereiches.

Systeme differenzieren sich allein deshalb aus, weil die Welt komplex ist. Damit in Übereinstimmung ist der Ausgangspunkt von Rühls Denken die Vorstellung von einer überkomplexen und chaotischen Welt. Einzelne Systeme reduzieren diese Komplexität. So wird die Gesellschaft als Ganze stabilisiert. In diesem Sinne übernimmt auch die Zeitungsredaktion „durch die Absorption der Umweltkomplexität, durch die Verarbeitung von Informationen aus der Umwelt und deren Bereitstellung für die Umwelt eine wesentliche gesellschaftliche Funktion“ (Rühl 1969a, S. 180; ähnlich auch 1979, S. 281).

Rühl spricht hier noch von „entwickelten Gesellschaftsordnungen“ (Rühl 1969a, S. 24/1979, S. 39) und „hochzivilisierten Gesellschaftssystemen“ (Rühl 1969a, S. 25), geht also von einem Plural differenzierter „Gesellschaften“ (ebd., S. 24) aus. 1979 beschreibt Rühl aber bereits „Tendenzen zur Übernationalität, ja zur Weltgesellschaft“ (Rühl 1979, S. 40). Die von Rühl angeführten hochzivilisierten Gesellschaften sind abhängig von massenmedialen Funktionen, die es erst ermöglichen, daß sich soziale Systeme herausdifferenzieren. „Hochzivilisierte Gesellschaftsordnungen – so auch die BRD – sind ohne Massenkommunikation nicht denkbar“ (Rühl 1969a, S. 25/1979, S. 41).

Die oben angedeutete Mischung aus Handlungstheorie und Systemtheorie wirkt sich auch auf das Menschenbild Rühls aus. Der Mensch handelt, interagiert und kommuniziert als komplexes Handlungssystem. Bei der Untersuchung einer Redaktion spielt dieser Mensch demnach nur unter bestimmten Teilaspekten eine Rolle, da er gleichzeitig in zahlreiche unterschiedliche gesellschaftliche Systeme eingebunden ist. „In diesem sozialwissenschaftlichen Verständnis sind Personen selbst Handlungssysteme, die ihrerseits durch eine Vielzahl unterschiedlicher Handlungen an ganz verschiedenen sozialen Systemen teilhaben“ (Rühl 1969a, S. 37). Der einzelne Mensch ist lediglich als Träger

redaktionsspezifischer Rollen in das Handlungssystem Zeitungsredaktion integriert (Rühl 1969a, S. 37). Dieser Sichtweise des Menschen und der Redaktion als Handlungssystem entspricht eine nur marginale Auseinandersetzung mit dem Begriff *Kommunikation*. Rühls Verständnis von Kommunikation scheint zu diesem Zeitpunkt auf einem eher mechanischen Modell der Produktion und Bereitstellung von Mitteilungen/Informationen zu beruhen. Die Redaktion als Handlungssystem verarbeitet „Informationen aus der Umwelt“ (ebd., S. 180) und stellt diese in bearbeiteter Form ihrer Umwelt wiederum zur Verfügung (ebd./1979, S. 281). Wenn Rühl hier Massenmedien als „kommunikative Institutionen“ (Rühl 1969a, S. 25) beschreibt, dann begreift er Kommunikation anscheinend als Informationsproduktion und -bereitstellung, also als eine Form von Handlung. In diesem Sinne ist auch der Vergleich mit „Großbetrieben der Industrie“ (ebd.) zu verstehen. Rühl definiert Massenkommunikation nicht über Medien oder Eigenschaften von Medien. Massenkommunikation ist ein gesellschaftliches Subsystem (Rühl 1969a, S. 24) und unterliegt damit sozialem Wandel (Rühl 1969a, S. 25/1979, S. 41). Massenkommunikation wird von Rühl funktional definiert. Die Funktion von Massenkommunikation besteht für ihn in der Verarbeitung und Aufarbeitung einer komplexen gesellschaftlichen Umwelt für diese Umwelt (Rühl 1969a, S. 38). Damit erfüllt das System der Massenkommunikation entwicklungsspezifische und stabilisierende Funktionen (ebd., S. 38-39).

Hier ist die Ausweitung des kommunikationswissenschaftlichen Gegenstandsbereiches begründet. Rühl will „die Redaktion einer Tageszeitung als organisiertes soziales Handlungssystem“ (ebd., S. 37) untersuchen und „die Bedingungen für ihren Bestand und die Probleme, die sich daraus ergeben“ (ebd.), aufzeigen. Mit der systemtheoretischen Perspektive öffnet sich der kommunikationswissenschaftliche Gegenstandsbereich in Richtung der inneren Organisation/Struktur des Journalismus und einzelner Redaktionen aber auch in Richtung der redaktionellen Umwelt und Wechselbeziehungen zwischen Gesellschaft und Redaktion.

Entscheidungstheorie

Manfred Rühl verweist explizit darauf, dass die Systemtheorie alleine nicht ausreicht eine Zeitungsredaktion zu untersuchen (ebd., S. 39). Da Rühl die Zeitungsredaktion durch ihr Entscheidungshandeln spezifiziert sieht, bezieht er sich zusätzlich auf entscheidungstheoretische Aspekte (ebd. 40-41). Rühl geht hierbei davon aus, dass aus dem Verhältnis von Redaktion und Umwelt Entscheidungsprämissen entstehen, die maßgeblich für das redaktionsinterne Entscheidungshandeln sind (ebd.).

Wissenschaftlicher Zugang

Der Zugang zu diesem Gegenstandsbereich – Massenkommunikation als gesellschaftliches Teilsystem und die Zeitungsredaktion als konkretes Handlungssystem – muss nun ebenfalls systemtheoretisch kompatibel sein. Der Theoriesprecher, um es anders auszudrücken, muss einen, seiner Theorie entsprechenden und in der Theorie enthaltenen Zugang zu seinem Gegenstand finden. Bezogen auf Manfred Rühl und seine Dissertationsschrift beinhaltet dies die Hinwendung zu einer konstruktivistischen Erkenntnistheorie und damit verbunden auch zu alternativen empirischen Methoden. In der 1969 erschienen Auflage ist Konstruktivismus kein explizites Thema. Bereits 1979 aber, in der überarbeiteten Auflage von *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System*, wird darauf hingewiesen, dass eine bestimmte Zeitungsredaktion „in keinem Falle an und für sich vorhanden, also beliebig feststellbar [ist]. Sie wird stets, und zwar begrifflich-theoretisch hergestellt“ (Rühl 1979, S. 25). Die Redaktionsforschung untersucht also nicht nur Redaktionen, sie konstruiert diese erst über Begriffe und Theorien.

Laut Rühl besteht 1979 in der Journalismusforschung „weitgehender Konsens, daß wissenschaftliches Wissen über den Journalismus nur durch die Operationalisierung theoretischer Aussagen, deren ausweisbaren Methodenbezug, durch begriffliche Genauigkeit und empirische Kontrolle“ (Rühl 1979, S. 297) entsteht. Die Orientierung an der funktional-strukturellen Systemtheorie bringt es mit sich, dass „auch die Grenzen der in der Journalismusforschung üblich gewordenen sozialwissenschaftlichen Forschungstechniken unübersehbar ins Licht gerückt“ (Rühl 1979, S. 298) werden. Um diesen Mangel zu überwinden adaptiert Rühl die Methode der teilnehmenden Beobachtung aus der Organisationsforschung (Rühl 1969a, S. 20/1979, S. 32). 1979 schreibt Rühl, dass „die in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre beginnende Organisationsforschung im Felde der Massenkommunikation – vornehmlich diese Untersuchung – auf keine problemrelevanten Vorbilder und auf keine disziplinen-eigenen ‚Erkenntnisbestände‘ zurückgreifen“ (Rühl 1979, S. 54) konnte. Da es aber in der Soziologie bereits Einzelfallstudien im Bereich der Organisationsforschung gab, suchte er dort nach für ihn brauchbaren methodischen Ansätzen (Rühl 1979, S. 54-55). Schließlich fand er sie in der passiv teilnehmenden Beobachtung und ergänzte sie durch das strukturierte Leitfadeninterview.

Anspruch

Manfred Rühl will mit *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* (1969a) tradierte normative Wissensbestände aufbrechen und die Kommunikationswissenschaft insgesamt reflexiver und offener für interdisziplinäre Forschungen machen. In diesem Sinne

sind seine Kritik am Praktizismus und der Individuum-zentrierten Forschung, sowie seine Bezugnahme auf fachexterne Theorien zu verstehen.

Seine Promotionsschrift versteht er als „Glied in einer Kette von Partialanalysen, mit denen einzelne Hypothesen überprüft, evtl. modifiziert und daraus wiederum weitere Hypothesen entwickelt werden können, um auf diesem Wege zu einer sozialwissenschaftlich begründeten Theorie der Kommunikationsmedien zu gelangen“ (Rühl 1969a, S. 16/1979, S. 22). Von einer derartigen Theorie erhofft sich Rühl eine integrative Funktion, bezogen auf die bisher vollzogene Produktion isolierter Ergebnisse (Rühl 1979, S. 175).

Ergebnisse

Im folgenden habe ich die wichtigsten Ergebnisse schlagwortartig zusammengefasst. Aus Platzgründen kann hier nicht mehr angeboten werden.

Rühl liefert mit *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* (Rühl 1969a) eine detaillierte Beschreibung der Redaktion der *Nürnberger Nachrichten* (ebd., S. 42-108) und ihrer Umwelt (ebd., S. 109-150). Auf dieser Grundlage analysiert er Strukturmerkmale der Redaktion. Da er die Redaktion als „soziales Handlungssystem“ (ebd., S. 154) betrachtet, der Fortbestand von Handlungssystemen aber auf der Etablierung stabiler Verhaltenserwartungen beruht (ebd.), kann Rühl die „Mitgliedschaftsrolle“ (ebd.) und die konkreten Regeln die an diese geknüpft sind, als zentrales Strukturmerkmal zur Verhaltensorientierung identifizieren. Darüber hinaus werden auch von Ressort zu Ressort variierende „Arbeitsrollen“ (ebd., S. 165) beachtet.

Rühl stellt außerdem Überlegungen an, die die Innendifferenzierung der Redaktion in Subsysteme betreffen (ebd., S. 168-173). Durch die Ausdifferenzierung von Subsystemen (einzelne Ressorts) wird die Redaktion insgesamt leistungstärker. Um aber dem Autonomiestreben einzelner Subsysteme entgegenzuwirken bedarf es zusätzlich zu integrativen Rollen auch intermediärer Systeme mit integrativen Funktionen (ebd. 173-174).

Die konkreten Arbeitsschritte innerhalb der Ressorts sieht Rühl strukturiert durch das „*Entscheidungsprogramm*“ (ebd., S. 176), aufgeteilt in „*Konditionalprogramm*“ (ebd., S. 177-178) und „*Zweckprogramm*“ (ebd., S. 178-180). Die von Rühl identifizierten und untersuchten Strukturen erfüllen in Bezug auf den einzelnen Redakteur entlastende Funktionen. Angesichts eines Übermaßes an Informationen aus der Umwelt kann sich der Redakteur nie sicher sein, alle relevanten Informationen zu einem Thema verarbeitet zu haben. Er orientiert sich deshalb an formalen Rollen (ebd., S. 183). Die Redaktion bildet also Strukturen aus, um die „Standards für das redaktionelle Verhalten“ (ebd., S. 179) zu setzen

und so gegenüber einer chaotischen Umwelt handlungsfähig zu bleiben. Letzten Endes absorbiert die Zeitungsredaktion so Unsicherheiten auf Seiten ihrer Umwelt.

4.2.2 Journalismus und Gesellschaft

Nachdem Manfred Rühl bereits nach Stuttgart-Hohenheim berufen war habilitierte er 1978 mit der Arbeit *Journalismus und Gesellschaft. Bestandsaufnahme und Theorieentwurf* (1980). Hier reflektiert und kritisiert Rühl zunächst theoretische Entwicklungslinien innerhalb des Faches. Die von Rühl vorgelegte Theoriegeschichte liest sich als Theoriekritik. Manfred Rühl stellt theoretische Perspektiven der Kommunikationswissenschaft dar, um ihre Grenzen und irreführenden Voraussetzungen offen zu legen. Um das von ihm in beeindruckendem Umfang vorgestellte Labyrinth theoretischer Irrwege zu verlassen, bedient sich Rühl der funktional-strukturellen Systemtheorie als Grundlage. Manfred Rühl geht hier in konsequenter Weise den Weg weiter, den er mit *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* (1969a) eingeschlagen hat. In *Journalismus und Gesellschaft* (1980) interessiert nicht mehr das konkrete Handlungssystem einer bestimmten Redaktion, Journalismus als Kommunikationssystem wird in Beziehung zur Gesellschaft thematisiert. Die Habilitationsschrift Rühls hat demnach einen gesellschaftstheoretischen Anspruch.

Auf der Grundlage der Systemtheorie werden zentrale Begriffe reflektiert und definiert. Rühl analysiert das Journalismussystem daraufhin in Bezug auf seine gesellschaftlichen Funktionen, seine Beziehungen zur Umwelt und auf interne Strukturen.

Manfred Rühl wird dem Untertitel der Habilitationsschrift „Bestandsaufnahme und Theorieentwurf“ in beeindruckendem Maß gerecht. Dass er den Schwerpunkt auf die wissenschaftliche Kritik legt, scheint angesichts der Fülle an rezipierter und behandelter Literatur absolut legitim (allein das Literaturverzeichnis seiner Habilitationsschrift beinhaltet über tausend Titel (Saxer 1980, S. 396)). Rühl selbst charakterisiert seine Habilitationsschrift in diesem Zusammenhang „als theoretisch-methodische ‚Aufräumarbeit‘ (‚mop-up work‘) im Sinne THOMAS KUHN“ (Rühl 1980, S. 113).

Gesellschaft und Journalismus – Warum die Gesellschaft eine Theorie des Journalismus braucht

Ende der 60er und während der 70er Jahre beobachtet Rühl eine kommunikationswissenschaftliche Entwicklung, die sich von tradierten Wissensbeständen emanzipiert. Verantwortlich für diese Entwicklung seien „technologische und organisatorische Neuerungen, die im Journalismus besonders nach dem zweiten Weltkrieg zum Zuge kamen. Sie hatten die Einführung neuartiger Medientypen zur Folge, bzw. stellten bisherige Formen zur Disposition“ (Rühl 1980, S. 42). So haben also Entwicklungen

innerhalb des Mediensystems Auswirkungen auf die Theorieproduktion der Kommunikationswissenschaft.

Das Medien- oder Journalismussystem unterliegt nach Rühl einem sozialen Wandel (Rühl 1980, S. 399) und verändert sich Hand in Hand mit seiner gesellschaftlichen Umwelt. „Die von der gesellschaftlichen Umwelt ausgehenden Einflüsse werden nuancenreicher und die Welt des Journalismus bildet dafür notwendige Strukturen aus“ (ebd., S. 42). Die damit einhergehende „Zunahme journalismusinterner Organisierung“ (ebd., S. 399), „Technisierung und Verwaltung“ (ebd.), sowie die „fortschreitende[] berufliche[] Spezialisierung und Akademisierung“ (ebd.) ist gesellschaftlich problematisch. Der gesellschaftliche Auftrag, der sich hieraus ableiten lässt, besteht in der Erforschung von Strukturen, der Erstellung von Prognosen und der Realisierung einer hochwertigen Journalistenausbildung.

Die Brisanz einer Auseinandersetzung mit dem Thema Journalismus ist unter anderem an medienpolitischen Kontroversen abzulesen. So beschäftigten sich *Michel-* und *Günther-Kommission* mit marktwirtschaftlichen Einflüssen auf die Medienlandschaft und den daraus resultierenden negativen Aspekten für die Gesellschaft (ebd., S. 384). Darüber hinaus erregen zunehmend auch „Einflußmöglichkeiten, die einzelne politische Teilbereiche auf den Journalismus ausüben“ (ebd., S. 386) Kritik.

Rühl sieht hier eine Tendenz zur Verrechtlichung des Journalismus begründet. „Das Vertrauen in das Gesetz als einer journalistischen Ordnungskraft nimmt im Journalismus in auffälliger Weise zu“ (ebd., S. 292). Zum Beleg zählt Rühl die Bemühungen um ein Bundespresserechtsrahmengesetz und zahlreiche Gesetzesentwürfe zu Pressefreiheit, Gewaltdarstellung und Pornografie auf (ebd., S. 292-293).

Manfred Rühl beurteilt die Problemlösungskompetenz seines Faches in Hinsicht auf die oben angeführten gesellschaftlichen und politischen Fragestellungen äußerst kritisch. Die überwiegend faktorentheoretisch orientierte Forschung kann „ob der Singularität ihrer Aussagen keine Lösungsmöglichkeiten für jene Probleme bereitstellen, wie sie im Journalismus der Bundesrepublik Deutschland ständig akut werden, und wie sie sich hinter den Stichworten ‚berufliche Aus- und Fortbildung‘, ‚zunehmende Stellenknappheit innerhalb der klassischen Medien‘, ‚Rückgang der Möglichkeiten einer freien journalistischen Berufstätigkeit‘ oder ‚Verhältnis Redaktion/Verlag‘ alias ‚innere Pressefreiheit‘ in spezifischer und nicht zu unterschätzender Varietät verbergen“ (ebd., S. 152-153).

So leitet Rühl also aus einem gesellschaftlichen Problemlösungsbedarf und einer kaum vorhandenen wissenschaftlichen Problemlösungskompetenz die Notwendigkeit seiner „Aufräumarbeit“ (ebd., S. 113) ab, um endlich eine „Gesamtkonzeption für den Journalismus“ (ebd., S. 130) zu erhalten, mit der dieses Dilemma überwunden werden kann.

Zweck der Aufräumarbeit

Die „*empirisch orientierte Journalismusforschung*“ (Rühl 1980, S. 14) entwickelt sich laut Rühl in den 60er und 70er Jahren in Abgrenzung zum Praktizismus und orientiert sich stark an den empirischen Sozialwissenschaften (ebd.). Während dieser Zeit emanzipiert sich die deutsche Kommunikationswissenschaft auch von der dominierenden US-amerikanischen Forschung, die Journalismusforschung im deutschsprachigen Raum bildet laut Rühl sogar „den gegenwärtigen Schwerpunkt der internationalen Journalismusforschung“ (ebd., S. 43). In den 70er Jahren gewinnt die Journalismusforschung zusehends an gesellschaftlicher Relevanz (ebd., S. 435). Auch der Praxisbezug entwickelt sich zu dieser Zeit:

„Seit den siebziger Jahren drängen [...] journalistische Ausbildungsmodelle nach vorne, die den Nachwuchs in ausgesprochenen Lehrorganisationen vorbereiten. Einige Universitäten (Dortmund, Stuttgart-Hohenheim, Mainz und München) haben diese neuartigen Studiengänge eingeführt, deren Ausbildungsprogramme eine Symbiose aus wissenschaftlicher Lehre und praktischen Einübens darstellt, und die ein Ausbildungsniveau für den praktischen Journalismus anstreben, das durch ein Volontariat bzw. durch Praktika in den Redaktionen vervollständigt wird.“ (ebd., S. 422)

Methodisch und theoretisch ist die Journalismusforschung gegenüber anderen Disziplinen aber rückständig. Vor allem die Orientierung an Alltagsvorstellungen und am Praktizismus erntet Kritik: „Neben gelegentlichen konzeptuellen Anleihen beim journalistischen Alltagswissen und beim Praktizismus, operieren sie mit sozialwissenschaftlichen Begriffen und Kategorien; freilich ohne zu bedenken, daß es sich dabei in keinem Falle um ‚reine‘ Denkinstrumente handelt“ (ebd., S. 434). Rühl vermisst grundlagentheoretische und begriffliche Stringenz. So werden „Fragen nach theoretisch-methodischen Ansätzen [...] in der Journalismusforschung [nur] selten gestellt“ (ebd., S. 17). Auch der Forderung nach einer intersubjektivierung der Verfahrensweise „kommt die Journalismusforschung erst in bescheidenem Maß nach“ (ebd., S. 114). Rühl sah sich „angesichts der auch in der Wissenschaft noch gelegentlich umlaufenden Alltagsansichten über Journalismus“ (ebd., S. 434) also zu einer Definition und Diskussion kommunikationswissenschaftlicher Grundbegriffe veranlasst. Seine theoretische Arbeit sieht Rühl vor allem deshalb gerechtfertigt, da sich die Journalismusforschung immer noch „des überkommenen Paradigmas des Individuums bzw. der Person“ (ebd., S. 435) bedient:

„Der traditionelle ‚Wirkungsansatz‘ wählt dazu die Perspektive der ‚Kommunikatoren‘, der ‚Massenmedien‘ oder der ‚Journalisten‘, während der neuere ‚Nutzungsansatz‘ (‚uses-and-gratifications-approach‘) die Sichtweise der ‚Rezipienten‘ der ‚Leser/Zuschauer‘ oder des ‚Publikums‘ für angemessen hält.“ (ebd., S. 362)

Theoretischer Handlungsbedarf besteht hier, weil „in der gegenwärtigen Journalismusforschung Begriffs- und Theoriebildung nur marginal behandelt werden“ (Rühl 1980, S. 434). Rühl geht sogar so weit, seinen Kollegen „ein zureichendes Wissen aus der Grundlagenforschung“ (ebd., S. 434) abzusprechen. Genau „daran fehlt’s im Revier“ (ebd., S. 434-435). Außerdem kritisiert Rühl das Fehlen einer verbindlichen Makrotheorie für Journalismus, die in der Lage wäre, Einzelergebnisse zu integrieren.

Bestandsaufnahme

Die im Untertitel versprochene Bestandsaufnahme zum Thema „Journalismus und Gesellschaft“ gestaltet Rühl als negative Entwicklungsgeschichte. Im Sinne Lepenies’ lässt sich Rühls Vorgehen als der „klassischen Wissenschaftsgeschichte“ (Lepenies 1981, S. III) zuordnen. Auch Rühl trennt in gewisser Weise „die vielen Irrenden von den wenigen Vorläufern, die sich auf einer schmalen, doch kontinuierlichen Bahn auf die Wahrheiten der Gegenwart zubewegten“ (ebd.).

Hier kann aus Platz- und Zeitgründen keine inhaltlich vollständige Reflexion der Rühlschen Argumentationslinie wiedergegeben werden. Stattdessen wird an dieser Stelle auf die Hauptkritikpunkte und -argumente Bezug genommen.

Auf theoretischer Ebene setzt sich Rühl zunächst mit dem Praktizismus auseinander, den er am Beispiel Emil Dovifats behandelt. Die praktizistische Forschung war laut Rühl empiriefeindlich und gegenüber interdisziplinärer Forschung verschlossen (Rühl 1980, S. 13). Der Praktizismus suche „nach einem gültigen Wesen des Journalismus, und zwar durch die Personifizierung journalistischer Leistungen (und Fehlleistungen)“ (ebd., S. 29). Die Kombination der individuumzentrierten Perspektive mit einem unreflektierten normativen Anspruch reizt Rühl zu kritischen Äußerungen. Er bezeichnet praktizistische Aussagen sogar als irrelevant (ebd., S. 39), da sie theoretisch und methodisch problematisch wären und keine Problemlösungskompetenz innehätten (ebd. S. 35). Trotz dieses Sachverhaltes „spuken“ (ebd., S. 100) besonders im Bereich der Berufsforschung immer noch praktizistische Ideen umher. Rühl zeigt, dass neben der Berufsforschung auch die Gatekeeper-Forschung und die Erforschung von journalistischen Selbstbildern und Selbstverständnissen irreführende praktizistische Prämissen tradieren. Hauptkritikpunkt ist das Verständnis des Individuums als *journalistisches Atom*. Den genannten Forschungsrichtungen ist die Tatsache gemein, dass sie auf Grund ihres am Einzelnen orientierten Entscheidungsmodells, keine Makrophänomene erfassen können und blind sind für überindividuelle Zusammenhänge innerhalb und außerhalb von Redaktionen (ebd., S. 47, 48, 49, 53, 54, 57). Eine gesellschaftliche Problemlösungskompetenz muss ihnen deshalb abgesprochen werden.

Auch rollentheoretische Konzepte, organisationssoziologische Modelle nach Etzioni und Mayntz, sowie ihre Adaption durch Dygutsch-Lorentz, tausch- und koalitionstheoretische Perspektiven, das systemtheoretische Modell nach Parsons und die Sozialkybernetik werden von Rühl diskutiert.

Der Bezug auf Rollentheorien stellt nach Rühl zwar bereits einen wissenschaftlichen Fortschritt dar, da wesenhafte Bestimmungen des Journalismus überwunden werden, sie haben aber durchaus ihre Grenzen. So können wichtige Strukturmerkmale nicht erfasst werden. „Wesentliche Komponenten des Sozialsystems Journalismus können allein über Rollen nicht erfasst werden“ (Rühl 1980, S. 67). Die Organisationssoziologie nach Etzioni und Mayntz differenziert zwischen formalen und informalen Ebenen von Organisationen. Übernommen wird dies in der Journalismusforschung von Dygutsch-Lorentz. Diese Perspektive wird von Rühl aber kritisiert, da sie inkonsequent zwischen Person und Organisation unterscheidet und auf empirische Tests verzichten muss (ebd., S. 70, 71). Der Kritikpunkt unklarer Trennung von Person und Organisation trifft auch auf tausch- und koalitionstheoretische Perspektiven zu (ebd., S. 85, 87). „Der Organisationssoziologische Ansatz, ‚Organisation als zielgerichtetes soziales System von *Personen*‘ zu begreifen, erweist sich als zu grobschlächtig“ (ebd., S. 90). In der Journalismusforschung gewinnt die strukturell-funktionale Systemtheorie nach Parsons in den 60er Jahren an Bedeutung. „Des begrifflichen Gefüges der strukturell-funktionalen Systemtheorie bedienen sich in der Journalismusforschung expressis verbis RÜDIGER HENTSCHEL (1964) und ALEKSANDER MATAJKO (1970)“ (ebd., S. 90). Der Nachteil dieser Perspektive besteht laut Rühl aber darin, dass sie nicht von umweltbezogenen Systemen ausgehe (ebd., S. 90). „Diese theoretische Fessel hat sich die Systemtheorie PARSONS selbst angelegt, die deshalb weder einen empirischen noch einen normativen Geltungsanspruch ihrer Analysen hat eindeutig durchsetzen können“ (ebd., S. 94). Systemkybernetische Modelle können laut Rühl ebenfalls nicht für eine Theorie des Journalismus herangezogen werden. „Ihre servomechanistischen Modellannahmen ermöglichen [...] kein theoretisches Gesamtverständnis redaktioneller Organisation (ebd., S. 100).

Theorieentwurf

Um zu der funktional-strukturellen Systemtheorie Niklas Luhmanns zu gelangen, setzt sich Rühl generell mit dem Funktionalismus auseinander. Sozialwissenschaftliche Forschung darf sich nicht wie der teleologische Funktionalismus einer einfachen Ontologie bedienen, und das, was sie untersucht, als gegeben voraussetzen (ebd., S. 125). Hier setzt Rühl mit seiner Argumentation für eine problemorientierte Forschung an. Eine derartige Forschungspraxis

benötigt äquifunktionale Theorien und Methoden (Rühl 1980, S. 130) um zu einer „Gesamtkonzeption von Journalismus“ (ebd.) zu gelangen.

Rühl bespricht und verwirft im Anschluss unterschiedliche Konzepte von Rationalität. So kann er schließlich den Äquifunktionalismus und die System-Umwelt Rationalität im Sinne Luhmanns als positive Alternative und einzig gangbaren Weg für die sozialwissenschaftlich orientierte Forschung aufzeigen. Alltagsrationalitäten (ebd., S. 136), die „Vernunft irrationalität á la HEGEL“ (ebd.), die „ökonomische Rationalität“ (ebd., S. 138), der „klassische Rationalismus“ (ebd., S. 139) und „die Rationalität des Kritischen Rationalismus“ (ebd., S. 154) genügen nicht den gültigen Standards sozialwissenschaftlicher Forschung. Die Varietät und Grenzen des Journalismus „sind erst greifbar, wenn sie durch entscheidungstheoretische und kommunikationstheoretische Elemente und zwar im Kontext der Systemrationalität miteinander verknüpft werden“ (ebd., S. 344).

Eng verbunden mit der Option für die Systemrationalität und den Äquifunktionalismus sind methodische Ansprüche. Rühl kritisiert in diesem Zusammenhang die Untersuchung „bivariater Variablenbeziehungen“ (ebd., S. 150), da so soziale Realität auf Zweckverhalten reduziert, und ein Zugang zu komplexen wechselseitigen Prozessen verbaut würde. Gängige sozialwissenschaftliche Techniken – „*Ceteris-paribus-Hypothese*“, „*Pars-pro-toto-Technik*“, „*Partialmodelle*“, „*Aggregationstechnik*“ und „*Blackbox-Methode*“ (ebd., S. 174-175) – und ihre Voraussetzungen werden kritisiert, da hier Daten über die Mikroebene dazu herangezogen werden, Aussagen über soziale Makrophänomene zu begründen (ebd., S. 175-176).

Implikationen der systemtheoretischen Perspektive

Die Perspektive der funktional-strukturellen Systemtheorie ist der „rote Faden“, der sich durch *Journalismus und Gesellschaft* (Rühl 1980) hindurch zieht. Bereits die Darstellung von und die Kritik an unterschiedlichen Schwerpunkten der Journalismusforschung ist aus dieser Perspektive heraus geschrieben. Das Denken in systemtheoretischen Dimensionen hat den Anspruch, alle Aspekte sozialer Realität beschreiben und erklären zu können. Es wirkt sich deshalb auch auf Wirklichkeitsverständnis, Gesellschafts- und Menschenbild, Wissenschaftsverständnis – und für die Journalismusforschung besonders zentral: das Verständnis von Kommunikation und die Sicht des Gegenstandsbereiches *Journalismus*.

Rühls Welt ist komplex und chaotisch. „Wir können keine absolute oder kosmische Ordnung annehmen“ (ebd., S. 186), stattdessen sieht Rühl eine „übermäßige und unübersehbare Fülle von Ereignissen“ (ebd., S. 187). Systeme reduzieren diese Komplexität, um Stabilität zu schaffen. Die „Weltgesellschaft“ (ebd., S. 241), die sich nun *in* und *aus* dieser

Überkomplexität heraus entwickelt hat, ist nach Rühl gekennzeichnet durch „Industrialisierung, Verwaltung, Verwissenschaftlichung, Technisierung [und] Urbanisierung“ (Rühl 1980, S. 232). Die Gesellschaft differenziert also unterschiedliche Subsysteme wie zum Beispiel Industrie, Verwaltung und Wissenschaft, um die Komplexität der Welt zu reduzieren, und diese so erst zugänglich zu machen.

Der einzelne Mensch wird aus dieser Perspektive heraus ebenfalls als umweltorientiertes System verstanden (ebd., S. 53). Er hat lediglich insofern Anteil am Sozialsystem Journalismus, als er innerhalb einer Redaktion gemäß journalistischer Rollen und Normen handelt. Überspitzt könnte man behaupten, dass es für Rühl keine *Journalisten*, nur *Journalismus* gibt. Im Gespräch formuliert Rühl diesen Sachverhalt so: „Journalisten sind für mich auch ziemlich uninteressant, solange sie nicht im Kontext einer Redaktion für ein Blatt arbeiten“ (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 16).

Die Sozialwissenschaft muss sich darüber im klaren sein, dass sie ihre Gegenstände in Abhängigkeit der Methoden erst konstruiert. Wissenschaft kann demnach keine Realität abbilden oder erklären, die sie nicht zuvor konstruiert hat. In der Reflexion der eigenen Grundlagen, Methoden und Theorien liegt hier der Vorteil der Wissenschaft gegenüber dem Alltagsverstand. Durch wissenschaftliche Selbstreflexion wird die Konstruktion von Realität bewusst gemacht. Im Alltagsdenken wird stattdessen von einer illusorischen Unmittelbarkeit der Wahrnehmung ausgegangen (Rühl 1980, S. 13). Für die Kommunikationswissenschaft gilt daher: „Niemand, auch kein Praktiker kann für sich in Anspruch nehmen, einen direkten, sozusagen: einen begrifflich ungeschützten, lediglich durch Sinneswahrnehmungen gesteuerten Zugriff auf die Wirklichkeit des Journalismus zu haben“ (ebd., S. 12). Wird dieser Erkenntnis zum Trotz, dennoch die Alltagssprache bemüht, um Erkenntnisse über Journalismus zu erhalten, „dann kommen Allerweltsfragen zustande wie: Was ist das ‚Wesen‘ des Journalismus? Was darf ein Journalist ‚eigentlich‘? oder: Wie wirkt ‚der‘ Journalismus auf die Menschen?“ (ebd., S. 13).

Unter Bezugnahme auf die Systemtheorie lässt sich Journalismus als Sozialsystem kennzeichnen, das kommunikative Funktionen übernimmt (ebd., S. 250). Kommunikation versteht Rühl nun als Prozess, zu dem mindestens zwei Bezugspunkte notwendig sind (ebd., S. 196). Kommunikation und Interaktion gehören für Rühl zusammen und besitzen nur in ihrer Wechselbeziehung Problemrelevanz (ebd., S. 194). Kommunikation wird auch nicht als Medium für Sinn und Bedeutung betrachtet. Im Gegenteil: Kommunikation benötigt einen Minimalkonsens an Sinn und Bedeutung als Grundlage (ebd., S. 200, 225), um über Mitteilungen Informationen zu vermitteln (ebd., S. 224). Informationen definiert Rühl über ihren Neuigkeitscharakter: „*Information hat die Funktion neuartig zu wirken*“ (ebd.).

Den Begriff *Massenkommunikation* verwendet Rühl in seiner Habilitationsschrift kaum. Er spricht stattdessen von *journalistischer Kommunikation* und *öffentlicher Kommunikation*. Öffentliche Kommunikation kennzeichnet sich nach Rühl dadurch, daß hier nicht wie bei einem Zwiegespräch Personen beteiligt sind. Stattdessen handelt es sich hier um ein Gespräch zwischen gesellschaftlichen Systemen (Rühl 1980, S. 231). Öffentliche Kommunikation verläuft auf der Basis institutionalisierter Unpersönlichkeit (ebd., S. 243). Das Verhältnis von Journalismus und öffentlicher Kommunikation gestaltet sich nun so, dass Journalismus in Erfüllung seiner Primärfunktion Themen zur öffentlichen Kommunikation herstellt und bereitstellt (ebd., S. 258). Damit kommt dem Kommunikationssystem Journalismus eine gesellschaftliche Sonderrolle zu, die in der Produktion gesellschaftlicher Realität besteht. „Die Welt wird heute hochgradig indirekt, und zwar symbolisch-expressiv durch besondere Kommunikationssysteme, vor allem durch Journalismus erlebt“ (ebd., S. 242).

Dieser Zugang zu Journalismus eröffnet auch einen erweiterten Gegenstandsbereich für die Kommunikationswissenschaft. Laut Rühl sind es nicht „Surrogationen wie ‚papierene‘ Zeitung, Broschüre oder Buch, Kabel- oder Satellitenfernsehen, noch andere, bereits heute oder erst in Zukunft realisierbare Produktionsgrundlagen“ (ebd., S. 319), die über Journalismus entscheiden. Stattdessen soll sich die Forschung der Organisierung und Institutionalisierung von Journalismus (ebd., S. 57), von journalistischen Rollen und Normen (ebd.), gesamtgesellschaftlichen Funktionen des Journalismussystems (ebd., S. 319), dessen Beziehungen zur Umwelt und besonders zum Publikum (ebd., S. 363), der Rekonstruktion journalistischer Evolutionsprozesse (ebd., S. 319) aber auch einer vorurteilslosen Erforschung journalistischer Professionalisierung (ebd., S. 429) und einer Neubegründung journalistischer Ethik (ebd., S. 437) widmen.

Ergebnisse

Journalismus wird in *Journalismus und Gesellschaft* (Rühl 1980) erstmals als selbstreferentielles Gesellschaftssystem beschrieben und erfasst. Rühl identifiziert die „Herstellung und Bereitstellung von Themen zur öffentlichen Kommunikation“ (ebd., S. 319) als „Primärfunktion des Journalismus“ (ebd.). Er beschreibt, wie das Journalismussystem in Erfüllung seiner Primärfunktion gesellschaftliche Komplexität reduziert und gesellschaftliche Realität produziert. Damit ist wohl bereits das wichtigste Ergebnis der Habilitationsschrift angeführt. Rühl setzt sich in dieser Schrift außerdem auf einer vorab erarbeiteten begrifflichen Basis theoretisch mit journalistischen Entscheidungsstrukturen (ebd., S. 251-316), gesellschaftlichen Funktionen des Journalismussystems (ebd., S. 319-344, Wechselbeziehungen zwischen Journalismus und anderen gesellschaftlichen Teilbereichen

(Rühl 1980, S. 345-394) und Aspekten der inneren Strukturierung des Journalismussystems (ebd., S. 395-433) auseinander.

Anspruch

Mit seiner Arbeit *Journalismus und Gesellschaft* (Rühl 1980) will Rühl eine Theorie des Journalismus vorlegen, die als Grundlage für die Journalismusforschung fungieren soll. Dadurch sollen Einzelergebnisse und theoretische Verzweigungen wieder unter einem gemeinsamen Dach integriert werden (ebd., S. 179). Ziel ist es, auch über die Kommunikationswissenschaft hinaus, den Grundstock zu einer transdisziplinären Forschung zu legen (ebd., S. 43, 251). Damit erhebt Rühl den Anspruch, eine universal gültige Theorie des Journalismus vorzustellen, die „nicht nur künftige, sondern auch journalistische Funktionen der Vergangenheit zugänglich machen“ (ebd., S. 21) soll. So können seiner Meinung nach „Niveaudivergenzen“ (ebd., S. 22) überwunden und neue heuristische Perspektiven eröffnet werden (ebd., S. 21). Die Adaption der systemtheoretischen Perspektive sei auch über die Journalismusforschung hinaus für die gesamte Kommunikationswissenschaft brauchbar und fruchtbar (ebd., S. 184).

Rühl will über theoretische und definitorische „Aufräumarbeit“ (ebd., S. 113) eine für das Fach gültige und bindende Grundbegrifflichkeit und theoretische Perspektive einführen. So sollen die Fehler der Vergangenheit überwunden werden.

4.2.3 Zusammenfassung

Mit den Inaugurationsarbeiten *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* (Rühl 1969a) und *Journalismus und Gesellschaft* (Rühl 1980) legt Rühl also einen Theorieentwurf vor, der Journalismus als Sozialsystem begreift. Dabei spannt er den Bogen von einer Einzelfallanalyse des konkreten redaktionsinternen Geschehens der *Nürnberger Nachrichten* bis hin zu einer abstrakten Theorie des Journalismus und damit verbunden einer gesellschaftstheoretischen Perspektive. 1969 fordert Manfred Rühl ausgehend von seinen Ergebnissen eine systemtheoretische Makrotheorie des Journalismus, um einer inneren Zersplitterung des Faches entgegenzuwirken. 1980 erfüllt er diese Forderung selbst. Einhergehend mit dieser Entwicklung ist eine veränderte Perspektive auf den Gegenstandsbereich. 1969 untersucht Rühl eine konkrete Redaktion als Handlungssystem, 1980 legt er eine abstrakte Theorie des Journalismus als Kommunikationssystem vor. Erst die verstärkte Bezugnahme auf „Kommunikation“ rechtfertigt den universalen, gesellschaftstheoretischen Bezug seiner Theorie.

Seine Arbeiten sind aber nicht nur Erweiterungen des bisherigen theoretischen und methodischen Bestandes der deutschen Kommunikationswissenschaft, sie erfüllen auch

kritische Funktionen. Auf der theoretischen Ebene kritisiert Rühl vor allem Prämissen, die der praktizistischen Denktradition entstammen. Er zeigt, dass eine sozialwissenschaftliche Orientierung an Individuen nicht gerechtfertigt und zudem irreführend ist. Eine derart individuumzentrierte Perspektive wird in den 60er und 70er Jahren besonders von der psychologisch orientierten Wirkungsforschung und der Gatekeeper-Forschung beansprucht. Rühl zeigt, dass diese Perspektive illegitime normative Ansprüche mit sich bringt.

Die deutsche Kommunikationswissenschaft würde als Nebeneffekt ihres verstärkten Bezugs auf empirische Forschungsmethoden außerdem die Theorieforschung vernachlässigen. Rühl beklagt hier das Fehlen einer integrativen Makrotheorie. Die kommunikationswissenschaftliche Forschung begnügt sich laut Rühl damit, isolierte Einzelergebnisse zu produzieren, und kümmert sich zu wenig um theoretische und methodische Reflexionen.

Aus einer systemtheoretischen Perspektive heraus macht Rühl nun auf das dargestellte Dilemma der deutschen Kommunikationswissenschaft aufmerksam. Gleichzeitig argumentiert er für eine Hinwendung zur systemtheoretischen Perspektive. Von einer theoretischen Umorientierung verspricht sich Rühl die Überwindung normativer Vorurteile. Die äquifunktionale Herangehensweise fragt nicht länger danach, was Journalismus ist, oder wie Journalisten sein sollten, sondern rückt die gesellschaftlichen Funktionen, die Beziehungen von System und Umwelt sowie systeminterne Strukturmerkmale in das Blickfeld der Forschung. Auch methodisch drängt diese Perspektive auf Veränderungen, da das Forschungsinteresse, Zusammenhänge auf der Makroebene zu entdecken, nicht über die Mikroebene erschlossen werden kann.

Manfred Rühl ist sich der gesellschaftlichen und politischen Debatten seiner Zeit, die Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre an Brisanz gewinnen, durchaus bewusst. Seiner Meinung nach erfüllt erst eine hinreichend komplexe und abstrakte Theorie, wie er sie unter Bezug auf die luhmannsche Systemtheorie ausarbeitet, die wissenschaftlichen Anforderungen, diesen gesellschaftlichen Problemlösungsbedarf kompetent zu bearbeiten. Medienpolitische Kontroversen können weder aus einem naiven Alltagsverständnis heraus, noch mit tradierten Konzepten aus der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft angemessen geführt werden.

5 Kontextualisierung

In diesem Kapitel betrachte ich gesellschaftsweite, wissenschaftsinterne, und biografische Entwicklungen, insofern sie mit theoretischen und methodischen Innovationen zusammenhängen, die Rühl mit *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* (Rühl 1969a) und *Journalismus und Gesellschaft* (1980) anbietet.

Die hier getroffenen Aussagen sind über die Interpretation und Zusammenfassung der von mir herangezogenen und unter 3.2.2 *Quellenauswahl* (S. 48-51) und 3.2.3 *Quellenkonstruktion – Qualitative Interviews* (S. 51-54) besprochenen Quellen, sowie die vergleichende Betrachtung der in den Auswertungstabellen (Anhang, Teil 2: Auswertungstabellen S. 3-94) gesammelten Zitate entstanden. Die im Anhang angeführte Dokumentation der Auswertung und Interpretation soll auch hier für Nachvollziehbarkeit sorgen. Leider bot sich keine „standardisierte“ Methode an, die einfach hätte übernommen werden können. Es konnte lediglich versucht werden in Analogie zum methodischen Verfahren der (strukturierenden) qualitativen Inhaltsanalyse (Lamnek 1995b, S. 197-217; Mayring 2002, S. 114-121) zu arbeiten.

Es kann hier nicht darum gehen einfache Kausalitäten oder „wenn – dann“ Prognosen zu erstellen. Hier soll vor allem ein reflexiver Zugang zum Prozess wissenschaftlicher Entwicklung in unserem Fach gefunden werden, der nun weder die einzelne Person in den „wissenschaftlichen Olymp“ emporhebt, noch die soziale Dimension dieses Prozesses vergisst. Über das Modell des wissenschaftlichen Akteurs, der eingebunden ist in unterschiedliche Kontexte, scheint dieser Anspruch erfüllbar. Im Folgenden geht es also um Wechselwirkungen zwischen der Theorieproduktion (Ideengestalt) des wissenschaftlichen Akteurs Manfred Rühl und unterschiedlichen außerwissenschaftlichen und wissenschaftlichen sozialen Kontexten (Sozialgestalt) an denen er Anteil hatte. Auf diese Weise wird die These einer Verschränkung von Sozial- und Ideengestalt einzulösen versucht.

Um dem Eindruck vorzubeugen, entgegen aller Beteuerungen würde dennoch auf einfache kausale Erklärungsmuster zurückgegriffen, sei angemerkt, dass dieser Eindruck zwar durch die Darstellung der Ergebnisse entstehen kann, jedoch nicht begründet ist. Aus formalen Gründen müssen die Ergebnisse gegliedert werden. Die Gliederung nach einzelnen Bezugsmilieus stellt bezüglich der vorausgesetzten Komplexität von Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Bezugsmilieus, sowie zwischen ihnen und der Entwicklung der Ideengestalt, zwangsläufig eine Vereinfachung dar.

5.1 Gesellschaftlicher Kontext und Theorieproduktion

Die Idee, eine Redaktionsuntersuchung durchzuführen, kam Manfred Rühl nach eigenen Angaben während eines Seminars im Wintersemester 1964/65 (Rühl 1969a, S. 13). Seine Habilitationsschrift reichte Rühl 1978 ein. Zeitlich ist der gesellschaftliche Kontext, den es zu betrachten gilt und vor dessen Hintergrund die Entstehung und Entwicklung des Rühlschen Konzeptes von Journalismus zu sehen ist, also grob auf die 60er und 70er Jahre einzugrenzen. Des weiteren werde ich mich bei den folgenden Ausführungen auf die Bundesrepublik Deutschland beschränken. Zwar ist mit einiger Plausibilität anzunehmen, dass Gesellschaft keine räumlich begrenzbare Einheit ist, heuristisch erfüllt der nationale Gesellschaftsbegriff hier aber nützliche Funktionen. Das Mediensystem fällt (zumindest zu dieser Zeit) in den innenpolitischen Hoheitsbereich. Auch wenn die Wissenschaft sich international orientiert, wird sie auf je unterschiedlichen politischen und rechtlichen Hintergründen ausgeübt. Ein Anspruch auf Vollständigkeit kann hier jedoch auch im Rahmen dieser Beschränkung aus Platz und vor allem Zeitgründen nicht bestehen. Um dem Vorwurf von Beliebigkeit bei der Auswahl gesellschaftlicher Ereignisse und Strömungen von vorne herein entgegenzuwirken, wird lediglich auf in den Quellen angedeutete gesellschaftliche Faktoren Bezug genommen. Latente Strukturen könnten daher unbemerkt bleiben.

5.1.1 Zeitgeist

„Am Ende der Sechzigerjahre war manches in Bewegung gekommen: Der Studentenprotest hatte die Universitäten aufgemischt, die Jugendrevolte etablierte Strukturen infrage gestellt“ (Hömberg 1999, S. 97). Die Auswirkungen der gesellschaftlichen „Turbulenzen“ auf den Bereich der Wissenschaft erinnert auch Rühl:

„Denn wir hatten inzwischen das Ende der 60er Jahre, und da brannte es! Und ich weiß es von vielen Kollegen, die damals von unendlichen Diskussionen und Demonstrationen und Protesten von ihrer Arbeit abgehalten wurden. So etwas ‚bourgeoises‘ wie Publizistik oder Kommunikation – mit so etwas wollte man sich damals nicht beschäftigen. Man kann sich die Absurdität dieser Argumentationen und die sozialen Kosten der Studentenbewegung gar nicht vorstellen.“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 5)

Zu dieser Zeit war Rühl wissenschaftlicher Assistent am Institut für Politik und Kommunikationswissenschaft der Universität Erlangen-Nürnberg. Er arbeitete eng mit Ronneberger zusammen und promovierte 1968 mit seiner Arbeit *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* (Rühl 1969a). Hier genügt der Hinweis, dass diese äußerliche Krise nach innen durchaus stabilisierend gewirkt haben könnte. Manfred Rühl durchlief auch

während dieser „chaotischen“ Phasen eine relativ kontinuierliche wissenschaftliche Sozialisation und Entwicklung.

Für Manfred Rühl, dessen Theorieproduktion und die deutsche Kommunikationswissenschaft war die medienskeptische Grundstimmung innerhalb der deutschen Gesellschaft weit bedeutsamer. Im Vorwort zur Schriftenreihe *Gesellschaft und Kommunikation*, in der die Dissertationsschrift Rühls veröffentlicht wurde, ist in diesem Zusammenhang zu lesen:

„[...] beim Lesen und Zuschauen scheinen Nebenwirkungen auf die seelischen Bezirke und das Verhalten des Publikums einzutreten, die weder von den Kommunikatoren gewünscht noch von der Gesellschaft geduldet werden und dennoch nicht abzustellen sind (z.B. Fernsehverhalten von Kindern und Erwachsenen in der Familie, verrohende und moralisch desorientierende Wirkungen von Illustriertenlektüre usw.). Wie in anderen Bereichen der modernen wissenschaftlich-technischen Zivilisation ergeht auch hier der Ruf an Gelehrte und Forschungsinstitute, Ursachen, Zusammenhänge, Folgen zu analysieren, Prognosen zu stellen und Vorschläge für hoheitliche Maßnahmen zu unterbreiten“ (Geleitwort zur Schriftenreihe. In: Rühl 1969a, S. 7).

Auch Rühl sieht sich einer besorgten Gesellschaft gegenüber. Mit seinem Konzept eines umweltbezogenen Systems „Journalismus“ weist er Befürchtungen über bedrohliche Medienwirkungen, aber auch Sorgen, die die Beeinflussung der Medien durch andere gesellschaftliche Systeme betreffen, als unzutreffend zurück. Denn „Beziehungen zwischen Journalismus, Wirtschaft und Politik sind weder unkeusch noch unanständig, sondern systemnotwendig“ (Rühl 1980, S. 393). Rühl kennt die medienspezifische Haltung seiner Zeit, ist aber bemüht, gesellschaftliche „Allerweltsfragen“ (ebd., S. 13) aus der Kommunikationswissenschaft herauszuhalten. Rühl betont in diesem Zusammenhang die Notwendigkeit einer theoriegeleiteten, wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema. Den „Zustand gegenwärtiger gesamtgesellschaftlich betriebener Journalismuskontrolle“ (ebd., S. 393) sieht Rühl kritisch. Die Umweltbeziehungen des Journalismussystems zu „denunzieren“ (ebd.), sei „theoretisch kurzsichtig und empirisch nicht vertretbar“ (ebd., S. 393-394). Manfred Rühl beschäftigt sich also in gewisser Weise mit einem gesellschaftlichen Problemlösungsbedarf. Er gibt aber keine direkten Antworten auf Fragen, wie sie aus einer gesellschaftsweiten skeptischen Haltung gegenüber Massenmedien, deren Auswirkungen auf die Gesellschaft und deren Beeinflussung durch andere Teilbereiche erwachsen. Rühl sieht hier zwar Handlungsbedarf, dieser Handlungsbedarf gestaltet sich für Manfred Rühl aber nicht wie von Seiten gesellschaftlicher Vertreter intendiert. Manfred Rühl, so kann man sagen, beschäftigt sich nicht so sehr mit der Beantwortung gesellschaftlicher Fragestellungen, sondern mit deren Reformulierung. So zeigt Rühl, dass die erwähnte Medienskepsis nicht empirisch oder theoretisch zu rechtfertigen ist. Im Gegenteil gründet sie

auf alltagssprachlichen und anderen tradierten Vorurteilen. Diese Vorurteile sind von Seiten der Wissenschaft zu entlarven und zu überwinden.

5.1.2 Mediensystem im Wandel

Es ist sicherlich kein Zufall, dass Manfred Rühl zu einer Zeit auf den systemtheoretischen Ansatz aufmerksam wird, in der sich das Mediensystem in einem Wandel befindet. Rühl selbst bemerkt einen „sozialen Wandel“ (Rühl 1980, S. 399) in Zusammenhang mit gesellschaftlichen Entwicklungen. Dieser Wandel sei gekennzeichnet durch eine zunehmende Tendenz zu Spezialisierung, Technisierung und Differenzierung. „Die von der gesellschaftlichen Umwelt ausgehenden Einflüsse werden nuancenreicher und die Welt des Journalismus bildet dafür notwendige Strukturen aus“ (ebd., S. 42). Den Prozess beruflicher Ausdifferenzierung sieht Rühl gesamtgesellschaftlich. Nun sind aber auch journalistische Bereiche davon betroffen. Dies „schafft eine Entwicklung zu immer stärkerer fachlicher Spezialisierung“ (ebd.). Besonders neue Technologien haben diesen Prozess beschleunigt. „Zu den besonders bemerkenswerten Entwicklungen im praktischen Journalismus des letzten Jahrzehnts gehört ohne Frage seine sich fortsetzende Technisierung, insbesondere die Hinwendung der Zeitungsredaktion zur Elektronisierung“ (Rühl 1978. In: Rühl 1979, S. 15). Der „Wandel der Medien“ (Rühl 1969a, S. 25) besteht vornehmlich „in ihrem industriell-technologischen Aufbau“ (ebd.). Bereits Ende der 60er Jahre waren konkrete Medienunternehmen „sozial, rechtlich, ökonomisch und technologisch mit Mittel- und Großbetrieben der Industrie vergleichbar“ (Rühl 1979, S. 42; ähnlich auch 1969a, S. 25). Mit der zunehmenden Differenzierung nach innen veränderten sich aber auch die Beziehungen der Medien zu ihren Umwelten. Massenmedien kennzeichnen sich nach Rühl zusehends durch die Übernahme gesamtgesellschaftlicher Funktionen:

„Massenmedien sind heute in der Regel als vielgliedrige Organisationen zu erleben. [...] Mit ihnen sucht man den öffentlich-kommunikativen Anforderungen einer pluralistischen Gesellschaftsdynamik zu begegnen.“ (Rühl 1979, S. 42; ähnlich auch 1969a, S. 25)

In zweierlei Hinsicht hat der gesellschaftliche aber auch journalistische Differenzierungsprozess Auswirkungen auf die wissenschaftliche Theorieproduktion.

Rühl schreibt selbst, dass sich in den 60er Jahren alternative Denkansätze in der Journalismusforschung durchsetzen konnten. „Anlaß dazu boten technologische und organisatorische Neuerungen, die im Journalismus besonders nach dem zweiten Weltkrieg zum Zuge kamen. Sie hatten die Einführung neuartiger Medientypen zur Folge, bzw. stellten bisherige Formen zur Disposition“ (Rühl 1980, S. 42). Journalismusinterne Veränderungen provozieren also direkt theoretische Überlegungen. In diesem Zusammenhang scheint es

plausibel, Rühls Kritik an individuumzentrierten Denkansätzen mit seiner Beschreibung zunehmender Technisierung, Spezialisierung und Arbeitsteilung in Verbindung zu bringen. Die Wahrnehmung und Untersuchung von unpersönlichen Entscheidungsabläufen und Strukturen setzt eine arbeitsteilig organisierte und hochgradig differenzierte Redaktion voraus. In Bezugnahme auf einen Ein-Mann-Betrieb würde eine systemtheoretische Perspektive wohl unsinnig erscheinen. Auch der Funktionalismus Rühls kann im Kontext medienspezifischer Veränderungen betrachtet werden. So berücksichtigt eine funktionale Definition von Journalismus die Möglichkeit der Veränderung einzelner Medientypen. Die Überwindung einer Wesensontologie im Sinne Otto Groths durch den Funktionalismus entspricht einer Integration des von Rühl beobachteten sozialen Wandels in die Definition von Journalismus.

Zudem produziert der durch Manfred Rühl beobachtete Differenzierungsprozess innerhalb des Mediensystems Folgeprobleme. Diese wirken sich indirekt auf die Wissenschaft aus. Eine „Zunahme journalismusinterner Organisation und damit der Technisierung und Verwaltung sowie einer fortschreitenden beruflichen Spezialisierung und Akademisierung liefern Folgeprobleme“ (Rühl 1980, S. 399). Damit wird ein Problemlösungsbedarf erzeugt, der über die Gesellschaft, gesellschaftliche Teilbereiche und Akteure an die Kommunikationswissenschaft herangetragen wird. Neue Probleme erfordern aber oft auch eine theoretische Umorientierung. Nur in Bezug auf strukturelle Veränderungen ist auch folgende Kritik an etablierten Faktorentheorien sinnvoll:

„Faktorentheorien können ob der Singularität ihrer Aussagen keine Lösungsmöglichkeiten für jene Probleme bereitstellen, wie sie im Journalismus der Bundesrepublik Deutschland ständig akut werden, und wie sie sich hinter den Stichworten ‚berufliche Aus- und Fortbildung‘, ‚zunehmende Stellenknappheit innerhalb der klassischen Medien‘, ‚Rückgang der Möglichkeiten einer freien journalistischen Berufstätigkeit‘ oder ‚Verhältnis Redaktion/Verlag‘ alias ‚innere Pressefreiheit‘ in spezifischer und nicht zu unterschätzender Varietät verbergen“ (ebd., S. 152-153).

Rühl zeigt also auch die Grenzen etablierter kommunikationswissenschaftlicher Perspektiven auf, wenn es darum geht, auf den durch medienspezifische Entwicklungen hervorgerufenen Problemlösungsbedarf zu reagieren. Erst eine „hinreichend abstrakte Theorie des Journalismus“ (ebd., S. 112) wird „Lösungsmöglichkeiten für jene Probleme bereitstellen, wie sie im Journalismus der Bundesrepublik Deutschland ständig akut werden“ (ebd., S. 152).

5.1.3 Medienpolitische Kontroversen

Rühls Theorieentwurf des umweltbezogenen Journalismussystems ist vor dem Hintergrund medienpolitischer Debatten zu sehen:

„Also die Güntherkommission und die um Pressefreiheit und -konzentration rotierenden Diskussionen waren mir sehr bewusst. Ich hatte diese Fragen aber, weil ich über Journalismus und Gesellschaft spreche, in einem historisch nicht so engen Rahmen zu stellen.“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)

Wie unter 5.1.2 *Mediensystem im Wandel* (S. 83-84) beschrieben, produziert eine journalismusinterne Differenzierung Folgeprobleme. So auch die im Zuge der aufkommenden Pressevielfalt wirksamen marktwirtschaftlichen Faktoren.

„Für einzelne Journalismustypen eröffnet das gesellschaftliche Zwischensystem Markt außergewöhnliche Herstellungs-, Bereitstellungs- und Verbreitungschancen, während für andere die ökonomischen, und damit zusammenhängend die geographischen, beruflichen sowie die Grundlagen journalistischer Arbeit verringert oder gar zerstört werden“ (Rühl 1980, S. 384).

Michel- und Güntherkommission beschäftigen sich mit negativen Aspekten dieser marktwirtschaftlichen Tendenzen (ebd.). Sowohl über die Michel Kommission (1964-1967) als auch über die Günther Kommission (1967) suchte man Antworten auf Fragen der Wettbewerbsverzerrung und Pressekonzentration. Auffällig ist, dass kein Kommunikationswissenschaftler in den Kommissionen mitgearbeitet hat. Der Kommunikationswissenschaft wird attestiert, sie habe auf dem Gebiet der *inneren Pressefreiheit* ein Brachfeld hinterlassen (Fabris 1970, S. 83). Dies ist um so verwunderlicher, als Manfred Rühl in Bezug auf die Themen *innere Pressefreiheit* und *Pressekonzentration* von „der brisanten Diskussion unserer Tage“ (Rühl 1969a, S. 191) spricht.

Vor allem *Journalismus und Gesellschaft* (Rühl 1980) kann als Versuch gelten, die medienpolitische Diskussion von Vorurteilen zu befreien:

„AS: Also, ich hatte so den Eindruck, als wollten sie mit dieser Passage in ‚Journalismus und Gesellschaft‘ diese Diskussion um Pressefreiheit auf einen nüchterneren oder auch wissenschaftlicheren Rahmen, oder Sockel stellen.

MR: Das auf jeden Fall! Das auf jeden Fall... [...] Nur kann man sagen, das ist gleichzeitig ja aber eine Interessensperspektive und die kann nun für eine wissenschaftliche Analyse des Problems dieser Konzentration und der Gefährdung von Pressefreiheit nicht hinreichend dienen, wenn wir nicht ausreichend abstrakte Vorstellungen von Pressefreiheit, sprich, keine Theorie der Pressefreiheit haben, die wir wiederum nicht an einem Einzelnen festmachen, sondern Pressefreiheit braucht man erst bei einer entsprechend großen Sozialität.“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)

Auch hier sieht man, dass Rühl im Kontext gesellschaftlicher und medienpolitischer Debatten argumentiert, sein Hauptanliegen aber auf die theoretische Fundierung dieser Diskussionen legt. Mit einer systemtheoretischen Grundlage und dem Fokus auf organisatorischen Zusammenhängen versetzt sich die Wissenschaft erst in die Lage dazu, „auf Probleme der Pressekonzentration, der ‚inneren Pressefreiheit‘, der Journalistenausbildung oder auf

Folgeprobleme der Elektronisierung redaktioneller Arbeit Antworten zu geben“ (Rühl 1979, S. 53).

Das Fehlen einer hinreichend abstrakten theoretischen Fundierung medienpolitischer Kontroversen äußert sich durch eine Tendenz zur „Verrechtlichung“ (Rühl 1980, S. 294) von Journalismus. Diese Tendenz, ausgehend von Seiten der Politik und von Seiten der journalistischen Praxis selbst (ebd., S. 292-293), sieht Rühl sehr kritisch. „Denn Sicherheit und Integration des Journalismus durch zunehmende Verrechtlichung anzustreben, birgt für ihn die Gefahr des Immobilismus“ (ebd., S. 294).

5.1.4 Wissenschaft und Journalistische Praxis

„Seit den siebziger Jahren drängen [...] journalistische Ausbildungsmodelle nach vorne, die den Nachwuchs in ausgesprochenen Lehrorganisationen vorbereiten“ (ebd., S. 422). Damit reagiert die Wissenschaft auf eine aus dem gesellschaftlichen Umfeld und der journalistischen Praxis stammende Kritik an fehlenden Ausbildungsstandards für Journalismus. „Mit diesen Versuchen Journalisten an Universitäten berufs- und arbeitsorientiert auszubilden, soll den Mangelerscheinungen des Volontariats entgegengetreten werden, die in der Bundesrepublik Deutschland (und nicht nur hier) seit Jahren beklagt werden“ (ebd., S. 422).

Auch Manfred Rühl sieht die Wissenschaft in der Pflicht für eine angemessene universitäre Journalismusausbildung zu sorgen. Aus der Motivation heraus, die Journalistenausbildung universitätsreif zu machen, besuchte Rühl „Zeitungsredaktionen, Fernseh- und Filmstudios in Chicago, New York, Philadelphia und ‚Hollywood‘“ (Rühl/Papier, Anhang S. 20). Das wissenschaftliche Interesse Rühls galt also nicht nur der Produktion neuer Erkenntnisse, sondern auch der journalistischen Praxis und dem journalistischen Nachwuchs.

5.1.5 Zusammenfassung

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die gesellschaftliche Sichtweise der Massenmedien in den 60er und 70er Jahren auffällig skeptisch war. Das Mediensystem befand sich im Wandel, was vor allem auf die zunehmende Technisierung zurückzuführen ist. Im Zuge der Technisierung wurden Redaktionen umstrukturiert und zusehends arbeitsteilig organisiert. Auch marktwirtschaftliche Faktoren gewannen an Bedeutung. Dies veränderte die Medienlandschaft. Von Seiten der Politik und von Seiten der journalistischen Praxis gab es Befürchtungen. Man analysierte Wandlungsprozesse und suchte nach Problemlösungen. Auswirkungen hiervon sieht Manfred Rühl in einer problematischen Tendenz zur Verrechtlichung des Journalismus auf der einen Seite, und einem gesteigerten universitären Ausbildungsbedarf auf der anderen. Auf beide Aspekte reagiert Rühl in seinen Arbeiten.

Die Pionierarbeiten Rühls müssen also in diesem hier nochmals kurz skizzierten gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang gesehen werden. Manfred Rühl hat den gesellschaftlichen Problemlösungsbedarf gesehen und bemerkt, dass die deutsche Kommunikationswissenschaft dieser Zeit nicht in der Lage dazu war, darauf zu reagieren. Vor allem durch theoretische Anstrengungen wollte Rühl in beiden Arbeiten, besonders aber in *Journalismus und Gesellschaft* (Rühl 1980), die gesellschaftsweiten Kontroversen aus einer wissenschaftlicher Perspektive heraus bearbeiten. Dazu gehört vor allem die Auseinandersetzung mit alltagssprachlichen und tradierten Vorurteilen. Eine Theorie des Journalismus sollte dazu beitragen, auf einer wertneutralen Ebene über zeitgenössische Probleme eines sich im Wandel befindenden Journalismussystems nachzudenken. Die Pionierleistung Rühls bezieht sich also nicht nur auf die Kommunikationswissenschaft als Disziplin, sondern wehrt sich auch gegen den medienskeptischen Zeitgeist in den 60er und 70er Jahren. Eine veränderte Medienlandschaft erzeugt neue Problemfelder, die wiederum eine Reflexion bisheriger Theorien und unter Umständen auch alternative theoretische Grundlagen erfordert.

5.2 Wissenschaftlicher Kontext und Theorieproduktion

In diesem Abschnitt geht es darum, zu zeigen, in welchem Verhältnis Rühl und seine theoretische Entwicklung zur Kommunikationswissenschaft seiner Zeit zu sehen ist. Dies verlangt eine nähere Betrachtung des Faches und seiner Schwerpunkte, sowie eine Reflexion der theoretischen und methodischen Positionen Rühls. So soll deutlich werden, wo die wissenschaftlichen „Orientierungskomplexe“ (Weingart 1976, S. 40-51), die *inhaltlichen Bestimmungen* (2.5.2 *Wissenschaftlicher Kontext*, S. 41) Rühls zu verorten sind.

5.2.1 Die deutsche Kommunikationswissenschaft in den 60er und 70er Jahren

In den 60er Jahren war die Kommunikationswissenschaft „eine gegenstandsorientierte Zeitungswissenschaft, die intern stritt, ob sie nun Publizistikwissenschaft heißen sollte. Die Unterschiede lagen eher bei Gegenstandsbereichen. Die Zeitungswissenschaftler versuchten krampfhaft den Rundfunk und den Film als, ich sage es mal etwas spöttisch, *tönende Zeitung* zu verstehen“ (Rühl/Transkript 1, Anhang, S. 3). Die deutsche Kommunikationswissenschaft orientierte sich Ende der 60er Jahre hauptsächlich an tradierten nationalen Wissensbeständen und beachtete die amerikanische Forschung nur wenig (Weischenberg 1980, S. 394). Laut Siegfried Weischenberg bricht Manfred Rühl mit *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* (Rühl 1969a) mit „lieb gewordenen Denkweisen“ (Weischenberg 1980, S.

394) einer „schwächlichen deutschen Kommunikatorforschung“ (Weischenberg 1980, S. 394). Die deutsche Kommunikationswissenschaft musste sich nach Kriegsende ja zunächst erholen und neu definieren. Die Rückbesinnung auf Wissensbestände aus der Zeit vor dem Nationalsozialismus scheint daher plausibel. Zudem verzögerten sprachliche Barrieren den Anschluss an internationale Standards und verstärkten den Bezug auf die traditionelle deutschsprachige Literatur:

„Wir als Studenten konnten vielleicht noch die größte Transparenz herstellen, weil wir eben englisch konnten, und die Literatur lesen konnten. Unsere Lehrenden waren da völlig überfordert und haben sich ganz schnell auf das deutschsprachige traditionelle Vokabular zurückgezogen“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 3).

Aus der Perspektive Hömbergs befindet sich die deutsche Kommunikationswissenschaft Ende der 60er Jahre in einer Art Umbruchsphase. Das Fach öffnete sich langsam international und interdisziplinär und wendete sich verstärkt der empirischen Forschung zu:

„Die (Wieder-) Entdeckung der empirischen Kommunikationsforschung, die Öffnung gegenüber der internationalen ‚scientific community‘, die Ankopplung an allgemeine sozialwissenschaftliche Theoriediskussionen – alles dies führte zu einer umfassenden Renovierung und Neuorientierung“ (Hömborg 1999, S. 97).

Die hier Beschriebene Erneuerung des Faches und vor allem die Hinwendung zu empirischen Methoden und Perspektiven würdigt und kritisiert auch Manfred Rühl. Rühl sieht die Etablierung einer organisationsspezifischen Perspektive in Verbindung mit einer funktionalen Problemsicht ermöglicht durch „die grundsätzliche Hinwendung zur Empirie und die damit eng verbundene neue Selbstidentifikation der deutschsprachigen Publizistikwissenschaft als sozialwissenschaftlich begründete Kommunikationswissenschaft“ (Rühl 1979, S. 49-50). Die hier beschriebene Chance birgt allerdings auch Gefahr. „Denn mit der Übernahme empirischer Methoden und Techniken vernachlässigte die Kommunikationswissenschaft in hohem Maße die Theorieforschung, vor allem aber die makroperspektivische Betrachtung ihres Forschungsfeldes“ (ebd., S. 50). Dies führte laut Rühl dazu, „daß sich im Forschungsbereich der Herstellung und Bereitstellung von massenkommunikativem Input heute eine Anhäufung von Studien und empirischen Daten beobachten lässt, die nebeneinanderstehen, als schuldeten sie sich gegenseitig keine methodische Rechenschaft“ (ebd., S. 52). Schon in *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* (Rühl 1969a) bezieht sich Rühl deshalb auf die makrotheoretische Grundlage der Systemtheorie. *Journalismus und Gesellschaft* (Rühl 1980) kann in diesem Zusammenhang als konkreter Versuch gelesen werden, einer inneren Zersplitterung des Faches entgegenzuwirken. Einer Gefahr der Zersplitterung, die zum einen vom plötzlichen Wachstums des Faches und zum

anderen auch durch die am Ende der 60er Jahre beginnende Hinwendung zur empirischen Forschung ausgeht.

Bentele und Hesse identifizieren noch eine weitere kommunikationswissenschaftliche Entwicklungslinie während dieser Zeit. Das wachsende Fach orientierte sich Ende der 60er und während der 70er Jahre zusehends am praktischen Journalismus (Bentele/Hesse 1994, S. 10). Auch Rühl sieht diese Orientierung an der Praxis. Er selbst spricht davon, in Amerika Anregungen für die universitäre Ausbildung von Journalisten gesucht und gefunden zu haben (Rühl 1971, S. 2; Rühl/Papier, Anhang S. 20) und äußert sich zu den in den 70er Jahren aufkommenden Ausbildungsmodellen (Rühl 1980, S. 422).

Insgesamt scheint das Fach im Zuge der wachsenden Bedeutung massenmedial vermittelter Kommunikation an Relevanz zu gewinnen. *„Die publizistische Kommunikationswissenschaft erfreut sich seit einigen Jahren auch in Deutschland wachsender Beachtung sowohl von seiten [sic] der Wissenschaft wie von seiten [sic] der Politik“* (Geleitwort zur Schriftenreihe. In: Rühl 1969a, S. 7). Gleichzeitig wird aber beklagt, dass das Fach nur wenig institutionalisiert sei, finanziell unzureichend unterstützt würde und eine interdisziplinäre Bearbeitung von Problemen noch ausbleibe (ebd.).

Journalismus- und Redaktionsforschung

Manfred Rühl wendet sich also in einer Zeit des Wachstums der Journalismus-beziehungsweise Redaktionsforschung zu. Als Rühl wissenschaftliche Hilfskraft bei Ernst Meier war, war das Fach in Nürnberg noch kaum institutionalisiert (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 3). Dies änderte sich mit der Zusammenführung der Universitäten Erlangen und Nürnberg und der Errichtung des Lehrstuhls für Politik- und Kommunikationswissenschaft. Als Rühl 1968 promovierte war das Fach in Deutschland dennoch ausgesprochen klein: „Es gab ja auch gar nicht so viel damals. Es kam ja erst. Bamberg war neu, Hohenheim war neu. Vorher gab es ja nur ein halbes Dutzend, wenn es hoch kommt, Lehrstühle“ (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 18). Die Journalismus-/Redaktionsforschung war unbekannt, sie wurde erst mit der Promotionsschrift Rühls im Fach etabliert. „Zu diesem Behufe musste ich mich nicht so sehr in die Journalismusforschung einarbeiten. Die gab es nicht. Punkt.“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 4) Die Redaktion als Forschungsgegenstand fand also kaum Beachtung. Wenn, dann wurde sie aus einer normativen und teleologischen, von Dovifat und Groth beeinflussten Perspektive oder aus einem wirtschaftswissenschaftlichen Blickwinkel heraus betrachtet (Rühl 1969a, S. 27).

„Was bis dahin vorlag waren vor allem präskriptive sprachliche Festsetzungen über die Zeitungsredaktion, die gleichwohl als Tatsachenbehauptungen ausgegeben wurden. Eingebettet in eine normativistische Axiomatik wurde die Zeitungsredaktion

als Aufbau und Ablauf der Arbeit von Journalisten dargestellt, bestimmt durch ein Ordnungsgefüge letzter Werte und moralischer Instanzen, die als richtig vorausgesetzt wurden“ (Rühl 1978. In: Rühl 1979, S. 13).

Als Rühl seine Dissertation schrieb, hatte die Wirkungsforschung Hochkonjunktur, Journalismus- und Redaktionsforschung interessierte nicht (Rühl 1979, S. 17). Er konnte daher nicht auf fachinterne Literatur zurückgreifen. „Die Prüfung des zum Zeitpunkt unserer Untersuchung (1967/68) vorliegenden Theoriebestandes über die Zeitungsredaktion erbrachte keine empirisch verlässlichen Ergebnisse“ (Rühl 1979, S. 66). Auch das Fehlen von „rigorosen empirischen Methoden“ (Rühl 1969a, S. 29) und ein eher „impressionistischer“ (ebd.) Stil der Hypothesenprüfung wird an der „publizistik- bzw. zeitungswissenschaftlichen Literatur über die Redaktion“ (ebd.) kritisiert.

Hier ist allerdings anzumerken, dass es in Amerika bereits Studien von David Manning White und Warren Breed gab, die in Richtung Journalismusforschung wiesen und methodischen Standards – vor allem dem Anspruch an Intersubjektivität – genügten. Rühl weist aber darauf hin, dass sie noch nicht von der „Redaktion als Organisation“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 4) ausgehen würden. Zusammengefasst ist zu sagen, dass es Ende der 60er Jahre keine Studien gab, die theoretisch oder methodisch vergleichbar wären mit Rühls Promotionsschrift. In den 70er Jahren gewinnt die Journalismus- und Redaktionsforschung zunehmend an Bedeutung (Rühl 1980, S. 435). Mit dem Bedeutungszuwachs geht die „Emanzipation“ der deutschen Kommunikationswissenschaft von der amerikanischen Dominanz einher. Laut Rühl arbeitet die deutsche Journalismusforschung in den 70er Jahren nicht länger nur an „theoretischen, methodischen und empirischen Problemlagen“ (Rühl 1980, S. 43) aus dem amerikanischen Sprachraum. Im Gegenteil: Forschungsarbeiten aus dem deutschsprachigen Raum bilden „den gegenwärtigen Schwerpunkt der internationalen Journalismusforschung“ (ebd.).

Rühl sieht außerdem am Anfang der 70er Jahre einen Trend in der Journalismusforschung, der darin bestehe, dass sie sich verstärkt für die journalistische Praxis interessieren würde. Die Journalismusforschung erkenne einen universitären Ausbildungsbedarf und versuche, diesen Auftrag auch wahrzunehmen (ebd., S. 422).

Je größer die Bedeutung der Journalismusforschung und das Interesse an Forschungsergebnissen über redaktionelle Strukturen und Arbeitsweisen wird, um so wichtiger wird für Rühl eine makrotheoretische Basis. Besonders auch im Hinblick auf die Tatsache, dass die Journalismus-/Redaktionsforschung methodisch und theoretisch noch am Anfang steht. „Fragen nach theoretisch-methodischen Ansätzen werden in der

Journalismusforschung selten gestellt“ (Rühl 1980, S. 17). Vor allem die Orientierung an Alltagsvorstellungen und am Praktizismus wird kritisiert:

„Neben gelegentlichen konzeptuellen Anleihen beim journalistischen Alltagswissen und beim Praktizismus, operieren sie mit sozialwissenschaftlichen Begriffen und Kategorien; freilich ohne zu bedenken, daß es sich dabei in keinem Falle um ‚reine‘ Denkinstrumente handelt“ (ebd., S. 434).

Dabei vermisst Rühl grundagentheoretische und begriffliche Stringenz. „Da in der gegenwärtigen Journalismusforschung Begriffs- und Theoriebildung nur marginal behandelt werden, kommt auch die kritische Gegenüberstellung verschiedener begrifflicher und theoretischer Ansätze zu kurz“ (ebd., S. 434).

Die wachsende deutsche Journalismusforschung entspricht also weder dem Anspruch nach „Wissenschaftlichkeit der Verfahrensweise“ (ebd., S. 114), noch hat sie ein ausreichendes Maß an Selbstreflexion erreicht. Auch zu „einer grundsätzlichen begrifflichen und kategorialen Abstrahierung konnten sich die empiriebewußten Journalismusforscher [...] noch nicht durchringen“ (ebd., S. 434). Eine „Analyse und Synthese massenkommunikativer Makroprobleme erfordert allerdings angemessene Forschungsentwürfe sowie – zu ihrer Kontrolle – brauchbare Forschungsmethoden und Forschungstechniken. In beiden Bereichen ist bislang nur wenig und oft Unzulängliches geleistet worden“ (Rühl 1979, S. 53). Hier wird deutlich, welche Dringlichkeit Rühl seinen theoretischen Bemühungen und definitorischen Arbeiten beimisst und welche Bedeutung er ihnen innerhalb der Entwicklung der deutschen Journalismusforschung zuspricht.

5.2.2 Inhaltliche Bestimmungen

Unter *inhaltlichen Bestimmungen* verstehe ich hier eher grundsätzliche Positionen eines Wissenschaftlers. Ich beleuchte in diesem Abschnitt die Wechselwirkungen zwischen Theorie, Wissenschaftsverständnis, Wirklichkeitsverständnis, Methodik und der Wahl von Untersuchungsgegenständen.

Theoretische Positionen

Von seiner Grundhaltung her ist der Wissenschaftler Manfred Rühl durchaus als Systemtheoretiker zu bezeichnen. Der funktional-strukturelle Ansatz Luhmanns ist dabei dominant. Rühl selbst schreibt, dass er sich über fachspezifische Grenzen hinweg orientiert hätte, da innerhalb des Faches kein angemessenes Theorieangebot zur Verfügung stand (Rühl 1979, S. 67). In *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* (Rühl 1969a) und *Journalismus und Gesellschaft* grenzt sich Rühl außerdem scharf von traditionellen Konzepten der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft ab.

Die interdisziplinären Tendenzen Rühls sind wohl schon durch sein Studium begründet. Manfred Rühl verweist selbst darauf, in mehreren Disziplinen sozialisiert worden zu sein und somit unterschiedliche Methoden, Theorien und Erkenntnistheorien kennen gelernt zu haben (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 16). Er betont die Relevanz des Blickes über den fachspezifischen Tellerrand hinaus:

„Hierbei muss man bescheid wissen, man muss die Literatur aus anderen Disziplinen, wie Philosophie und Soziologie, kennen. Man muss aber kein Experte sein und man darf auch nicht sagen, damit beschäftigen die sich schon, also interessiert es mich nicht“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 7).

Manfred Rühl fand besonders durch sein Studium der Wirtschaftswissenschaft und Soziologie Zugang zu Literatur aus der Organisationsforschung. Über diese Literatur entwickelte Rühl eine Vorstellung von Organisation, die er nicht mehr als Addition von Individuen dachte:

„Organisationsforschung wird nun seit 100 Jahren betrieben, viele Journalistik-Forscher sind aber heute noch der Meinung, die Organisation sei eine Art Addition einzelner Journalisten, die nennt man dann halt Redaktion. Damit kommt man nicht hinter das, worauf es mir ankommt: Die eigenen Regelungsmechanismen, die eine Organisation ausmacht. Und hierfür hat mir mein wirtschaftswissenschaftliches und soziologisches Studium die Augen geöffnet. Denn das wusste ich, dass Max Weber Bürokratieforschung betrieben hat, dass Taylor und Fayol Industrieingenieure waren, die die Abläufe, auch die kommunikativen Abläufe, interessierten. Die Organisationsforschung Mitte der sechziger Jahre hatte, als ich sie unternahm, schon mit drei berühmten Arbeiten, das ist einmal hier Herbert Simon, der spätere Nobelpreisträger und James March, das heißt „Organisation und Individuum“ und im Englischen ‚Organisations‘ von 1958. Da finden sie dann das, was wir in der Journalismusforschung Entscheidungsprogramme nennen, und was auch Bernd Blöbaum besonders intensiv aufgegriffen hat. In der deutschen Soziologie war Renate Mayntz die große Forscherin.“ (ebd., S. 4)

Zusätzlich öffneten auch politikwissenschaftliche Diskussionen und Problemstellungen den Blick für makroperspektivische Zusammenhänge. „Internationale Beziehungen waren plötzlich interessant, der Vergleich von Kulturen, der Vergleich von politischen Systemen. Karl Deutsch, Almond, Verba, Harry Eckstein und wie sie alle heißen. Die hatte mir wieder Franz Ronneberger sehr nachhaltig näher gebracht“ (ebd.).

Es war auch Ronneberger, über den Rühl erstmals auf die Arbeiten Luhmanns aufmerksam gemacht wurde (ebd.). Die soziologische Theorie Luhmanns wurde am Institut für Politik- und Kommunikationswissenschaft in Erlangen-Nürnberg in Konkurrenz zu politikwissenschaftlichen Theorien rezipiert – vornehmlich zu den „von der Kybernetik (erster Ordnung) geprägten Systemtheorien von Karl W. Deutsch, Gabriel A. Almond, Sidney Verba, Ithiel de Sola Pool, Harold D. Lasswell, Daniel Lerner“ (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 21). Im Gegensatz zur frühen Konzeption Luhmanns arbeiteten die genannten Autoren bereits auf der Grundlage von Kommunikationsprozessen und nicht mehr

mit Bezug auf Handlungssysteme (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 21-22). Bereits über sein wirtschaftswissenschaftliches Studium war Rühl sensibilisiert für den Begriff System. „Ich hatte keine Vorbehalte gegen den Begriff System, aus, und das muss ich immer wieder sagen, meinen wirtschaftswissenschaftlichen Studien heraus“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 6). Die systemtheoretische Perspektive Niklas Luhmanns empfand Rühl als äußerst hilfreich für sein Vorhaben einer Redaktionsuntersuchung (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 14).

Rühl ergänzt die funktional-strukturelle Perspektive der Systemtheorie Niklas Luhmanns durch ein entscheidungstheoretisches Konzept. Damit kombiniert er die Systemtheorie mit Aspekten der Organisationssoziologie. Rühl zeichnet das Journalismussystem in seinen Pionierarbeiten zuerst als funktional-strukturelles Handlungssystem und später als Kommunikationssystem.

Rühls Argumentation für eine systemtheoretische Umorientierung wird, wie unter 4.2 *Pionierarbeiten* (S. 63-78) gezeigt wurde, bereits aus der systemtheoretischen Perspektive heraus als Kritik an etablierten kommunikationswissenschaftlichen Perspektiven geleistet. Seine Hauptkritikpunkte sind im genannten Abschnitt bereits behandelt und werden hier deshalb nur noch einmal in Erinnerung gerufen: Mit der funktional-strukturellen Systemtheorie wird – aus der Perspektive Rühls heraus beurteilt – die fälschlicherweise am Individuum orientierte Forschung korrigiert. Eine sozialwissenschaftlich begründete Kommunikationswissenschaft kann sich so ihres normativen und alltagssprachlichen Erbes entledigen. Endlich können Zusammenhänge auf der Makroebene in den Blick genommen werden. Dabei müssen auch nicht länger empirische Ergebnisse auf der Mikroebene dazu herangezogen werden, Aussagen auf der Makroebene zu begründen. Unterschiedliche Rationalitätskonzepte werden zurückgewiesen. Die System-Umwelt Rationalität bleibt als einzig mögliche übrig. Damit sind auch die Weichen gestellt, um in wissenschaftlich angemessener Form Umweltbeziehungen des Journalismus, zum Beispiel zum Publikum, zu untersuchen. Nicht zuletzt bietet eine Theorie des Journalismus die Möglichkeit, einer fachinternen Zersplitterung durch die Produktion isolierter Einzelergebnisse entgegenzuwirken.

Durch die Entscheidung für die Systemtheorie als Grundlage seiner Redaktionsuntersuchung und seines theoretischen Entwurfes von Journalismus grenzt sich Rühl also von allen damals etablierten Perspektiven der deutschen Kommunikationswissenschaft ab.

Wissenschaftsverständnis

Das Wissenschaftsverständnis Manfred Rühls „passt“ zu seiner theoretischen Perspektive. Auch die Wissenschaft wird als soziales System betrachtet. Wissenschaft differenziert sich aus. Rühl sieht hier nicht den einzelnen Wissenschaftler, der Ergebnisse produziert, sondern ein Wissenschaftssystem, das sich selbst immer weiter differenziert. Denn „[w]enn es so eine Art Gesetzlichkeit in der Wissenschaft gibt, dann ist das die Differenzierung“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 9). Rühl scheint Wissenschaft zudem als unpersönlichen Bereich anzusehen in dem der individuelle Forscher nur eine nebensächliche Rolle spielt (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 16).

Manfred Rühl betrachtet Wissenschaft in Opposition zum Alltagsverstand. Er grenzt sich damit vom *Praktizismus* und von gesellschaftspolitischen Ansprüchen an das Fach ab. Die Wissenschaft ist dabei überlegen, da sie ihre Grundlagen, Methoden und Theorien reflektiert. Im Alltagsdenken wird von einer illusorischen Unmittelbarkeit der Wahrnehmung ausgegangen. Im Gegensatz zum Alltagsdenken ist sich die Wissenschaft der Tatsache bewusst, dass sie ihre Gegenstände in Abhängigkeit der angewendeten Methoden erst konstruiert. Wissenschaft und Alltagsverstand können demnach keine Realität abbilden oder erklären, die sie nicht zuvor konstruiert haben.

„Es ist das naive Realismusbedürfnis des Alltagsverstandes, das immer wieder den Wunsch nach Anschaulichkeit und nach direkten Einsichten weckt. Folglich lehnt er jedes abstrakte Denken als ‚praxisfern‘ ab, ohne gewahr zu werden, daß ‚die Praxis‘ genau so wie die Wissenschaft abstrakt denkt. Auch sie macht begrifflich-theoretisch gestützte Aussagen über Journalismus. Doch während das methodisch gesteuerte Denken der Wissenschaft in die Lage versetzt, auch schwer zugängliches Neuland zu betreten, d.h. Journalismus auch anders als nur in den historisch überlieferten Kategorien und Begriffen zu denken, bescheidet sich der Alltagsverstand in der Regel mit Denkbehältnissen, die seinem Vor-Wissen angepasst sind.“ (Rühl 1980, S. 13)

Auch die Journalismusforschung konstruiert erst ihren Gegenstandsbereich: „Journalismus ist durch die Wissenschaft zeitlich und räumlich mittels Begriffen, Theorien, Methoden und Techniken immer wieder neu ‚herzustellen‘“ (ebd., S. 16).

Aus dieser Perspektive heraus ist jedes problematisch, auch das wissenschaftliche Wissen. Hieraus leitet Rühl Forderungen an die Wissenschaft ab, die von der etablierten Kommunikationswissenschaft aber nur vereinzelt erfüllt werden. Wissenschaft hat den eigenen Erkenntnisprozess, die eigenen Vorurteile und Methoden ständig zu überprüfen. Wissenschaftliches Wissen ist ständig im Wandel begriffen und bedarf deshalb kontinuierlicher Reflexion. In der Forschung geht es also auch darum, „den Wissensstand zu überprüfen, immer wieder neu nach den Veränderungen die sich zwischenzeitlich vorgetragen haben zu suchen – und das betrifft alle Wissenschaften, aber besonders die

Sozialwissenschaften“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 5). Rühl fordert einen „permanenten Wechselprozeß zwischen Theoriebildung, Theorieprüfung und Methodenreflexion“ (Rühl 1980, S. 434). Diesem Anspruch will er mit *Journalismus und Gesellschaft* gerecht werden (ebd.).

Die Unterscheidung von Wissenschaft und Alltagsverstand bedeutet aber nicht, dass Wissenschaft sich von gesellschaftlichen Problemstellungen distanzieren soll. Im Gegenteil, „[d]ie Wissenschaft soll sich durchaus den Problemen ihrer Gesellschaft widmen“ (ebd., S. 14). Sie hat aber auf einen normativen Anspruch zu verzichten. Mit der Absage an normative Ansprüche distanziert sich Rühl ganz direkt von einem wichtigen Vertreter der deutschen Kommunikationswissenschaft, Emil Dovifat (Rühl 1969a, S. 27).

Also nicht in der wissenschaftlichen Begründung gesellschaftlicher Moral und Werte besteht die Aufgabe der Wissenschaft, sondern darin, den Rand der Erkenntnis zu verschieben. „Das was bis zu dem Zeitpunkt Rand ist, da sind die Probleme“ (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 18). Besonders die Sozialwissenschaften erfüllen damit – wie andere soziale Systeme auch – die Funktion, die Komplexität der Wirklichkeit zu ordnen und zu reduzieren (Rühl 1980, S. 166). Hiervon abgesehen ist Manfred Rühl sich der Tatsache durchaus bewusst, auch von weltlichen und pragmatischen Aspekten motiviert gewesen zu sein (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 3, 11). Schließlich erklärt Rühl aber auch, dass er ein Talent für die Wissenschaft habe (ebd., S. 11) und dass ein weiterer zentraler Aspekt für sein wissenschaftliches Engagement darin bestünde, dass die Wissenschaft einen eigentümlichen Reiz hätte – die „wissenschaftliche Erotik“ (ebd.).

Wirklichkeitsverständnis

Rühl bezieht sich auf eine überkomplexe Wirklichkeit. Sein „Bezugsbereich ist die Welt, die Welt des Geschehens, die als ‚chaotic complexity‘ [Rapaport/Horvath 1959] oder als ‚Weltkomplexität‘ [Luhmann 1973] gekennzeichnet, in jedem Falle aber als übermäßige und unübersehbare Fülle von Ereignissen vorgestellt wird“ (Rühl 1980, S. 187). Im Gespräch ergänzte Rühl, er halte „die Entdeckung der Komplexität [...] für eines der zentralen Dinge des 20. Jahrhunderts“ (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 18). Auch hier ist der Einfluss der Luhmannschen Systemtheorie gegenwärtig.

Die Wirklichkeit ist aus der Perspektive Rühls heraus beurteilt zudem ungeordnet. „Wir können keine absolute oder kosmische Ordnung annehmen“ (Rühl 1980, S. 186). Erst soziale Systeme ordnen einzelne Ereignisse und reduzieren so dieses Übermaß an Komplexität. Allen voran muss hier das Journalismussystem gesehen werden, dessen gesellschaftliche Funktion

Rühl in der Absorption der Umweltkomplexität, durch die Verarbeitung von Informationen aus der Umwelt und deren Bereitstellung für die Umwelt“ (Rühl 1969a, S. 180) sieht.

Gesellschaft selbst wird von Manfred Rühl als soziales System verstanden. 1969 ist Gesellschaft noch durch nationale Grenzen, beziehungsweise politische Unterschiede definiert (ebd., S. 25). Bereits in der 1979 veröffentlichten, überarbeiteten Auflage von *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* beschreibt Rühl aber die Tendenz sozialer Systeme zur Übernationalität und Weltgesellschaft (Rühl 1979, S. 40). In *Journalismus und Gesellschaft* (Rühl 1980) setzt Rühl eine abstrakt gefasste Weltgesellschaft als „Bezugsrahmen für einen äquifunktional-systemrationalen Begriff von öffentlicher Kommunikation“ (ebd., S. 241). Wenn Rühl hier noch zwischen Gesellschaften unterscheidet, so auf der Grundlage unterschiedlicher Gesellschaftsordnungen und evolutionären Entwicklungsständen. Das Gesellschaftsbild Rühls ist also einem Wandel unterworfen, der darin besteht, das zunächst noch nationale Paradigma durch ein übernationales Konzept sozialer Systeme zu ersetzen.

Das Menschenbild Rühls orientiert sich in seiner Dissertationsschrift an einer Mischung aus Handlungstheorie und Systemtheorie. Der Mensch handelt, interagiert und kommuniziert als komplexes Handlungssystem (Rühl 1969a, S. 37). Der Bezug auf handlungstheoretische Aspekte scheint aber in *Journalismus und Gesellschaft* (Rühl 1980) abzunehmen. Besonders am Thema Kommunikation wird dies deutlich. Rühl problematisiert den Begriff *Kommunikation* 1969 noch nicht. Relativ unreflektiert wird er unter den Begriff der *Handlung* eingeordnet. 1980 widmet er dem Begriff aber ein eigenes Kapitel. Hier werden Interaktion und Kommunikation als die beiden Seiten der selben Medaille beschrieben. So will Rühl zu einem dynamischen und prozesshaften Verständnis der beiden Begriffe gelangen. Die Begriffe erhalten erst in ihrer Interaktion soziale Relevanz (ebd., S. 194).

Die Entwicklung der Rühlschen Konzeption kann auch über die Sicht des Gegenstandes in seinen Arbeiten nachvollzogen werden. Er untersucht zuerst die Redaktion als Handlungssystem und bearbeitet später den Journalismus als Kommunikationssystem. Rühls Verständnis von Wirklichkeit scheint immer weniger auf Handlungen bezogen zu sein. Er wendet sich verstärkt der Realitätskonstruktion durch Kommunikation zu, denn: „*Die Welt wird heute hochgradig indirekt, und zwar symbolisch-expressiv durch besondere Kommunikationssysteme, vor allem durch Journalismus erlebt*“ (ebd., S. 242). Damit begründet Rühl auch die Relevanz einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema.

5.2.3 Zusammenfassung

In diesem Abschnitt habe ich mich mit der Verortung der Rühlschen Perspektive innerhalb der Kommunikationswissenschaft beschäftigt. Zu diesem Zweck wurde die deutsche Kommunikationswissenschaft der 60er und 70er Jahre kurz beschrieben (5.2.1 *Die deutsche Kommunikationswissenschaft in den 60er und 70er Jahren*, S. 87-91). Hier wurde deutlich, dass das Fach zu dieser Zeit weder auf theoretischer noch auf empirischer Ebene zeitgenössischen Standards von Wissenschaftlichkeit gerecht wurde. Allerdings entstehen Rühls Pionierarbeiten in einer Umbruchphase, während der sich die Forschung in Deutschland in Richtung einer empirischen Sozialforschung umorientierte. Diese Umorientierung verstärkte die Bedeutung der Wirkungsforschung. Gleichzeitig verzichtet die nunmehr empirisch orientierte Forschung auf eine einheitliche theoretische Fundierung und bedingt damit eine fachinterne Zersplitterung und die Produktion von isolierten Einzelergebnissen. Wenn hier überhaupt Journalismusforschung betrieben wird, dann in praktizistischer Tradition, das heißt mit Blick auf den einzelnen Journalisten als Bezugspunkt der Forschung.

Manfred Rühl beschäftigte sich ganz bewusst mit der fachinternen Entwicklung. Er analysiert innerdisziplinäre Tendenzen und will negativen Aspekten entgegenwirken. *Journalismus und Gesellschaft* (Rühl 1980), so wurde gezeigt, bietet neben Theorieentwurf und Bestandsaufnahme der Journalismusforschung in Deutschland auch einen Therapieplan für die deutsche Kommunikationswissenschaft. Damit wird deutlich, dass *Journalismus und Gesellschaft* (Rühl 1980) auch ein Produkt der etablierten Kommunikationswissenschaft und ihrer Entwicklung in den 60er und 70er Jahren ist – gerade weil Rühl darüber hinausweist.

Ebenfalls in diesem Abschnitt enthalten ist eine Darstellung der *inhaltlichen Bestimmungen* (5.2.2 *Inhaltliche Bestimmungen*, S. 91-96) Rühls und seiner Arbeiten. Damit wird der Gesamtzusammenhang der Kommunikationswissenschaft wieder in den Hintergrund gerückt und Rühls Position ins Blickfeld gebracht. Hier beleuchtete ich theoretische Positionen, das Wissenschafts- und das Wirklichkeitsverständnis Manfred Rühls. Es konnte gezeigt werden, dass die theoretische Option für die Systemtheorie nicht nur heuristische Möglichkeiten im Umgang mit den Gegenstandsbereichen Redaktion und Journalismus bietet, sondern auch in Rühls Wissenschafts- und Wirklichkeitsverständnis integriert ist. Die Perspektive der funktional-strukturellen Systemtheorie kann als „roter Faden“ der Pionierarbeiten, aber auch als *persönliche Philosophie* Manfred Rühls betrachtet werden. Außerdem konnte nachgewiesen werden, dass zwischen konkreten theoretischen und methodischen Positionen, der Sicht des Gegenstandsbereiches, Wirklichkeits- und Wissenschaftsverständnis stabilisierende und verstärkende Wechselwirkungen bestehen. Es wurde zudem eine

Entwicklung festgestellt, die am besten als perspektivische Veränderung einsichtig ist. Vom Gegenstandsbereich der *Redaktion als Handlungssystem* kam Rühl zum *Journalismus als Kommunikationssystem*. Damit verbunden setzt Rühl seine Theorie in einen gesamtgesellschaftlichen Rahmen, der eine abstrakt gefasste Weltgesellschaft als Bezugspunkt hat. Es sollten hier allerdings keine Kausalitätsbeziehungen bestimmt werden. Eine Annahme eindimensionaler kausaler Zusammenhänge scheint unangebracht. Würde man dennoch eine solche Annahme vertreten, müsste man davon ausgehen, einzelne der „Variablen“ *theoretische Positionen, Wissenschafts- und Wirklichkeitsverständnis* wären „konstanter“ als andere, und es gäbe keine Rückkopplungseffekte zwischen den Bereichen. Innerhalb der Kommunikationswissenschaft in den 60er und 70er Jahren ist der Rühlsche Ansatz einzigartig. Manfred Rühl fordert die deutschen Kollegen heraus, indem er die gängigen Konzepte der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft kritisiert. Er schildert eine mangelhafte theoretische und methodische Entwicklung des Faches und bietet mit seiner systemtheoretisch fundierten Journalismustheorie ein alternatives heuristisches Konzept an, das zeitgenössischen Standards der Sozialwissenschaft entspricht – sowohl auf theoretischer als auch auf methodischer Ebene. Die Bemühungen Rühls, eine makrotheoretische Grundlegung des Journalismus über die Bezugnahme auf die Systemtheorie Luhmanns zu leisten, kann auf dem Hintergrund der theoretischen Lage der Kommunikationswissenschaft in den 60er und 70er Jahren gesehen werden. Seine Arbeit an *Journalismus und Gesellschaft* (Rühl 1980) beendete Rühl nach eigenen Angaben vor allem auch weil er erkannte, dass „international keine Aussicht bestand, dass eine journalistische Makrotheorie auf den Weg kam“ (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 23).

5.3 Biografischer Kontext und Theorieproduktion

Unter 4.1 *Biografie* (S. 57-63) wurde bereits ein Überblick zum Lebensverlauf Manfred Rühls gegeben, der Verweise auf unterschiedliche Bezugsmilieus beinhaltet. In diesem Abschnitt werde ich verschiedene Bezugsmilieus und das Wechselspiel zwischen sozialen Faktoren und der Theorieproduktion genauer herausarbeiten. Dabei differenziere ich zunächst zwischen der außerwissenschaftlichen und der wissenschaftlichen Sozialisation Manfred Rühls.

5.3.1 Außerwissenschaftliche Sozialisation

In diesem Abschnitt werden unterschiedliche Sozialisationsphasen im nicht- und vorwissenschaftlichen Leben Rühls beschrieben. Die Differenzierung der unten angeführten Abschnitte wurde aus dem Bestreben heraus vorgenommen, eine sinnvolle und überschaubare

Untergliederung zu erhalten. Die Auswahl der Bereiche gründet auf Relevanzzuweisungen Manfred Rühls und Indizien aus den autobiografischen und biografischen Quellen.

Kindheit

Natürlich kann hier nicht von einer direkten Kausalität auf die Theorieproduktion Manfred Rühls ausgegangen werden. Dennoch betrachte ich eine zusammenfassende Betrachtung der Kindheit Manfred Rühls als hilfreich, vor allem um sein wissenschaftliches Engagement und seinen Arbeitseifer zu beleuchten.

„Wenn sie bei mir das soziale Umfeld von der Kindheit, vom Früh- oder Halbwaisen, die Kriegsereignisse und alles betrachten, das waren doch immer Umstände, die völlig außer Kontrolle waren“ (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 16). Rühl sah sich also sozusagen von Anfang an mit einer vollkommen chaotischen Umwelt konfrontiert. Sein Vater starb, als er selbst drei Jahre alt war (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 2). Kurz danach begann Nazi-Deutschland den Zweiten Weltkrieg. Eine Kontinuität in der Kindheit und der Jugend Manfred Rühls war damit unmöglich. Fliegerangriffe, Evakuierung auf das Land, knappe Lebensverhältnisse und schließlich die Rückkehr in ein zerstörtes Nürnberg müssen prägend für den jungen Rühl gewesen sein. Die Erfahrung, in einer chaotischen und unberechenbaren Welt zu leben ist allerdings nicht das Einzige, was aus den Bemerkungen Rühls zu seiner Kindheit und Jugend hervorgehoben werden kann.

Im Alter von 11 und 12 Jahren fing Manfred Rühl an zu arbeiten. Manfred Rühl war der einzige Sohn von Karl und Maria Rühl und mit 11 Jahren das älteste von drei Kindern. Seine Schwestern Gerda und Helga waren neun und sieben Jahre alt. Manfred Rühl arbeitete von 1945 bis 1946 als Bauernknecht auf dem Land (ebd.). Ein „normales“ Leben war auch nach der Rückkehr der Familie Rühl in das zerstörte Nürnberg kaum möglich.

Denkbar ist, dass Rühls Engagement und sein Arbeitseifer – beides wird von Kollegen betont und gewürdigt (zum Beispiel: Stuiber, Anhang S. 26; Saxer 1980, S. 396) – wenigstens zum Teil in diesen frühen Erfahrungen wurzelt.

Highschool in Dayton - Ohio

1950 verbrachte Manfred Rühl ein Jahr an der Highschool in Dayton/Ohio. In Amerika fand Rühl stabile und anregende Lebens- und Lernverhältnisse vor, die stark mit denen in Nachkriegsdeutschland kontrastierten (4.1 *Biografie*, S. 57).

An der Highschool in Dayton/Ohio absolvierte der damals 16-jährige Manfred Rühl keinen konventionellen Schulunterricht mit einer breiten Vielfalt an Schulfächern. Stattdessen konnte er sich intensiv mit der englischen Sprache, englischer und amerikanischer Literatur und amerikanischer Staatsbürgerkunde auseinandersetzen (ebd.). Rühl erhielt so „einen Einblick

in die englisch/amerikanische Literatur“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 2) und fand „einen Zugang zur Sprache“ (ebd.) und „Kultur“ (ebd.). Später konnte er die hier gemachten Erfahrungen auch als Wissenschaftler nutzen. Zum Beispiel in der Auseinandersetzung mit der Gatekeeper-Forschung griff Rühl auf andere Erfahrungswerte und Informationen zurück als die meisten seiner deutschen Kollegen. Nicht nur, dass Rühl die amerikanische Literatur ohne sprachliche Barrieren rezipieren konnte, er hatte auch die nötige Expertise, um das gelesene kulturell und gesellschaftlich zu reflektieren.

Noch bevor Rühl promovierte, kannte er sich „für die damaligen Verhältnisse sehr gut in der wissenschaftlichen Literatur“ (ebd., S. 8) aus Amerika aus. Auch sein wissenschaftlicher Mentor, Franz Ronneberger, hat Manfred Rühl diesbezüglich bereits „stark konsultiert“ (ebd.). Für Manfred Rühl traten die Schwächen der Kommunikationswissenschaft in den 60er Jahren um so deutlicher hervor, da er sie schon vor seiner Dissertation im Kontrast zur fortschrittlichen empirischen Forschung aus Amerika wahrnahm.

Journalistische Erfahrung

Schon während seiner Schulzeit begann Manfred Rühl 1950 für das in Nürnberg ansässige *Sportmagazin*, das heutige Magazin *Kicker*, zu arbeiten (ebd., S. 3). Hauptsächlich an Sonntagen arbeitete Rühl als Redaktionsbote und Stenotypist, später auch als Redakteur. Rühl arbeitete über Jahre hinweg als freier Journalist für die *Nürnberger Nachrichten* (in den Ressorts Feuilleton und Wirtschaft), diverse Tageszeitungen (*Der Bote für Nürnberg-Land*, *8-Uhr-Blatt*, *Die Welt*, *U.S. News & World Report*, *Tages-Anzeiger*, und andere) und den Rundfunk (*Bayerischer Rundfunk*, *Hörfunk*) (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 21). Manfred Rühl blickt deshalb zurück auf eine 15 Jahre lange journalistische Berufserfahrung, wenn auch stets im Rahmen einer Nebentätigkeit (Rühl 1980, S. 9).

Rühl selbst spricht von einem „Wechselspiel zwischen praktischem Journalismus in verschiedenen Medienbereichen und dem wissenschaftlichen Interesse“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 3). Für die Theorieproduktion am wichtigsten scheint hierbei der Einfluss zu sein, den die journalistischen Tätigkeiten Rühls auf seine Sicht der Gegenstandsbereiche *Journalismus* und *Redaktion* hatten und haben. Die Erfahrungen in einer arbeitsteilig organisierten Redaktion tätig zu sein, in der einzelne Mitarbeiter auf unterschiedlichen Ebenen zusammenarbeiten, muss in Widerspruch zu den Perspektiven der damals etablierten deutschen Literatur gestanden haben. Die Orientierung am einzelnen Journalisten und damit verbunden ethische und normative Forderungen an seine Arbeitsweise muss Rühl auf dem Hintergrund seiner Erfahrungen absurd vorgekommen sein.

Manfred Rühl weiß also, wovon er spricht, wenn er die Redaktion als organisiertes soziales System untersucht und anstelle der einzelnen Individuen abstrakte und unpersönliche journalistische Rollen in den Blick nimmt. Auch den journalistischen Wandel im Zuge fortschreitender Technisierung (Rühl 1978.In: Rühl 1979, S. 15), oder zunehmender Verrechtlichung (Rühl 1980, S. 292-294), beobachtet er nicht nur von außen – er kann hier auf eigene Erfahrungen zurückgreifen.

Rühls Tätigkeit als Journalist brachte außerdem einen ganz pragmatischen Vorteil mit sich: Über seine Arbeit für die *Nürnberger Nachrichten* war Manfred Rühl mit einigen Redaktionsmitgliedern immer noch bekannt. Dies bestärkte wohl das Vertrauen in sein Forschungsvorhaben und seine Diskretion und erleichterte die Datenerhebung per passiv-teilnehmender Beobachtung. „Im vorliegenden Falle [Datenerhebung zur Dissertationsschrift] war es wahrscheinlich die persönliche Bekanntschaft sowohl des Forschers, als auch seines Mentors [Franz Ronneberger] mit Verlegern, Verlagsleiter und mit einigen Redakteuren, die den Zugang zur Redaktion erleichterten“ (Rühl 1979, S. 26-27). Außerdem war „[d]urch Vertrautheit mit dem Milieu [...] eine distanzbewußte Eingewöhnung nicht erforderlich“ (Rühl 1979, S. 34).

Die Bedeutung, die auch Manfred Rühl selbst seiner journalistischen Berufserfahrung im Forschungsprozess beimisst, zeigt sich in seinem Bedauern, dass „dem systemfremden Forscher besonders die Beziehungen zwischen Redaktionsleitung und Verlagsleitung vorenthalten bleiben“ (Rühl 1969a, S. 191). Hierbei würde auch die Methode der teilnehmenden Beobachtung an ihre Grenzen stoßen (ebd.). Man sieht also, wie wesentlich die praktischen Erfahrungen Rühls für seine wissenschaftliche Arbeit waren.

Da aber zahlreiche Vertreter der Kommunikationswissenschaft in den 60er Jahren und bis heute journalistische Erfahrungen aufweisen und keine systemtheoretische Konzeption vertreten, kann die Theoriwahl Manfred Rühls nicht ausschließlich durch diese Erfahrungen begründet werden. Die journalistische Berufspraxis Rühls kann aber auch nicht ignoriert werden, wenn es darum geht das Zustandekommen seiner Perspektive nachzuvollziehen.

Lehre zum Industriekaufmann

Auch die Lehre zum Industriekaufmann, die Manfred Rühl noch vor seinem Studium, von 1953 bis 1955 absolvierte, kann als Einflussfaktor in Betracht gezogen werden. Damals war das Wirtschaftswunder angekündigt und Rühl erkannte seine Chance, dabei zu sein (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 2). Manfred Rühl erhielt während seiner Lehrzeit vor allem „einen guten Ein- und Überblick, wie ein Unternehmen strukturiert ist und funktioniert“ (ebd., S. 3). Obwohl er in einem relativ kleinen Unternehmen arbeitete – „damals waren in jeder

Abteilung so ein, eineinhalb Leute beschäftigt“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 3) – konnte Rühl auch hier einen arbeitsteilig und unpersönlich organisierten Arbeitsablauf beobachten. Nach seiner Ausbildung fasste Rühl ein Hochschulstudium in den Blick. Es verwundert nicht, dass sich der gelernte Kaufmannsgehilfe zu einem Studium der Volkswirtschaftslehre entschied.

Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass Rühl sich, nach seiner Motivation als Wissenschaftler gefragt, auch auf Erfahrungen aus seiner Lehrzeit bezieht. „Auf der einen Seite also meine Lehrzeit und auf der anderen meine Tätigkeit als Journalist, das hat mich dazu gebracht, beides wissenschaftlich miteinander zu verbinden“ (ebd., S. 11).

Familie

Ganz zentral ist hier die Hochzeit Manfred Rühls mit Dr. med. Antke Ronneberger (*1941) 1968. Franz Ronneberger, den Rühl selbst wiederholt als seinen Mentor bezeichnet, wird so zu seinem Schwiegervater.

Ohne von einer Fehlenden Distanz zwischen privaten und beruflichen Entscheidungen auszugehen, scheint die Tatsache unbestritten, dass auch das persönliche Kontaktnetzwerk individuelle Karrierechancen beeinflusst (Meyen 2004, S. 196). Demnach kann angenommen werden, dass auch die Veränderung des Kontaktes zwischen Rühl und Ronneberger, vom Mentor zum Schwiegervater, nicht folgenlos blieb. So könnte dies erklären, warum Franz Ronneberger, „der sonst eher auf die Eigenverantwortlichkeit seiner Mitarbeiter setzte“ (Stuiber, Anhang S. 27), darum bemüht war, Rühl zu seinem Nachfolger in Erlangen-Nürnberg zu machen.

Konkret musste Manfred Rühl auf Grund der veränderten Situation das Institut für Politik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Erlangen-Nürnberg verlassen. Die Tätigkeit als wissenschaftlicher Assistent bei Franz Ronneberger war auf Grund der Verwandtschaftsbeziehung hochschulrechtlich nicht länger möglich.

Für Manfred Rühl, der auch eine Familie gründen wollte (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 12), bedeutete die Hochzeit (1968) und die Geburt seines Sohnes Sebastian Rühl (1974) einen Zuwachs an Verantwortung. Rühl musste ganz pragmatisch auch daran denken, das Leben seiner Familie finanziell abzusichern (ebd.). Eine Karriere als Wissenschaftler erschien Rühl diesbezüglich attraktiver als das Angebot für einen Rundfunksender zu arbeiten (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 14).

Andererseits, und dies sollte an dieser Stelle auch erwähnt werden, gestaltet es sich nicht immer einfach, einen Kompromiss zwischen Arbeit und Privatleben zu schließen. Dass sich

auch im Leben Manfred Rühls Spannungen diesbezüglich ergeben haben, ist aus einer Anmerkung im Vorwort zu *Journalismus und Gesellschaft* (Rühl 1980) zu schließen:

„Wissenschaftliche Bücher zu schreiben ist ein zeitkonsumierendes Unternehmen und es geht in der Regel zu Lasten des Familienlebens. Da ich – offenbar im Unterschied zu anderen Vorwortverfassern – mit keiner demütigen Griseldis verheiratet bin, habe ich meiner Frau und unserem Sohn für die mitunter ungeduldig und widerwillig aufgebrachte Nachsicht ganz herzlich zu danken, wenn ich allzu oft in Richtung Arbeitszimmer verschwand.“ (Rühl 1980, S. 10)

Manfred Rühl spricht diesbezüglich auch von einer „Vernachlässigung der Familie“ (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 23) auf Grund der Arbeit an seiner Habilitationsschrift.

Dr. med. Antke Rühl verfolgte ihre eigene berufliche Karriere als Kinder- und Jugendärztin in Nürnberg. Es mussten daher von beiden Ehepartnern Kompromisse eingegangen werden. Für Manfred Rühl beinhaltete dies zum Beispiel, während seiner Professur in Stuttgart-Hohenheim zwischen seiner Arbeitsstelle an der Universität und seinem Wohnort Nürnberg hin und her zu pendeln. Eventuell hat diese Familienkonstellation auch dazu beigetragen, dass Manfred Rühl der Stadt Nürnberg stets treu geblieben ist.

Zusammenfassend muss man sehr wohl davon ausgehen, dass die familiäre Situation, also das Privatleben Manfred Rühls, Einfluss auf seine wissenschaftliche Entwicklung hatte. Allerdings steht hier weniger die Theoriewahl und -produktion im Blick. Es geht hier vor allem um Teilaspekte seiner Motivation als Wissenschaftler und eher formale und pragmatische Elemente seiner beruflichen Laufbahn.

Sonstiges

Es scheint sinnvoll an dieser Stelle zu erwähnen, dass die im Kategoriensystem (2.5.4 *Überblick: Kategoriensystem*, S. 45) verzeichneten Kategorien *Politischer Hintergrund* und *Religion* beim Nachvollzug der theoretischen Entwicklung Manfred Rühls tatsächlich vernachlässigbar scheinen. Die funktionale und systemtheoretische Perspektive Rühls ist hier maßgeblich. Eher anekdotisch führe ich an, dass Manfred Rühl auf die Frage nach religiösen Prämissen, das Gebet aus seiner kommunikationswissenschaftlichen Perspektive heraus analysiert: „Was ist Religion anderes als Kommunikation?“ (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 17).

5.3.2 Wissenschaftliche Sozialisation

Ich gehe hier analog zum Abschnitt 5.3.1 *Außerwissenschaftliche Sozialisation* (S. 98-103) vor. Der wissenschaftlichen Sozialisation eines Forschers wird von Seiten unterschiedlicher Autoren eine wesentliche Bedeutung für dessen Entscheidungen im Hinblick auf seine

wissenschaftliche Perspektive beigemessen (2.1 *Problematisierung wissenschaftlicher Geschichtsschreibung*, S. 11-17; 2.2 *Zeitgenössische Perspektiven kommunikationswissenschaftlicher Geschichtsschreibung*, S. 18-29). Von direkten kausalen Beziehungen kann allerdings auch hier nicht die Rede sein. Das methodische Vorgehen in dieser Arbeit erlaubt es nicht, *Einflussrichtungen* zu identifizieren. Stattdessen ist es lediglich möglich, Zusammenhänge herauszuarbeiten und auf mögliche Wechselwirkungen hinzuweisen. Dies entspricht auch der zu Grunde liegenden These, die nicht von eindimensionalen Zusammenhängen, sondern von einem komplexen Zusammenwirken der Sozialgestalt und Ideengestalt einer Wissenschaft ausgeht.

Studium

1956 begann Manfred Rühl sein Studium der Wirtschafts-/Sozialwissenschaften, Publizistik und Philosophie (Rühl/Tabellarischer Lebenslauf, Anhang S. 24). Die hier verwendeten Fach-Bezeichnungen sind auf Manfred Rühls Internetseite der Universität Bamberg zu finden und wurden wohl im Nachhinein aktualisiert. Im Interview sagte Rühl: „Ich habe dann Publizistikwissenschaft studiert, die sehr schmal besetzt war. Also als Wahlfach, mein Hauptstudium war wie gesagt Volkswirtschaft und ich habe dann auch 1960 mein Examen als Diplom-Volkswirt gemacht“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 3). Während seines Studiums verbrachte Rühl zwei Semester in Berlin und lernte dort die Perspektive Emil Dovifat aus erster Hand kennen: „Vorher hatte ich ein zweisemestriges Stipendium in Berlin, wo damals noch die Publizistik von Emil Dovifat vertreten war. Bei dem habe ich also zwei Semester lang, neben anderem, dieses Fach studiert“ (ebd.). Außerdem studierte Rühl während seines Aufenthalts in Berlin am Otto-Suhr Institut Politikwissenschaft (ebd., S. 6).

Rühl entschied sich, nachdem er aus Berlin zurück nach Nürnberg kam und sein Examen ablegte, für die Publizistik als Wahlfach (ebd., S. 3).

Manfred Rühl begann sein Studium 1956 also an der philosophischen Fakultät der damaligen Universität in Nürnberg. Er wechselte dann an die Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, ebenfalls in Nürnberg. Er studierte zwei Semester in Berlin und absolvierte sein Examen 1960 an der Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Er schloss sein Studium als „Diplom Volkswirt“ ab. Seine Diplomarbeit, *Der Stürmer und sein Herausgeber* (1960) war als „geisteswissenschaftlich-historisierende Studie“ (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 22) angelegt. Er verstand sich demnach zu dieser Zeit noch nicht als Publizistik- oder Kommunikationswissenschaftler. Auch ein wissenschaftlicher Berufsweg war nicht vorgezeichnet (ebd.).

Die Interessen des Studenten Manfred Rühl waren, wie gezeigt wurde, breit angelegt. Dass das Selbstverständnis Rühls als Wissenschaftler interdisziplinär ausgerichtet ist, kann auf Grund dieser Sozialisation nicht verwundern. Bernd Blöbaum schreibt, Rühl sei „Zuschreibungen gegenüber eher skeptisch“ (Blöbaum 2003, S. 478), er ordne sich selbst „als Wissenschaftler, allenfalls noch als Sozial- und Kommunikationswissenschaftler ein“ (ebd.). Auch Hesse beschreibt dieses offene Selbstverständnis Rühls: „Nein, Rühl lässt sich nicht einengen, weder auf Zeitungs- oder auf Medienwissenschaft noch auf Journalistik, wenn es ihm um Kommunikation geht. ‚Man kann mich einen krummen Hund nennen, aber bitte nicht Medienwissenschaftler‘, bemerkte er einmal humorig zugespitzt“ (Hesse 1994, S. 303-304). Rühl selbst verweist auf sein Studium, um seinen interdisziplinären (theoretischen) Standpunkt zu begründen:

„AS: Aber obwohl sie jetzt von Rand sprechen, und dass Wissenschaft sich dort lohnt, hat ihre Arbeit ja auch einen integrativen Charakter, und sie...“

MR: Ja. Man spricht ja viel von Interdisziplinarität, und das war schon die Vorstellung. Wenn sie aber in zwei, drei Disziplinen sozialisiert wurden und studiert haben, bis hin zu den Methodenunterschieden und Theorien und Erkenntnistheorien, dann habe ich zum Beispiel bei den Wirtschaftswissenschaften die Mängelrüge, dass sie sich Zweck-Mittel orientieren.“ (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 16)

Die Betrachtung von Kommunikationswissenschaft als interdisziplinäre Forschung scheint also bereits in Rühls Studium begründet. Rühl selbst erkennt, dass sein breites Studium eine Perspektive ermöglichte, die sich von etablierten Perspektiven, wie zum Beispiel der Emil Dovifat's, unterschied. Das interdisziplinäre Selbstverständnis Rühls geht heute so weit, dass er fordert, man müsse „die Literatur aus anderen Disziplinen, wie Philosophie und Soziologie kennen“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 7).

Aber auch über die Einstellung zur Wissenschaft und die Verortung der eigenen Person innerhalb der Wissenschaft hinaus hat das weit gefächerte Studium Rühls Auswirkungen – und zwar auf die Theorieproduktion selbst. So erklärt er, dass ihm sein wirtschaftswissenschaftliches Studium „die Augen geöffnet“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 4) hat für sein Interesse an den „eigenen Regelungsmechanismen, die eine Organisation ausmachen“ (ebd.).

Neben dem hier beschriebenen Einfluss auf die Sichtweise des Gegenstandsbereiches hatte Rühl auch schon bevor er über Ronneberger an die Systemtheorie herangeführt wurde, auf Grund seiner wirtschaftswissenschaftlichen Studien keine Vorbehalte gegenüber dem Systembegriff (ebd., S. 6). Die Behauptung, bereits das Studium Manfred Rühls hätte entschieden zu seiner später stattfindenden theoretischen Entwicklung beigetragen, scheint damit gerechtfertigt.

Verwalter einer Assistentenstelle bei Ernst Meier

Nach seinem Abschluss als Diplom Volkswirt bekam Manfred Rühl ein Angebot von Ernst Meier als Verwalter einer Assistentenstelle am Institut für Publizistik der Universität Nürnberg zu arbeiten. Rühl nahm diese Tätigkeit von 1960 bis 1963 wahr (Rühl/Tabellarischer Lebenslauf, Anhang S. 24). Er hatte die Aufgaben eines Assistenten, übernahm aber bereits relativ viel Verantwortung, da der außerplanmäßige Publizistik-Professor Ernst Meier schon kurz vor seiner Pensionierung stand (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 13). Als Verwalter einer Assistentenstelle erlebte Rühl 1961 dann auch die Vereinigung der Universitäten Nürnberg und Erlangen und die Umstrukturierung der damaligen Hochschule zur „WiSo-Fakultät“ (ebd., S. 17) der neuen Universität Erlangen-Nürnberg. Im Zuge dieser Umstrukturierung wurde das Institut für Politik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Erlangen-Nürnberg gegründet. Das bayrische Bildungsministerium bestand auf dieser doppelten Funktion (Ronneberger 1970, S. 61, 63). Als Franz Ronneberger 1964 auf den neu geschaffenen Lehrstuhl berufen wurde, bekam Manfred Rühl das Angebot, als wissenschaftlicher Assistent für Kommunikationswissenschaft zu arbeiten. Aus den Angaben Stuibers kann geschlossen werden, dass dieses Angebot vor allem auf Grund der Erfahrungen Rühls als „Verwalter einer Assistentenstelle“ bei Ernst Meier und auf Grund des Bestrebens nach Kontinuität zustande kam (Stuiber, Anhang S. 27).

Die Erfahrungen bei Ernst Meier hatten also wohl vor allem Auswirkungen auf die berufliche Karriere Manfred Rühls. In Bezug auf die Theorieproduktion bleibt festzuhalten, dass Manfred Rühl nach eigenen Angaben zu dieser Zeit „noch in einer gewissen Loyalität Zeitungswissenschaftler“ (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 13) war. Das Interesse für eine „sozialwissenschaftlich betonte Kommunikationswissenschaft“ (ebd.) war zwar schon da, wurde aber noch auf den Feierabend verlegt.

Wissenschaftliche Assistenz bei Franz Ronneberger

Nachhaltig wurde Manfred Rühl in seiner theoretischen Entwicklung von Franz Ronneberger geprägt. Von 1964 bis 1968 war Manfred Rühl wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Politik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Erlangen-Nürnberg (Rühl/Tabellarischer Lebenslauf, Anhang S. 24). Ronneberger verstand sich zunächst noch schwerpunktmäßig als Politikwissenschaftler (Stuiber, Anhang S. 27), was sehr wahrscheinlich auch Auswirkungen auf seine kommunikationswissenschaftlichen Lehrinhalte hatte. Als wissenschaftlicher Assistent und auf Grund seiner Erfahrungen bei Ernst Meier konnte Rühl den neu eingerichteten Lehrstuhl mit aufbauen. Zusammen mit Ronneberger arbeitete Rühl Seminare aus, betreute Diplomarbeiten und fing an, über seine

Dissertationsarbeit nachzudenken. Hinzu kommt, dass Manfred Rühl während eines Zeitraumes von eineinhalb Jahren neben seiner eigenen Assistentenstelle für Kommunikationswissenschaft auch die für Politikwissenschaft vertrat. Dies erforderte ein „multidisziplinäres Selbststudium“ (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 22) und eine „intensive Zusammenarbeit mit Franz Ronneberger“ (ebd.), der zum entscheidenden akademischen Lehrer Manfred Rühls wurde (ebd.).

Ronneberger, dem es vor allem um Theoriebildung und eine an der Praxis orientierte Lehre ging (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 4), eröffnete Rühl eine vollkommen neue theoretische Perspektive. „Theorie war noch keine da. Die brachte dann Franz Ronneberger“ (ebd.). So entstand auch die Idee Rühls, seine Dissertationsschrift als Redaktionsuntersuchung durchzuführen. Im Wintersemester 1964/65 hielt Rühl zusammen mit Ronneberger ein Seminar zur „Organisation von Massenkommunikationsmitteln“ (ebd.) ab das seine Überlegungen beeinflusste (4.1 Biografie, S. 62). Rühl beschreibt das genannte Seminar auch in *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* (1969a, S. 13/1979, S. 17) als Anstoß für seine Dissertationsschrift.

Rühl begann die Arbeit an seiner Dissertationsschrift als Organisationsuntersuchung und analysierte journalistische Rollen (Rühl 1969a, S. 14/1979, S. 18). Ein diesbezüglicher Hinweis ist auch der Aufsatz *Zur sozialen Struktur des Zeitungsverlages* (Rühl 1965). Rühl hat hier zwar schon die Redaktion zum wissenschaftlichen Thema gemacht, betrachtet diese aber noch aus einer Perspektive, die eine aus Individuen zusammengesetzte Organisation zur Grundlage hat (ebd., S. 392). Diese Perspektive ist wahrscheinlich mit auf den Einfluss Franz Ronnebergers und des Ronneberger-Milieus zurückzuführen. Die Organisationsperspektive war am Ronneberger-Lehrstuhl stark vertreten:

„Es gab besonders am Ronneberger-Lehrstuhl eine ganze Reihe von Diplomarbeiten die ich betreute und andere jüngere Assistentenkollegen, die auch in dieser Richtung gearbeitet haben, mal mehr die Journalistenausbildung, mal mehr die Unterhaltung, aber immer diese Organisation als Produktionsstätte“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 5).

Ronneberger bemühte sich aber auch um neue und alternative theoretische Impulse:

„Die Sozialwissenschaftler der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Erlangen-Nürnberg planten 1966/67 ein multidisziplinäres Großprojekt. Daraus wurde (ab 1970) der DFG-Sonderforschungsbereich 22 „Sozialisations- und Kommunikationsforschung“. Zur Vorbereitung eines grundlagentheoretischen Konzepts waren u.a. Gastvorträge über neuere sozialwissenschaftliche Positionen vorgesehen. Es wurden – die jedenfalls erinnere ich – der Soziologe René König, der Humanethologe Irenäus Eibl-Eibesfeldt, der Publizist Rüdiger Altmann, und Niklas Luhmann, damals Abteilungsleiter an der Sozialforschungsstelle der Universität Münster in Dortmund, (als sozialwissenschaftlicher Geheimitipp) eingeladen.“ (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 22)

Der Kontakt zu Luhmann kam also über Franz Ronneberger zustande. Ronneberger und Luhmann waren beide Juristen und Verwaltungswissenschaftler und hatten deshalb auch gemeinsame Bekannte in Bielefeld, über die der Kontakt vermutlich etabliert wurde. Stuiber nennt diesbezüglich vor allem René König (Stuiber, Anhang, S. 27). Rühl erinnert die Kontakte Ronnebergers im Gespräch:

„Ronneberger hatte mit allen möglichen Leuten Kontakt, unter anderem mit Fritz Morstein-Marx, das war ein Re-Emigrant, der war an der Hochschule für Verwaltung in Speyer tätig. Der machte ihn aufmerksam auf einen jungen Referenten, der aus dem niedersächsischen Kultusministerium kam, namens Niklas Luhmann, der würde dort am Forschungsinstitut tätig sein. Und den traf dann Ronneberger auch in der Sozialforschungsstelle in Dortmund.“ (Rühl/Transkript 1, Anhang, S. 6)

Manfred Rühl weiß, welche wesentliche Rolle Franz Ronneberger bei seiner Entdeckung der funktional-strukturellen Systemtheorie gespielt hat. Rühl schreibt, er hätte sich während seiner Vorbereitungen für die Dissertation auf Anraten Ronnebergers mit den Arbeiten Luhmanns, *Funktionen und Formen formaler Organisation* (1964), *Theorie der Verwaltungswissenschaft* (1966) und den Aufsätzen *Funktion und Kausalität* und *Funktionale Methode und Systemtheorie* auseinandergesetzt (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 21). Im Gespräch sagte er dazu: „Die systemtheoretische Orientierung verdanke ich Franz Ronneberger“ (Rühl/Transkript 1, Anhang, S. 6). Dieses Zitat kann allerdings nicht so weit ausgelegt werden, als hätte Rühl das systemtheoretische Verständnis von Franz Ronneberger übernommen. Vielmehr war Ronneberger der Knotenpunkt, in dem unterschiedliche Einflüsse zusammen gelaufen sind. Auch Stuiber wies im Gespräch darauf hin, dass Ronneberger und Rühl in Bezug auf ihre theoretische Perspektive nicht auf einer Linie waren (Stuiber, Anhang S. 27). Ronneberger nutzte den Systembegriff eher heuristisch (ebd.). Zudem ist hier zu ergänzen, dass die Systemtheorie luhmannscher Prägung am Institut für Politik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Erlangen-Nürnberg als soziologische Theorie in Konkurrenz zu politikwissenschaftlichen Systemtheorien stand. Darunter vor allem die, „von der Kybernetik (erster Ordnung) geprägten Systemtheorien von Karl W. Deutsch, Gabriel A. Almond, Sidney Verba, Ithiel de Sola Pool, Harold D. Lasswell [und] Daniel Lerner“ (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 22).

Auf die zentrale Rolle, die Franz Ronneberger im wissenschaftlichen Leben Manfred Rühls gespielt hat, wird außerdem durch Danksagungen in den beiden Inaugurationsarbeiten Rühls verwiesen (Rühl 1969a, S.12/1979, S. 11; 1980, S. 9). Zudem bezeichnet Rühl selbst Ronneberger als seinen *Mentor* (Rühl 1979, S. 26; Rühl/Transkript 2, Anhang S. 15).

Begegnung mit Niklas Luhmann

Da auf die funktional-strukturelle Systemtheorie nach Niklas Luhmann schon mehrfach als dominanter Theoriebezug der Pionierarbeiten Manfred Rühls verwiesen wurde, ist das Treffen Manfred Rühls mit Niklas Luhmann, das auf Initiative Franz Ronnebergers in Nürnberg stattfand, besonders erwähnenswert.

In der Besprechung der Pionierarbeiten Rühls wurde deutlich, dass die funktional-strukturelle Perspektive dominiert (4.2 *Die Pionierarbeiten*, S. 63-79). Rühl verneinte im Gespräch meine Frage, ob er sich, als er an seiner Habilitationsschrift arbeitete, eines konkreten gesellschaftlichen Auftrages gegenüber sah, mit den Worten: „Da war ich schon zu sehr Luhmann-ianer geworden“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 9). Auch in biografischen Texten, Buchbesprechungen und der neueren Journalistik-Literatur wird die Adaption der Systemtheorie Luhmanns als zentraler Verdienst Rühls gesehen (2.4 *Rechtfertigung der Bezeichnung Manfred Rühls als Pionier*, S. 36-38). Im Gespräch wurde deutlich, dass Ronneberger und Luhmann die Hauptbezugspunkte in Rühls wissenschaftlichem Werdegang sind (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 13-14). Wobei bei Ronneberger eher politisch-praktische Aspekte im Vordergrund standen und Luhmann von Rühl in theoretischer Beziehung herangezogen wurde (ebd., S. 14). Die hier angedeutete Aufteilung der Kompetenzbereiche ist auch sichtbar, wenn man bedenkt dass Rühl die Luhmannsche Perspektive als theoretische Grundlage übernimmt, aber darauf verweist, dass er den Zugang zu Luhmann Franz Ronneberger zu verdanken hat (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 6). Franz Ronneberger habe die funktional-strukturelle Systemtheorie am Institut für Politik- und Kommunikationswissenschaft in Erlangen-Nürnberg eingeführt (ebd.) und einen Austausch im Rahmen eines multidisziplinären Arbeitskreises gefördert (ebd.).

Auf Initiative Ronnebergers hielt Luhmann einen Vortrag in Nürnberg. Der Vortrag sollte der Vorbereitung eines grundlagentheoretischen Konzeptes dienen und fand im Rahmen der Planung eines multidisziplinären Großprojektes statt. Das Projekt wurde 1970 als DFG Sonderforschungsbereich 22 realisiert. Niklas Luhmann, der zu dieser Zeit – „es muss 1966/1967 gewesen sein“ (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 21) – „Abteilungsleiter an der Sozialforschungsstelle der Universität Münster in Dortmund“ (ebd., S. 22) war, wurde als „sozialwissenschaftlicher Geheimitipp“ (ebd.) eingeladen. Auch Prof. Dr. Stuißer erinnerte sich im Interview an diesen Vortrag (Stuißer, Anhang S. 27). Zu diesem Zeitpunkt war die theoretische Entwicklung des Ansatzes bei weitem noch nicht so komplex, wie sie heute ist. Luhmann, „damals [...] noch Handlungstheoretiker“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 8), hinterließ mit seinem innovativen Konzept ein positives Bild beim Publikum.

Rühl bekam nach dem offiziellen Teil des Treffens Gelegenheit Niklas Luhmann persönlich kennen zu lernen:

„Nach Vortrag, Diskussion und Umtrunk ging ich mit Luhmann zum Hotel und fragte neugierig nach gegenwärtigen Arbeiten. Er: ‚Ich arbeite an einer Theorie der Gesellschaft.‘ Die Antwort elektrisierte mich, denn die Sozialwissenschaften der 1960er Jahre wurden - so mein Eindruck - von einer neobehavioristisch gesteuerten Stückwerkforschung beherrscht, deren Daten-Outputs in alle Richtungen davonzufluten drohten. Theorieentwürfe als Forschungsprogramme waren nicht erwünscht. Als ich Luhmanns Antwort dreißig Jahre später im Vorwort zu *Die Gesellschaft der Gesellschaft* wieder fand, diesmal als Vollzugsmeldung, war ich voll der Bewunderung über seine Werkplanung, Energie und das Durchsetzungsvermögen, ohne nennenswerte Förderung ein derart weitgespanntes Vorhaben zu verwirklichen. Niklas Luhmann hat sich – wie vor ihm Hobbes, Kant, Max Weber, Georg Simmel und bestimmt noch andere – die Leitfrage gestellt: Wie ist Ordnung möglich? Im Fall Luhmann kann man, mit verweist auf das vorliegende Gesamtwerk mehrsinnig sagen: So, zum Beispiel.“ (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 22)

Mit diesem Zitat wird deutlich, wie beeindruckt Manfred Rühl zu dieser Zeit von Niklas Luhmann gewesen sein muss – die Begeisterung war auch im Gespräch das im Rahmen dieser Magisterarbeit stattfand deutlich spürbar (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 6-7).

Die Literatur Luhmanns war für die Arbeiten Manfred Rühls – Redaktionsuntersuchung und Theorieentwurf für den Journalismus – außerordentlich hilfreich (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 15). Das persönliche Treffen verstärkte wohl die Achtung vor der Person Niklas Luhmanns als Wissenschaftler. Rühl scheint besonders von dem makro- beziehungsweise metatheoretischen Anspruch Luhmanns nachhaltig beeindruckt. Bereits in *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* (Rühl 1969a) und dort vor allem im Abschnitt „3.1 MASSEN MEDIEN UND INDUSTRIEGESELLSCHAFT“ (Rühl 1969a, S. 24-26), ist eine gesellschaftstheoretische Tendenz erkennbar. In *Journalismus und Gesellschaft. Bestandsaufnahme und Theorieentwurf* (Rühl 1980) ist dieser Anspruch schon im Titel aufgeworfen. Inhaltlich löst Rühl den selbst gestellten Anspruch ein. Er erschließt Journalismus über dessen gesamtgesellschaftliche Funktionen. Seine Journalismustheorie ist damit grundsätzlich als Gesellschaftstheorie konzipiert. In gleichem Maße, wie Rühl hier verstärkt das Thema Kommunikation in Angriff nimmt wächst auch die Bezugnahme auf gesellschaftliche Zusammenhänge.

Der Einfluss der Literatur Luhmanns auf Rühl bezieht sich vor allem auf die Sicht des Gegenstandsbereiches einer „sozialwissenschaftlich betonten Kommunikationswissenschaft“ (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 14) und die Art der Auseinandersetzung mit den identifizierten Gegenständen – also eher auf grundsätzliche theoretische und methodische Perspektiven. Das Treffen mit Luhmann kann aber auch als Motivation und Anstoß für die wissenschaftliche Arbeit Rühls gedeutet werden.

Studienaufenthalt in Amerika

Über seinen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten schreibt Rühl:

„Aufgrund der Einladung des Dekans der Annenberg School of Communications (ASC) der University of Pennsylvania, Professor Dr. George Gerbner, und mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft verbrachte der Verfasser das Studienjahr 1969/70 als Visiting Scholar in den USA, zum Großteil an dem genannten Institut“ (Rühl 1971, S. 1).

Zu dieser Zeit war Rühl bereits vertraut mit der kommunikationswissenschaftlichen Literatur aus Amerika (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 8). Im Gespräch bemerkt Rühl, sich vor allem deshalb für Philadelphia interessiert zu haben, weil die Kommunikationswissenschaft dort besonders innovativ war (ebd.).

George Gerbner wiederum war bemüht, internationale Kontakte aufzubauen und Wissenschaftlern aus aller Welt einen Forschungsaufenthalt in Amerika zu ermöglichen (ebd.).

Es ist hier zu ergänzen, dass sich diese Gelegenheit zu einem wohl attraktiven Zeitpunkt bot. Rühl hatte im Jahr zuvor geheiratet und daraufhin das Institut für Politik- und Kommunikationswissenschaft verlassen.

Während des Studienjahres 1969/1970 konnte Rühl eine amerikanische Kommunikationswissenschaft beobachten, die theoretisch und forschungspraktisch weltweit führend war:

„Da man ohne Übertreibung sagen kann, daß der Stand der amerikanischen Kommunikationswissenschaft einschließlich der universitären Ausbildung von Journalisten in Ausmaß und Vielfalt in Europa, ja in der Welt keine Parallele findet, erbringen Vergleichsversuche im Prinzip wenig“ (Rühl 1971, S. 2).

Während seines Aufenthaltes in Amerika stieß Manfred Rühl auf eine äußerst vielfältige Kommunikationswissenschaft, die sich ihm über Begegnungen mit zahlreichen Wissenschaftlern erschloss:

„Ein breites Spektrum einer ausdifferenzierten Kommunikationswissenschaft eröffneten Gespräche und Diskussionen mit Harold D. Lasswell (Yale), David Riesman (Harvard), Ithiel de Sola Pool und Daniel Lerner (MIT), Kurt Lang (State University of New York), Allen H. Barton und W. Phillips Davison (Columbia), David Manning White (Boston), Morris Janowitz (Chicago), Paul Watzlawik (Palo Alto) und Walter Gieber (San Francisco State College).“ (Rühl/Papier, Anhang S. 20)

Darüber hinaus beschäftigte sich Rühl mit unterschiedlichen Forschungsarbeiten und Ansätzen:

„George Gerbner hatte soeben den Leit-Artikel *Towards ‘Cultural Indicators’: The Analysis of Mass Mediated Public Message Systems* veröffentlicht [...]. Charles R. Wright [...] prüfte sein 1959 vorgelegtes Systemmodell Massenkommunikation in internationalen Vergleichen. Erving Goffman, als Benjamin-Franklin-Professor der

Annenberg School institutionell nur locker verbunden, suchte mit seiner *Interaction Order* nach Regeln der Kommunikation von Angesicht zu Angesicht. Percy H. Tannenbaum, Larry Gross und Dolf Zillmann arbeiteten an dem Arousal-Modell im Rahmen einer Großindustrie [...]. Klaus Krippendorff [...] bearbeitete Probleme der computer-unterstützten Inhaltsanalyse zur Anwendung in „science and art“ [...]. Während meines Aufenthaltes erschien Ray Birdwhistells *Kinesics and Context*, eine Kommunikationstheorie der Körperbewegungen, die Albert und Alice Schefflen in New York klinisch erprobten, und Birdwhistell war bemüht, eine Brücke zu schlagen zu Goffmans *Interaction Order*-Forschung. Mit seiner Filmforschung spürte Sol Worth den Mythen und Wertvorstellungen, Perspektiven und Organisationsformen der Navajos nach, und untersuchte zur gleichen Zeit die ästhetisch-ideologischen Filmsymbiosen Leni Riefenstahls. Mit Robert Lewis Shayons kommunikationspolitischen Untersuchungen des amerikanischen Systems der ‚media as a business‘ stieß ich auf das einzige kommunikationswissenschaftliche Forschungsgebiet, das hinter den Arbeiten Franz Ronnebergers zurücklag.“ (Rühl/Papier, Anhang S. 19-20)

Als besonders beeindruckend empfand Rühl die Tatsache, dass die amerikanischen Forscher ein scheinbar unbegrenztes Feld der Humankommunikation bearbeiteten (ebd., S. 19). Rühl konnte hier also eine inter- oder multidisziplinär orientierte Forschung beobachten, die sich im Gegensatz zur deutschen Kommunikationswissenschaft nicht über bestimmte Medien oder den Bereich der Massenkommunikation, sondern über den Prozess der Kommunikation ganz allgemein als Gegenstand definierte. „Und da hat es natürlich ‚klick‘ gemacht: ‚Das kann man also alles machen, ohne zu sagen, Kommunikationspolitik hier und Filmforschung dort!‘“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 8). In diesem Sinne bemerkt Rühl auch in seinem Erfahrungsbericht von 1971, dass es in Amerika „keinen Konsens darüber [gibt], was alles unter Communications zu subsumieren sei“ (Rühl 1971, S. 4). Wenn klassifiziert wird, so etwa mit der Unterscheidung von *Massenkommunikation*, *allgemeiner Kommunikation in Informationssystemen*, *interpersonaler Kommunikation*, *interkultureller Kommunikation* und *Kommunikation in Organisationen*, so geschehe dies nicht unter Berücksichtigung traditioneller Disziplinen, sondern in einem multidisziplinären Rahmen (ebd.).

Auch die in den USA gebräuchliche Definition von Massenkommunikation sprengt das deutsche Verständnis einzelner Wissenschaftsdisziplinen. Zum Beispiel integriere die amerikanische Massenkommunikationsforschung auch „Werbebereiche, die hierzulande bevorzugte Betätigungsfelder von Psychologen und Betriebswirten sind“ (ebd.). Zudem würden die oben bereits angeführten und voneinander unterschiedenen Kommunikationsbereiche unter einem institutionellen Dach zusammengefasst und „nur sehr formell von der Massenkommunikation getrennt“ (ebd., S. 5)

Der von Manfred Rühl geschilderten multidisziplinären Sichtweise des Gegenstandsbereiches *Kommunikation* entspricht auch eine ausgeprägte Tendenz zu interdisziplinärer Kooperation. Rühl konnte beobachten, dass Historiker, Ethnologen, Soziologen, Psychologen,

Nationalökonomien, Politikwissenschaftler, Elektroingenieure, Computerwissenschaftler und Regionalwissenschaftler an ihren eigenen Instituten kommunikationswissenschaftlich relevante Veranstaltungen abhielten und mit Kollegen der Annenberg School of Communications kooperierten (Rühl 1971, S. 6). Auch die Fakultätsmitglieder der Annenberg School selbst hatten laut Rühl alles andere als eine einheitliche akademische Sozialisation hinter sich. Sie kamen aus der „Soziologie, der Psychologie, der Ethnologie, dem (akademischen und praktischen) ‚Journalism‘, der Literaturwissenschaft, der Philosophie, der Pädagogik, der Kybernetik und Informationstheorie, der Theaterwissenschaft und der Theater-, Film- und Fernsehpraxis“ (Rühl 1971, S. 14).

Hervorzuheben ist also zum einen, dass Rühl in Amerika eine methodisch und theoretisch fortschrittliche Kommunikationswissenschaft beobachten konnte, die sich selbst über den Gegenstandsbereich der *Kommunikation* definierte. Der Bereich der Massenkommunikation stellt im Rahmen einer als „Communications Research“ (Rühl 1971, S. 29) verstandenen Forschung nur einen Teilbereich des Forschungsgebietes dar. Zum anderen betont Manfred Rühl immer wieder die Multidisziplinarität der amerikanischen Forschung.

Hier ist anzusetzen, wenn es darum geht, die Einflüsse des Amerikaaufenthaltes auf die wissenschaftliche Perspektive Manfred Rühls zu untersuchen. Wahrscheinlich wurde Rühl besonders in Bezug auf sein Fachverständnis und seine Sicht des kommunikationswissenschaftlichen Gegenstandsbereiches von der amerikanischen Forschung beeinflusst. Er selbst schreibt diesbezüglich:

„[E]ine breite und tiefgestaffelte kommunikationswissenschaftliche Horizonterweiterung ermöglichte mir erst ein Postdoc-Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), das ermöglichte, einer Einladung des Dekans George Gerbner an die Annenberg School of Communications (ASC) der University of Pennsylvania zu folgen.“ (Rühl/Papier, Anhang S. 19)

In Amerika entwickelte Rühl ein Verständnis von Kommunikationswissenschaft, das die Beschäftigung mit dem Phänomen *Kommunikation*, ungeachtet einzelner Klassifizierungen, in den Mittelpunkt der Forschung rückte (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 8). Eventuell wurzelt hier auch die perspektivische Verschiebung von der Untersuchung eines redaktionellen Handlungssystems in *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* (Rühl 1969a) zur Beschreibung eines journalistischen Kommunikationssystems in *Journalismus und Gesellschaft* (1980).

Auch in Hinblick auf Rühls Plan, „die Journalistenausbildung in der Bundesrepublik Deutschland universitätsreif zu machen“ (Rühl/Papier, Anhang S. 20), war der Aufenthalt sehr ergiebig. Rühl besuchte zu diesem Zweck „Zeitungsredaktionen, Fernseh- und Filmstudios in Chicago, New York, Philadelphia und ‚Hollywood‘“ (ebd.).

Obwohl der Amerika-Aufenthalt also in vielerlei Hinsicht Auswirkungen auf Rühls wissenschaftliche Entwicklung gehabt hat, und Rühl auch theoretische Impulse mit zurück nach Deutschland brachte, müssen doch auch die Grenzen dieses Bezugsmilieus gesehen werden.

Manfred Rühl, der sich vor und nach seinem Amerikaaufenthalt der Journalismusforschung widmete, konnte in Philadelphia kein Interesse für sein damaliges Schwerpunktgebiet finden. „Unmittelbare Kooperationen für mein damaliges Schwerpunktgebiet, die Journalismusforschung, waren nicht zu finden, zumal D. M. White und W. Gieber keine Anschlussuntersuchungen vorhatten“ (Rühl/Papier, Anhang S. 20). Im Gespräch führte Manfred Rühl weiter aus:

„Als ich das zusammenschrieb [Rühl/Papier, Anhang S. 19-20] ist mir aufgefallen, dass da nie die Rede war von Journalismus. Und das ist spezifisch amerikanisch. Es war also nicht so, dass ich mir da schlauerweise einen Sektor herausgegriffen habe. Die amerikanische Kommunikationswissenschaft ist ja in den 40ern entstanden. Da sprach man von ‚Kommunikation‘ während man in den frühen Jahrzehnten von ‚Journalism‘ sprach. Und das war praktizistisch ausgerichtet. Das war ein ‚Training of Journalists‘ an den Colleges und das ist etwas anderes als ‚Journalism Research‘, so wie wir das gemacht haben, ob das nun auf einer Organisations- oder Makroebene passiert ist.“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 9)

Journalismusforschung war in Amerika, zumindest 1969/70, ein „Antithema“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 9). Wohl deshalb gab es damals keine amerikanische Studie, die die Redaktion als Organisation untersuchte – laut Rühls ist dies bis heute so geblieben (ebd., S. 4).

Nichts desto trotz bestärkte und festigte der Amerikaaufenthalt an der Annenberg School of Communications Rühls Entschluss eine Karriere als Kommunikationswissenschaftler zu verfolgen (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 22).

Sonderforschungsbereich 22

Nachdem Rühl Antke Ronneberger geheiratet hatte, musste er wie bereits erwähnt, aus hochschulrechtlichen Gründen das Institut für Politik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Erlangen-Nürnberg verlassen. Er wurde akademischer Rat am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg und übernahm die Leitung des Teilprojektes „Sozialisation von Kommunikatoren“ des 1970 gegründeten Sonderforschungsbereiches 22 „Sozialisations- und Kommunikationsforschung“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft (Rühl/Tabellarischer Lebenslauf, Anhang S. 24). Rühl war hier bis 1973 tätig (Ronneberger 1976, S. 473).

Seine Mitarbeiter und „Partner [...] im Ringen um theoretisch-empirische Probleme“ (Rühl 1980, S. 9) waren Thomas Gruber (inzwischen Intendant des Bayerischen Rundfunks) und Barbara Koller (Bundesagentur für Arbeit) (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 18).

Rühl selbst betont: „Zur Abklärung meiner Absichten und Vorstellungen kam es während der Tätigkeit am Sonderforschungsbereich 22 ‚Sozialisations- und Kommunikationsforschung‘ an der Universität Erlangen-Nürnberg“ (Rühl 1980, S. 9). Manfred Rühl musste hier keinen Lehrauftrag wahrnehmen. Er kam in den Genuss eines relativ großen Freiraumes und hatte daher Gelegenheit und Mittel seine Forschungen voranzutreiben (Stuiber, Anhang S. 26).

Scientific Community

Im wesentlichen ist das soziale Netzwerk Rühls bereits beschrieben. Sicherlich ist Franz Ronneberger die zentrale soziale Figur. Auch die Kontakte aus dem Amerika-Aufenthalt sind Rühl stets wichtig geblieben (Stuiber, Anhang S. 27). Er selbst dankt seinen Kollegen am *Sonderforschungsbereich 22*, Thomas Gruber und Barbara Koller, für ihren Anteil im „Ringen um theoretisch-empirische Probleme“ (Rühl 1980, S. 9).

Im Verlauf des Gespräches mit Manfred Rühl kam auch die Frage auf, ob er sich an Konkurrenz erinnere. In diesem Zusammenhang wurde nochmals deutlich, dass die Situation in der Rühl seine Redaktionsforschung und später Journalismusforschung betrieb, einer Pioniersituation entsprach. Die humorvolle Antwort Rühls, „[d]er zweite Aspekt, wer waren meine Konkurrenten? Tja... Keine! Es gab keine. [lacht] Nein, das ist natürlich abenteuerlich“ (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 18) lässt hierauf schließen. Rühl empfand seine Kollegen also auf der Ebene der Theorieentwicklung nicht als Konkurrenz. Konkurrenz gab es, wenn überhaupt, nur in Bezug auf konkrete Positionen. In diesem Sinne kommen Kommunikationswissenschaftler in Frage, die der Generation Rühls angehörten. In diesem Zusammenhang nennt Rühl Winfried Lerg, Franz Dröge, Michael Schmolke, Peter Glotz, Wolfgang R. Langenbucher, Winfried Schulz und Ulrich Saxer (ebd.).

Auf die Frage, ob die genannte Personen auch die „scientific community“ darstellten, in der Manfred Rühl Ende der 60er und in den 70er Jahren angesiedelt war, verwies Rühl auf die Gründungsurkunde der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK) (<http://www.dgpuk.de>, im Anhang S. 28-29): „das war die scientific community damals“ (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 18). Auch wenn die Namen Franz Ronneberger und Elisabeth Noelle zu ergänzen sind, die damals noch nicht zu den Mitgliedern zählten (ebd.).

In direktem Bezug zur Arbeit Manfred Rühls kann Florian H. Fleck gesehen werden, dem Rühl im Vorwort zur überarbeiteten Auflage seiner Dissertationsschrift für seine Ermutigung

dankt. Diese Ermutigung überzeugte Rühl, „daß die für eine gründliche Überarbeitung und Erweiterung des Buches zu investierende Zeit sinnvoll angelegt ist“ (Rühl 1978. In Rühl 1979, S. 16).

In *Journalismus und Gesellschaft* (Rühl 1980) reflektiert Rühl selbst Einflüsse auf seine Arbeit. Nachdem er die Sonderrolle Franz Ronnebergers betont, und Barbara Koller und Thomas Gruber gedankt hat, nennt er weitere für seine Arbeit wichtige Wissenschaftler:

„Versuche ich abzuschätzen, wessen Anregungen, Rat und Kritik darüber hinaus zum hier behandelten Themenkomplex von besonderem Wert waren, dann sind zu nennen: Ben Bagdikian, George Gerbner, Klaus Krippendorf, Kurt Lang, Harrold D. Lasswell, Jack Lyle, Niklas Luhmann, Denis McQuail, Ithiel De Sola Pool, Ulrich Saxer, Percy H. Tannenbaum und Charles R. Wright.“ (Rühl 1980, S. 9)

Relevant für die Theorieproduktion Rühls waren also neben seines engsten wissenschaftlichen Umfeldes vor allem innovative amerikanische Autoren, von denen Rühl die meisten während seines Amerikaaufenthaltes persönlich kennen lernte. Neben diesen spielten auch die in Deutschland tätigen Wissenschaftler Niklas Luhmann und Ulrich Saxer eine wichtige Rolle. Die in diesem Abschnitt angeführten Namen und getroffenen Schlüsse bestätigen vor allem den Rekurs auf die bisher dargestellten Bezugsmilieus. Zu Ulrich Saxer ist anzumerken, dass Rühl wohl auf Grund seiner theoretischen Nähe auf ihn verweist. Später haben Saxer und Rühl auch gemeinsam veröffentlicht (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 17).

5.3.3 Zusammenfassung

Die Abschnitte 5.3.1 *Außerwissenschaftliche Sozialisation* (S. 98-103) und 5.3.2 *Wissenschaftliche Sozialisation* (S. 103-116) sind zentral, um die theoretische Entwicklung Rühls kontextabhängig zu verstehen. Während zuvor querschnittsartig relativ breite Einflussfaktoren geschildert wurden (5.1 *Gesellschaftlicher Kontext und Theorieproduktion*, S. 81-87; 5.3 *Wissenschaftlicher Kontext und Theorieproduktion*, S. 87-98), verwies ich hier auf einzelne Faktoren, Milieus und Strömungen und deren individuelle Auswirkungen. Es konnte gezeigt werden, welche Wechselwirkungen sich ergeben, sowohl in Beziehung auf eher formale Aspekte der wissenschaftlichen Karriere Rühls, als auch in Bezug auf inhaltliche Aspekte seiner theoretischen Entwicklung. Die Abschnitte wurden schwerpunktmäßig untergliedert und bearbeitet. Trotzdem sollten auch Querverbindungen zwischen den einzelnen Schwerpunktbereichen, wie zum Beispiel dem Bezugsmilieu *Wissenschaftliche Assistenz bei Franz Ronneberger* (5.3.2 *Wissenschaftliche Sozialisation*, S. 106-108) und *Begegnung mit Niklas Luhmann* (ebd., S. 19-110) sichtbar werden.

Rühls wissenschaftliche Entwicklung kann durch die Vita plausibel nachvollzogen werden. So kann die „harte“ Kindheit Rühls auch seinen wissenschaftlichen Arbeitseifer und Fleiß

erklären. Indirekt könnte hier der Grund dafür liegen, dass man ihn heute als „den belesensten und fundiertesten Vertreter unseres Faches“ (Stuiber, Anhang S. 26) bezeichnet.

Mit 16 Jahren war Rühl zum ersten mal in Amerika. Er besuchte eine Highschool und war deshalb in der Lage dazu die amerikanische Sprache und Kultur kennen zu lernen. Barrieren bei der Rezeption amerikanischer Forschungsliteratur waren deshalb herabgesetzt. Dies eröffnete dem Studenten Rühl bereits früh fortschrittliche theoretische und methodische Perspektiven. Journalistische Tätigkeiten, seine wirtschaftlichen Lehrjahre, ein multidisziplinäres Studium und ein zweiter Amerikaaufenthalt nach der Dissertation veränderten und beeinflussten die Rühlsche Sicht des kommunikationswissenschaftlichen Gegenstandsbereiches und führten ihn in Richtung Interdisziplinarität und einer sozialwissenschaftlichen Fundierung.

Besonders Ronneberger und Luhmann hatten einen nachhaltigen Einfluss auf Manfred Rühl. Ronneberger vor allem im Hinblick auf praktische Belange und als persönlicher Mentor, Luhmann eher als theoretischer „Pate“ und wissenschaftliches „Vorbild“.

Die Hochzeit mit Antke Ronneberger beeinflusste nun nicht direkt die theoretische Entwicklung Rühls, veränderte aber seine Beziehung zu Franz Ronneberger und den Verlauf seiner wissenschaftlichen Karriere.

Das Leben und die theoretische Entwicklung Rühls stehen also in Wechselwirkung miteinander. Theoretische Entscheidungen sind, wie gezeigt wurde, durch soziale Milieus begründet.

6 Resumé und Ausblick

Ziel dieser Arbeit war es, den Zusammenhang von Leben, Umwelt und der wissenschaftlichen *Pionierleistung* Manfred Rühls herauszuarbeiten (*1 Manfred Rühl – Ein Pionier der deutschen Kommunikationswissenschaft*, S. 4). Durch die Betrachtung des gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und biographischen Kontextes, vor dessen Hintergrund die Inaugurationsarbeiten Rühls entstanden sind, sollte nachvollzogen werden, „warum ausgerechnet Manfred Rühl Ende der 60er Jahre das Feld der Redaktionsforschung eröffnet, warum er ausgerechnet die funktional-strukturelle Systemtheorie als Möglichkeit zur makrotheoretischen Fundierung adaptiert und so das Gebiet der deutschen Kommunikationswissenschaft erweitert hat.“ (ebd., S. 6).

Theoretisches Vorgehen

Im zweiten Kapitel dieser Arbeit wurden zu diesem Zweck zunächst soziologische und kommunikationswissenschaftliche Arbeiten besprochen, die sich mit der eigenen Fachgeschichte auseinandersetzen. Hier wurde deutlich, dass Fachgeschichte zusehends soziologisiert wird. Soziale Faktoren und Determinanten innerdisziplinärer Entwicklungen – die Seinsgebundenheit theoretischer Entscheidungen – werden zum Forschungsinhalt (*2.1 Problematisierung wissenschaftlicher Geschichtsschreibung*, S. 11-17). In der Kommunikationswissenschaft wird der Wandel der Geschichtsschreibung mit vollzogen, von einer reinen Ideengeschichte, die sich ausschließlich auf die kognitive Ebene beruft, hin zur Berücksichtigung institutioneller und anderer sozialer Faktoren. Die im Abschnitt 2.2 *Zeitgenössische Perspektiven kommunikationswissenschaftlicher Geschichtsschreibung* (S. 18-29) angeführten Arbeiten gehen (in Anlehnung an die zuvor behandelte soziologische Literatur) von einer Verschränkung von Sozial- und Ideengestalt aus. Der Akteur wird zum zentralen Bezugspunkt kommunikationswissenschaftlicher Historiografie. Gerade in einem relativ jungen und kleinen Fach kann man nämlich davon ausgehen, dass der einzelne Forscher maßgeblich an der theoretischen (und institutionellen) Entwicklung seines Faches beteiligt ist (Kutsch/Pöttker 1997, S. 10; Meyen 2004, S. 194).

Da in der hier vorliegenden Magisterarbeit von der Initiation einer Binnendifferenzierung durch die Pionierleistung Manfred Rühls ausgegangen wurde, war es notwendig den Prozess wissenschaftlicher Entwicklung theoretisch zu fundieren und die Rolle des einzelnen Akteurs dabei genauer zu beleuchten. Zu diesem Zweck wurde das Evolutionsmodell Niklas Luhmanns und das Spezialisierungs-Modell Peter Weingarts herangezogen. In Abschnitt 2.3.3 *Der Pionier als Akteur im Differenzierungsprozess* (S. 34-36) konnte ein Konzept

wissenschaftlicher Entwicklung erarbeitet werden, das den einzelnen, in unterschiedliche Zusammenhänge eingebundenen Akteur voraussetzt. Damit war der Nachvollzug der Pionierleistung Manfred Rühls über den Bezug auf seine Biografie und unterschiedliche Sozialisationsmilieus theoretisch begründet.

Daraufhin rechtfertigte ich die Bezeichnung Rühls als *Pionier*. Mit Aussagen prominenter Vertreter aus der Journalistik und Redaktionsforschung wurde gezeigt, dass die von Rühl eingeführten Innovationen auf allen von Peter Weingart differenzierten Bereichen fachinterner Spezialisierung – Theorie, Methode und Gegenstandsbereich – zum tragen kommen (2.4 *Rechtfertigung der Bezeichnung Manfred Rühls als Pionier* S. 36-38).

Schließlich wurde ein Kategoriensystem entwickelt und gemäß des in *Abbildung 1* (S. 35) dargestellten Modells gegliedert. Bei der Differenzierung der Unterkategorien fanden die besprochenen historiografischen Arbeiten aus Soziologie und Kommunikationswissenschaft Beachtung. Das Kategoriensystem sollte die Bearbeitung der im Verlauf der Arbeit herangezogenen Quellen strukturieren.

Ergebnisse

Der Ergebnisteil dieser Arbeit ist zweigeteilt. Kapitel 4 *Manfred Rühl – Ein Pionier der deutschen Kommunikationswissenschaft* (S. 57-79) fokussiert den Lebensverlauf Manfred Rühls. Die Darstellung der *Pionierarbeiten* bestätigte werkimmanent die Titulierung Rühls als *Pionier*. In Kapitel 5 *Kontextualisierung* (S. 80-117) finden sich eingehende Betrachtungen der in *Abbildung 1* (S. 35) dargestellten Kontexte.

Es hat sich gezeigt, dass die Entstehung der Inaugurationsarbeiten Manfred Rühls in einem sehr komplexen und wechselseitig beeinflussten Zusammenhang zu betrachten ist.

Gesamtgesellschaftliche Faktoren wie eine medienskeptische Grundhaltung in der Gesellschaft (5.1.1 *Zeitgeist*, S. 81-83), ein Wandel des Mediensystems durch Technisierung und Differenzierung (5.1.2 *Mediensystem im Wandel*, S. 83-84), medienpolitische Kontroversen (5.1.3 *Medienpolitische Kontroversen*, S. 84-85) und Forderungen von Seiten der journalistischen Praxis (5.1.4 *Wissenschaft und journalistische Praxis*, S. 86) wirken im Hintergrund auf die Theorieproduktion Manfred Rühls. Rühl ist sich dieser Faktoren durchaus bewusst und nimmt in seinen Arbeiten direkt Stellung dazu.

Auf der Ebene des kommunikationswissenschaftlichen Kontextes (5.2.1 *Die deutsche Kommunikationswissenschaft in den 60er und 70er Jahren*, S. 87-91) sei erinnert, dass die deutsche Kommunikationswissenschaft Ende der 60er und Mitte der 70er Jahre theoretisch und methodisch nicht mit modernen (nationalen und internationalen) wissenschaftlichen Standards mithalten konnte. Dennoch kündigte sich ein Wachstum des Faches an.

Es wurde gezeigt, dass Rühls Dissertationsschrift tatsächlich einen vollkommen neuen Ansatz in die Kommunikationswissenschaft einführte. Rühl konnte sich weder an der deutschen, noch an der amerikanischen Literatur unseres Faches orientieren. Der Gegenstandsbereich der Redaktion als Organisation war zu diesem Zeitpunkt gänzlich unbekannt. Rühl fand aber fachexterne Arbeiten aus der Organisationssoziologie und schließlich auch den für ihn besonders vielversprechenden Ansatz der funktional-strukturellen Systemtheorie nach Niklas Luhmann. Im Zuge des fachinternen Wachstums und der zunehmenden Internationalisierung und interdisziplinären Ausrichtung des Faches orientierte sich die Kommunikationswissenschaft auch verstärkt an der Empirie. Die Wirkungsforschung wurde in diesem Zusammenhang forciert. Dies geschah auf Kosten der Theorieforschung. Im Fach wurden isolierte Einzelergebnisse produziert – es fehlte eine grundlagentheoretische Basis zu deren Integration. In den 70er Jahren gewann die Journalismusforschung nach der Initialstudie Rühls an Bedeutung. Besonders auf Grund von Bemühungen aus der Praxis, einen universitären Ausbildungsstandard zu institutionalisieren, interessierten Ergebnisse bezüglich der inneren Struktur von Redaktionen.

Weiter konnte gezeigt werden, dass die Habilitationsschrift Rühls auch als Therapieversuch geschrieben wurde. In Abgrenzung zu etablierten normativen Perspektiven der damaligen Kommunikationswissenschaft entwickelt Manfred Rühl hier eine systemtheoretisch orientierte Grundlegung des Journalismus, die modernen wissenschaftlichen Standards entspricht. Der Theorieentwurf sollte als integrative Basis für zukünftige Forschungsarbeiten dienen und so helfen, das Dilemma der damaligen Forschung zu überwinden.

Abschnitt 5.2.2 *Inhaltliche Bestimmungen* (S. 91-96) bezog sich wieder konkret auf die Perspektive Rühls. Thematisiert wurden Wechselwirkungen zwischen theoretisch-methodischen Positionen Manfred Rühls, seinem Wirklichkeitsverständnis (Gesellschaftsbild, Menschenbild und Kommunikationsverständnis) und Wissenschaftsverständnis (Erkenntnistheorie und Fachverständnis). Dabei traten konkrete theoretische und methodische Bezüge hervor. Es stellte sich heraus, dass die systemtheoretische Perspektive nach Luhmann der dominante Einfluss auf Rühls Theorieproduktion ist. Außerdem wies ich nach, dass zwischen konkreten theoretischen und methodischen Positionen und der Sicht des Gegenstandsbereiches, Wirklichkeits- und Wissenschaftsverständnis Wechselwirkungen bestehen. Theorie, Wirklichkeitsbild und Wissenschaftsverständnis stabilisieren und verstärken sich wechselseitig. In den genannten Bereichen konnte zudem eine Entwicklung festgestellt werden. Diese Entwicklung kann als perspektivische Veränderung einsichtig gemacht werden, von der *Redaktion als Handlungssystem* zu *Journalismus als*

Kommunikationssystem. Damit verbunden entwickelt sich ein gesellschaftstheoretischer Anspruch, der die Weltgesellschaft als Bezugspunkt setzt.

Abschnitt 5.3 *Biografischer Kontext und Theorieproduktion* (S. 98-117) identifiziert konkrete Sozialisationsmilieus, denen ein Einfluss auf theoretische Entscheidungen Manfred Rühls zugesprochen werden kann. Entlang biografischer Daten wurden außerwissenschaftliche (5.3.1 *Außerwissenschaftliche Sozialisation*, S. 98-103) und wissenschaftliche Bezugsmilieus (5.3.2 *Wissenschaftliche Sozialisation*, S. 103-116) ermittelt und in ihren Wechselwirkungen zur Theorieproduktion betrachtet. So konnte beschrieben werden, dass die Kindheit (5.3.1 *Außerwissenschaftliche Sozialisation*, S. 99) Manfred Rühls, sein erster Amerikaaufenthalt als Schüler (ebd., S. 99-100), seine journalistische Berufserfahrung (ebd., S. 100-101), Lehrzeit (ebd., S. 101-102) und sein familiäres Milieu (ebd., S. 102-103) zu den Einflussfaktoren für die Entstehung der Pionierarbeiten zählen. Neben diesen außerwissenschaftlichen Faktoren ging es um die Studienzeit Rühls (5.3.2 *Wissenschaftliche Sozialisation*, S. 104-105), seine Zeit als Verwalter einer Assistentenstelle (ebd., S. 106), die Assistenz bei Franz Ronneberger (ebd., S. 106-108), den Einfluss Niklas Luhmanns (ebd., S. 109-110), Rühls zweiten Amerikaaufenthalt als *Scholar in Residence* (ebd., S. 111-114), seine Tätigkeit am Sonderforschungsbereich 22 (ebd., S. 114-115) und das soziale Netzwerk, die *scientific community* Rühls (ebd., S. 115-116). Insgesamt konnten vor allem Einflüsse auf die theoretische Perspektive, das Fachverständnis und die Sicht des Gegenstandsbereiches ausgemacht werden.

Kritik

Im nachhinein hat sich der hier verwendete theoretische Ansatz als durchaus ertragreich herausgestellt. Es sei allerdings nicht verschwiegen, dass sich im Verlauf der Arbeit vereinzelt Probleme ergeben haben. Die größten Schwierigkeiten bereitete die sinnvolle Eingrenzung der Untersuchungsdimensionen *Gesellschaftlicher Kontext* und *Wissenschaftlicher Kontext*. Diese Arbeit grenzt die Bearbeitung der Kontexte durch die in den Quellen (3.2.2 *Quellenauswahl*, S. 49-52; 3.2.3 *Quellenkonstruktion*, S. 52-54) enthaltenen Verweise ein. Es ist allerdings äußerst fraglich, ob damit wirklich alle relevanten gesellschaftlichen Faktoren und fachinternen Entwicklungen erfasst werden konnten. Jedes andere Vorgehen hätte allerdings den Rahmen einer Magisterarbeit weit überschritten.

Der zweite Kritikpunkt ist konzeptioneller Natur. Hier wurden beide Inaugurationsarbeiten Manfred Rühls als Pionierarbeiten untersucht. Im Vergleich von *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* (Rühl 1969a) und *Journalismus und Gesellschaft. Bestandsaufnahme und Theorieentwurf* (Rühl 1980) konnte allerdings eine Entwicklung

beobachtet werden. Es war aus Platzgründen nicht möglich in dieser Magisterarbeit einen detaillierten Vergleich der unterschiedlichen Kontexte in Bezug auf Dissertations- und Habilitationsschrift zu liefern.

Meines Wissens gibt es keine sinnvolle standardisierte Methode zur Erfassung und Auswertung biografischen Materials. Hier wurde in Orientierung an der qualitativen (strukturierenden) Inhaltsanalyse Mayrings (3.3 *Auswertung*, S. 54-55) gearbeitet. Der Spielraum bei der Auswahl entsprechender Textstellen, deren Einordnung und Auswertung wurde grundsätzlich aber als relativ groß empfunden. Eine exakte Dokumentation in Auswertungstabellen sorgt für Transparenz, ohne den Vorteil der Offenheit einzuschränken.

Schließlich sei nochmals darauf verwiesen: Das hier verfolgte Ziel bestand nicht darin, zu beweisen, dass wissenschaftliche Entwicklungen sozial determiniert sind. In dieser Arbeit war stets darauf verwiesen, dass von komplexen, sich gegenseitig beeinflussenden und verstärkenden Wechselwirkungen zwischen den Bereichen auszugehen sei. Dies hat sich in dem hier vorliegenden Fall bestätigt. Es gibt weder Anhaltspunkte dafür, von einer „absoluten“ Determinierung der kognitiven Ebene über die soziale Ebene auszugehen. Noch scheint die Annahme einer reinen kognitiven Entwicklung einer vom weltlichen losgelösten Wissenschaft vor dem Hintergrund dieser Arbeit sinnvoll. Offen bleibt allerdings, ob man das *kreative Subjekt* wirklich außen vor lassen sollte. Zwar verlangen die hier angeführten Ergebnisse nicht, es in das theoretische Modell einzuführen, umgekehrt verlangen sie aber auch nicht, es zu verwerfen.

Ausblick

Eingangs erwähnte ich, dass diese Magisterarbeit als fachinterne Reflexionsleistung betrachtet werden kann. Aus diesem Anspruch heraus ist die ausführliche Auseinandersetzung mit zeitgenössischen historischen Arbeiten aus der Kommunikationswissenschaft gerechtfertigt (2.2 *Zeitgenössische Perspektiven kommunikationswissenschaftlicher Geschichtsschreibung*, S. 18-29). Gerade in einer beschleunigten Zeit, in der auch wissenschaftliche Ergebnisse schneller zu altern scheinen, haben sich einzelne Disziplinen die Frage zu stellen, ob ihre Theorien, Methoden und Perspektiven überhaupt noch „up-to-date“ sind. Zu diesem Thema äußern sich die Autoren Stephan Alexander Weichert, Andreas Hepp, Irene Neverla, Horst Pöttker und Carsten Schicha im Rahmen der Rubrik „Debatte: Wie aktuell soll Wissenschaft sein?“ der Zeitschrift *Aviso* (Nr. 38, Februar 2005, S. 4-12). Eine Wissenschaft, die Forschungsarbeiten über die „Qualitätsdimension *Innovation*“ (Pöttker 2005, S. 9) beurteilt, verlangt geradezu nach einer Auseinandersetzung mit der Entstehung von Pionierleistungen. Natürlich kann diese Arbeit hier nicht den Anspruch vertreten, über den Bezugspunkt

„Manfred Rühl“ hinaus, entsprechende Geltung zu besitzen. In einem Vergleich mit anderen Einzelfallanalysen innovativer Vertreter unseres Faches, eventuell auch über nationale und disziplinäre Grenzen hinweg, könnte der Entstehungsprozess wissenschaftlicher Innovationen aber näher untersucht werden.

Ebenfalls als äußerst sinnvoll erscheint zu diesem Zeitpunkt eine eingehende Untersuchung der Wechselbeziehung zwischen gesellschaftlichem Kontext und Disziplingeschichte – auch unabhängig von einzelnen Akteuren.

Schließlich würde ich gerne auf der Grundlage dieser Arbeit erneut mit Manfred Rühl ins Gespräch kommen. Es könnte geklärt werden, inwiefern in dieser Arbeit aus der Perspektive Manfred Rühls heraus tatsächlich relevante Ergebnisse produziert wurden. Darüber hinaus könnte das Kategoriensystem variiert werden. Das langfristige Ziel bestünde darin, gesicherte Erkenntnisse über den Entstehungsprozess wissenschaftlicher Innovationen zu erhalten und vor allem mehr über die Relevanz sozialer und institutioneller Faktoren zu erfahren.

Literaturverzeichnis und Quellenangaben

Altmeppen, Klaus-Dieter (1999): Redaktionen als Koordinationszentren. Beobachtungen journalistischen Handelns. Opladen, Westdeutscher Verlag

Averbeck, Stefanie (1999): Kommunikation als Prozeß. Soziologische Perspektiven in der Zeitungswissenschaft 1927-1934. Münster, Lit

Averbeck, Stefanie/Kutsch, Arnulf (2002): Thesen zur Geschichte der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft 1900 – 1960. In: Medien & Zeit 17. Jahrgang 2002, S. 57-66

Baumann, Heide/Schwender, Clemens (Hrsg.) (2000): Kursbuch Neue Medien 2000. Ein Reality-Check. Stuttgart, DVA

Bentele, Günter/Hesse, Kurt R. (1994): Einleitung. In: Bentele, Günter/Hesse, Kurt R. (Hrsg.): Publizistik in der Gesellschaft. Festschrift für Manfred Rühl. Konstanz, Universitätsverlag Konstanz, S. 9-12

Blöbaum, Bernd (2003): Manfred Rühl 70 Jahre. In: Publizistik 48. Jahrgang 2003, S. 478

Blöbaum, Bernd (2002): Manfred Rühl (1969): *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System*. Bielefeld: Bertelsmann Universitätsverlag. 205 Seiten. – 2., erweiterte Auflage: Freiburg (Schweiz): Universitätsverlag 1979. 317 Seiten. In: Holtz-Bacha, Christina/Kutsch, Arnulf (Hrsg.): Schlüsselwerke für die Kommunikationswissenschaft. Wiesbaden, Westdeutscher Verlag, S. 380-383

Blöbaum, Bernd (1994): Journalismus als soziales System: Geschichte, Ausdifferenzierung und Verselbständigung. Opladen, Westdeutscher Verlag

Bohrmann, Hans (1987): *Dirk Käsler: Die frühe deutsche Soziologie 1909-1934 und ihre Entstehungsmilieus*. Eine wissenschaftssoziologische Untersuchung. Opladen: Westdeutscher Verlag 1984. In: Publizistik 32. Jahrgang 1987, S. 391-392

Fabris, Hans Heinz (1970): Manfred Rühl: *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System*. Bielefeld 1969. In: Publizistik 15. Jahrgang 1970, S. 83-84

Faulstich, Werner (2005): „Ich wünschte mir, dass man die Päpste mal provoziert“ (Leserbrief). In: Aviso Nr. 38, Februar 2005, S. 3

Garz, Detlef/**Kraimer**, Klaus (1991): Qualitativ-empirische Sozialforschung im Aufbruch. In: Garz, Detlef/Kraimer, Klaus (Hrsg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung: Konzepte, Methoden, Analysen. Opladen, Westdeutscher Verlag. S. 1-33

Hauptert, Bernhard (1991): Vom narrativen Interview zur biographischen Typenbildung. In: Garz, Detlef/Kraimer, Klaus (Hrsg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung: Konzepte, Methoden, Analysen. Opladen, Westdeutscher Verlag. S. 213-254

Hesse, Kurt (1994): Zur Autopoiesis einer Festschrift. Eine kleine persönliche Reminiszenz. In: Bentele, Günter/Hesse, Kurt R. (Hrsg.): Publizistik in der Gesellschaft. Festschrift für Manfred Rühl. Konstanz, Universitätsverlag Konstanz, S. 303-307

Hirzinger, Maria (1991): Biographische Medienforschung. Wien, Böhlau

Hömberg, Walter (1999): Vielseitiger Komplexitätsartist. Manfred Rühl 65 Jahre. In: Publizistik 44. Jahrgang 1999, S. 97-99

Hohlfeld, Ralf (2003): Journalismus und Medienforschung. Konstanz, UVK

Hoyningen-Huene, Paul (1989): Die Wissenschaftsphilosophie Thomas S. Kuhns. Rekonstruktion und Grundlagenprobleme. Braunschweig, Vieweg

Kaesler, Dirk (1984): Die frühe deutsche Soziologie und ihre Entstehungsmilieus. Eine wissenschaftssoziologische Untersuchung. Opladen, Westdeutscher Verlag

Kelle, Udo/**Kluge**, Susanne (2001): Einleitung. In: Kelle, Udo/Kluge, Susanne (Hrsg.): Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung. Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebenslauf- und Biographieforschung. Weinheim, Juventa Verlag

Kohring, Matthias (1997): Die Funktion des Wissenschaftsjournalismus: ein systemtheoretischer Entwurf. Opladen, Westdeutscher Verlag

- Kuhn, Thomas S. (1962):** The Structure of Scientific Revolutions. Chicago: University Press
- Kuhn, Thomas S. (1973):** Postskript – 1969 zur Analyse der Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. In: Weingart, Peter (Hrsg.): Wissenschaftssoziologie I. Wissenschaftliche Entwicklung als sozialer Prozeß. Frankfurt, Athenäum
- Kuhn, Thomas S. (1981):** Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt, Suhrkamp
- Kutsch, Arnulf/Pöttker, Horst (1997):** Kommunikationswissenschaft – autobiographisch.
- Lamnek, Siegfried (1995a):** Qualitative Sozialforschung. Band 1. Methodologie (3., korrigierte Auflage). Weinheim, Psychologie Verlags Union
- Lamnek, Siegfried (1995b):** Qualitative Sozialforschung. Band 2. Methodologie (3., korrigierte Auflage). Weinheim, Psychologie Verlags Union
- Lepenies, Wolf (1981):** Einleitung. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität der Soziologie. In: Lepenies, Wolf (Hrsg.): Geschichte der Soziologie. Band 1. Frankfurt, Suhrkamp, S. I-XXXV
- Löblich, Maria (2004):** Das Menschenbild in der Kommunikationswissenschaft. Münster, Lit
- Löffelholz, Martin (2003):** Kommunikatorforschung: Journalistik. In: Bentele, Günter/Brosius, Hans-Bernd/Jarren, Otfried (2003), Öffentliche Kommunikation. Handbuch Kommunikations- und Medienwissenschaft. Wiesbaden, Westdeutscher Verlag
- Lorenz, Dagmar (2002):** Journalismus. Stuttgart, Metzler
- Luhmann, Niklas (1964a):** Funktionen und Folgen formaler Organisation. Schriftenreihe der Hochschule Speyer, Band 20, Berlin
- Luhmann, Niklas (1964b):** Funktionale Methode und Systemtheorie. In: Soziale Welt Nr. 15 1964, S. 1-25

Luhmann, Niklas (1964c): Lob und Routine. In: Verwaltungsarchiv Nr. 55 1964, S. 1-33

Luhmann, Niklas (1964d): Zweck – Herrschaft – System. Grundbegriffe und Prämissen Max Webers. In: Der Staat Nr. 3 1964, S. 129-158

Luhmann, Niklas (1966): Reflexive Mechanismen. In: Soziale Welt Nr. 17 1966, S. 1-23

Luhmann, Niklas (1973): Zweckbegriff und Systemrationalität. Über die Funktion von Zwecken in sozialen Systemen. Frankfurt, Suhrkamp

Luhmann, Niklas (1990): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt, Suhrkamp

Luhmann, Niklas (1998): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt, Suhrkamp

Marcinkowski, Frank (1993): Publizistik als autopoietisches System. Politik und Massenmedien. Eine systemtheoretische Analyse. Opladen, Westdeutscher Verlag

Mayring, Philipp (2002): Einführung in die Qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken (5. überarbeitete Auflage). Weinheim, Beltz

Meyen, Michael (2004a): Wer wird Professor für Kommunikationswissenschaft und Journalistik? Ein Beitrag zur Entwicklung einer Wissenschaftsdisziplin in Deutschland. In: Publizistik 49. Jahrgang 2004, S. 194-206

Meyen, Michael (2004b): Vorwort des Reihenherausgebers. In: Meyen/Löblich (Hrsg.): 80 Jahre Zeitungs- und Publizistikwissenschaft in München. Bausteine zu einer Institutsgeschichte. Köln, Halem, S. 7-8

Meyen, Michael/Löblich, Maria (2004): Warum Institutsgeschichte, warum Bausteine, warum gerade diese? Eine Einführung. In: 80 Jahre Zeitungs- und Publizistikwissenschaft in München. Bausteine zu einer Institutsgeschichte. Köln, Halem, S. 9-19

Popper, Karl R. (1959): The logic of scientific discovery. London, Hutchinson

Pöttker, Horst (2005): Nicht so hastig. Zeitliche Aktualität hat nichts mit Innovation zu tun.
In: Aviso Nr. 38 Februar 2005, S. 9-10

Rapaport, Anatol/**Horvath**, William J. (1959): Thoughts on organization theory. In: General Systems Nr. 4 1959, S. 87-91

Ronneberger, Franz (1968): Vorwort des Herausgebers. In: Rühl, Manfred (1969a), S. 8-12

Ronneberger, Franz (1970): Was Kommunikationsforschung mit Politik zu tun hat. In: Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Zeitungswissenschaft (Hrsg.): Publizistik, Zeitungswissenschaft, Communication Research, Journalism. Dokumentation 1970. Konstanz, Universitäts-Druckerei, S. 61-67

Ronneberger, Franz (1976): Manfred Rühl Professor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Hohenheim. In: Publizistik 21. Jahrgang, S. 473

Rühl, Manfred (1965): Zur sozialen Struktur des Zeitungsverlages. In: Publizistik 10. Jahrgang 1965, S. 391-403

Rühl, Manfred (1968): Die soziale Organisation der Zeitungsredaktion. In: Emil Dovifat, Karl Bringmann (Hrsg.): Journalismus, Bd. 4. Düsseldorf, Rheinisch-Bergische Verlagsanstalt, S. 67-75

Rühl, Manfred (1969a): Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System. Bielefeld, Bertelsmann

Rühl, Manfred (1969b): Systemdenken und Kommunikationswissenschaft. In: Publizistik 14. Jahrgang 1969, S. 185-206

Rühl, Manfred (1971): Lehre und Forschung in der Kommunikationswissenschaft der USA. Ein Erfahrungsbericht. (Als Kopie im Anhang)

Rühl, Manfred (1978): Vorwort zur zweiten Auflage. In: Rühl, Manfred (1979), S. 13-16

Rühl, Manfred (1979): Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System. Freiburg, Universitätsverlag

Rühl, Manfred (1980): Journalismus und Gesellschaft. Bestandsaufnahme und Theorieentwurf. Mainz, Hase & Koehler

Saxer, Ulrich (1980): Manfred Rühl: Journalismus und Gesellschaft. Bestandsaufnahme und Theorieentwurf. Mainz 1980. In: Publizistik 25. Jahrgang 1980, S. 396-397

Saxer, Ulrich (1994): Manfred Rühl 60 Jahre. In: Publizistik 39. Jahrgang 1994, S. 91-92

Stölting, Erhard (1986): Akademische Soziologie in der Weimarer Republik. Berlin, Duncker & Humbolt

Weingart, Peter (1976): Wissensproduktion und soziale Struktur. Frankfurt, Suhrkamp

Weingart, Peter (2003): Wissenschaftssoziologie. Bielefeld, Transcript

Weischenberg, Siegfried (1980): Manfred Rühl: Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System, Freiburg/Schweiz 1979. In: Publizistik 25. Jahrgang 1980, S. 394-396

Weischenberg, Siegfried (1992): Journalistik. Theorie und Praxis aktueller Medienkommunikation. Band 1: Mediensysteme, Medienethik, Medieninstitutionen. Opladen, Westdeutscher Verlag

Ohne Kennzeichnung des Verfassers:

Geleitwort zur Schriftenreihe. In: Rühl, Manfred (1969a), S. 7-8

Manfred Rühl an die Universität Bamberg berufen. In: Publizistik 28. Jahrgang 1983, S. 588

Internet (Stand: 30.03.2005):

Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft:

Gründungsurkunde. Abrufbar unter <http://www.dgpuk.de>; im Anhang S. 30-31

Rühl, Manfred: Tabellarischer Lebenslauf. Abrufbar unter

<http://www.uni-bamberg.de/split/kowi/mitarbeiter/@ruehl.htm>; im Anhang S. 26-27

Rühl, Manfred: Publikationen. Abrufbar unter

<http://www.uni-bamberg.de/split/kowi/mitarbeiter/ruehlpub.htm>, im Anhang S. 30-42

Rühl, Manfred: Positioning Journalism Research in World Society. Abrufbar unter

<http://www.uni-bamberg.de/split/kowi/mitarbeiter/ruehlprojektA.htm>

Rühl, Manfred: Alltagspublizistik. Abrufbar unter

<http://www.uni-bamberg.de/split/kowi/mitarbeiter/ruehlprojektB.htm>

Anhang

Teil 1: Quellen

Transkript 1: Interview mit Prof. Dr. Dr. Manfred Rühl vom 11.01.2005.....	1
Transkript 2: Interview mit Prof. Dr. Dr. Manfred Rühl vom 04.01.2005	12
Papier mit schriftlichen Ergänzungen zum Interview vom 04.01.2005	18
Biografische Anmerkungen.....	20
Tabellarischer Lebenslauf (http://www.uni-bamberg.de/split/kowi/mitarbeiter/@ruehl.htm)	23
Gedächtnisprotokoll zum Gespräch mit Prof. Dr. Stüiber vom 25.02.2005.....	25
Gründungsurkunde der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK) als Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Zeitungswissenschaft (DGPuZ) am 29.10.1963 (http://www.dgpuk.de).....	27
Rühl, Manfred: Publikationen. (http://www.uni-bamberg.de/split/kowi/mitarbeiter/ruehlpub.htm)	29
Rühl, Manfred (1971): Lehre und Forschung in der Kommunikationswissenschaft der USA. Ein Erfahrungsbericht. [ist nur im gedruckten Anhangsband enthalten].....	42

Transkript 1: Interview mit Prof. Dr. Dr. Manfred Rühl vom 11.01.2005

geführt in Nürnberg

Interviewer: Andreas Scheu

Herr Rühl wurde zu Beginn des Interviews über die Person des Interviewers und über den Zweck des Interviews aufgeklärt. Es wurde außerdem thematisiert, dass das Interview aufgezeichnet und später transkribiert würde. Schließlich wurde auch grob auf die zu erfragenden Themenfelder hingewiesen.

AS: Herr Rühl, erzählen Sie mir doch bitte, welches die wichtigsten Stationen in ihrem Leben, vor allem aber in ihrem Privatleben waren, bis zum Zeitpunkt ihrer Dissertation.

MR: Also, in komprimierter Fassung: Ich wurde 1933 geboren, war mit dreieinhalb Jahren Halbwaise, mein Vater starb, kam 1940 in die Schule. Das war schon die Zeit, in meiner Geburtsstadt Nürnberg, während derer wir Fliegerangriffe hatten. Noch nicht in der Dichte, aber doch für die Schulbildung eines Kindes mit wichtigen Unterbrechungen. Ich habe mehrere Schulen besucht, weil die vorhergehenden zerstört wurden. Dann wurden wir 1943/44 evakuiert, da kamen Frauen und Kinder aufs Land. Wir waren im westlichen Mittelfranken und haben dort das Kriegsende erlebt. Kurz vor Kriegsende, im September '44 bin ich in die damalige Oberrealschule in Offenheim gekommen, war da aber nur ein halbes Jahr, denn im April wurden wir besetzt und die Schule blieb dann geschlossen. Die Lehrer waren alle in der NSDAP und waren zu entnazifizieren. Kurzum, es gab keinen Schulunterricht. Aber es gab Bedingungen, sich am Leben zu erhalten und auf der anderen Seite waren die Bauern ohne Arbeitskräfte. Sie hatten Fremdarbeiter, die nach 1945 wieder weg gingen, meist in ihre Heimat. Kurzum, ich war dann ein Jahr lang Bauernknecht, wenn man so will, aus besagten Gründen. Wir kehrten dann 1946 nach Nürnberg zurück. Da gab es eine Übergangsklasse, wir wurden, nach heutiger Rechnung, so in die siebte Jahrgangsstufe eingeführt, waren aber ein Sammelsurium von Schülern aus Flüchtlings- und Vertriebenkreisen – ausgebombte Nürnberger, die zurück kamen. Das war aber doch die einzige Chance noch auf eine höhere Schule zu gelangen. Dann hatte ich 1950 das Glück ausgewählt zu werden für ein Stipendium an einer Highschool, das dann in Dayton/Ohio stattfand. Das war ein ganz wichtiges Jahr für mich. Aus diesem zerbombten, sich sozusagen aus den Ruinen gerade wieder belebenden Deutschland, in ein, nun nicht reiches aber gleichwohl von den Kriegsereignissen doch unbeflecktes Amerika, in den Mittleren Westen zu kommen. Stabile Familienverhältnisse und stabile Schulverhältnisse. In denen ich wohl nicht das Programm meiner Schule, mit einem Dutzend Fächern zu absolvieren hatte, aber doch sehr intensiv Englisch, englische Literatur, Amerikanische Staatsbürgerkunde betrieb. Und mir vor allen Dingen dann einen Einblick in die englisch/amerikanische Literatur gab, und einen Zugang zur Sprache, und über die Sprache zur Kultur, die dann später, als ich das Ganze dann aus wissenschaftlicher und kommunikationswissenschaftlicher Sicht betrachtete, da natürlich ganz andere – sagen wir mal bei der „Gatekeeper-Forschung“ – Hintergründe aktivieren konnte, als reine, auf Zahlen reduzierte Sozialverhältnisse, Sachverhältnisse und Zeitbereiche.

Ich kam dann 1951 wieder nach Deutschland zurück, habe 1953 Abitur gemacht und anschließend eine Lehre als Industriekaufmann. Ich hatte als Gasthörer an der Universität Erlangen schon ein paar Kurse belegt und es war dann sehr bald ersichtlich, dass ich nicht wie zunächst intendiert diese Lehre mache, um ins Ausland zu gehen, für diese Firma. Die hatten

gerade in Lateinamerika ein, naja, die expandierten halt. Das Wirtschaftswunder war angekündigt und ich sollte, wollte dabei sein. Ich habe dann aber doch gemerkt, nach dieser sehr erfahrungsreichen Lehrzeit in einer überschaubaren Unternehmung, die heute weit größer und international verflochten ist, damals waren in jeder Abteilung so ein, eineinhalb Leute beschäftigt, also man bekam einen guten Ein- und Überblick, wie ein Unternehmen strukturiert ist und funktioniert. Ich war dann nach Abschluss der Lehrzeit Kaufmannsgehilfe und habe mit dem Studium der Wirtschaftswissenschaften insbesondere Volkswirtschaftslehre begonnen. Vorher hatte ich als Geldbeschaffungsprogramm, Stipendien waren ja außer den besagten keine zu haben, es gab ja keine Stiftungen, es ist ja alles noch am Boden gelegen, als Werksstudent gejobbt. Diese Tätigkeit hat mir unter anderem zu dem Job eines Redaktionsboten an Sonntagen verholfen. Dann wurde ich Aufnahmekraft beim damaligen „Sportmagazin“ und heutigen „Kicker“. Nach dieser Tätigkeit bin ich dann aufgestiegen und wurde Sonntagsredakteur. Aber da hatte ich nun schon Einblick, Geschmack, Interesse, und vor allem diese Absicht es anders zu machen als bisher. Ich habe dann neben dieser sonntäglichen Tätigkeit, die das Studium ja nicht sonderlich tangierte, als freier Mitarbeiter für Lokalzeitungen, eine Wochenzeitung und dann auch für den Rundfunk über ein riesigen Themenbreite berichtet. Ich habe dann Publizistikwissenschaft studiert, die sehr schmal besetzt war. Also als Wahlfach, mein Hauptstudium war wie gesagt Volkswirtschaft und ich habe dann auch 1960 mein Examen als Diplom-Volkswirt gemacht. Vorher hatte ich ein zweisemestriges Stipendium in Berlin, wo damals noch die Publizistik von Emil Dovifat vertreten war. Bei dem habe ich also zwei Semester lang, neben anderem, dieses Fach studiert. Als ich dann nach Nürnberg kam, oder zurückkam, hatte ich hier dann beim Examen Publizistikwissenschaft als Wahlfach.

In all dieser Zeit gab es natürlich dieses Wechselspiel zwischen praktischem Journalismus in verschiedenen Medienbereichen und dem wissenschaftlichen Interesse, das ja nicht Journalistik hieß, es war ja auch nicht ausgerichtet auf den Journalismus. Im Grunde genommen war es eine gegenstandsorientierte Zeitungswissenschaft, die intern stritt, ob sie nun Publizistikwissenschaft heißen sollte. Die Unterschiede lagen eher bei Gegenstandsbereichen. Die Zeitungswissenschaftler versuchten krampfhaft den Rundfunk und den Film als, ich sage es mal etwas spöttisch, „tönende Zeitung“ zu verstehen und damit vermengt die politischen Engagements in der Weimarer Zeit, während des Dritten Reiches und in der Nachkriegszeit, der daran beteiligten Professoren, ein halbes Dutzend, mehr waren es nicht. Dies wurde Anfang der sechziger Jahre noch zusätzlich vermengt mit dem Begriff der „Kommunikationswissenschaft“ oder „Communications“, „Communications-Science“, „Study of Communications“, das waren so die Ausdrücke, die dann wiederum vermengt wurden, mit Begriffen wie „Mass Communication“, „Mass Media“ und „Gatekeeper Studies“. Wir als Studenten konnten vielleicht noch die größte Transparenz herstellen, weil wir eben englisch konnten, und die Literatur lesen konnten. Unsere Lehrenden waren da völlig überfordert und haben sich ganz schnell auf das deutschsprachige traditionelle Vokabular zurückgezogen und damit eben eine, ja ich sage es mal, „Provinzialisierung“ eingeführt, ohne es zu wollen. In Amerika kümmerte man sich, wie ich es später kennen lernte, überhaupt nicht um die deutsche Fachkollegenschaft oder um die Lehrinhalte. Und das können Sie auch heute noch in der Literatur sehen, dass da eine Art von „Ethnozentrismus“ betrieben wird, um nicht zu sagen „Provinzialismus“.

Anfang der 1960er Jahre hatte ich also Examen gemacht. Zu dieser Zeit hatte ich schon das Angebot bei Ernst Meier, das war der Nürnberger Publizistikwissenschaftler, eine Hilfskraftstelle zu kriegen, die aber die einzige war, und ich hatte sozusagen die Funktionen eines Assistenten. Das wollte ich, weil ich damit ein Fuß in der Tür hatte. Natürlich hatte ich auch die Absicht zu promovieren. Ernst Meier war dann aber pensioniert worden, oder es zeichnete sich ab, dass das Verhältnis damit aufhörte. Das Fach war hier noch wenig institutionalisiert und meine Hilfskraftstelle und die Dozentenstelle von Ernst Meier, er hatte

zwar den Professor-Titel, war aber außerplanmäßiger Professor, das waren eher Brotkrümel, die von den Tischen der Reichen abgefallen sind. Dennoch war das Fach sehr beliebt bei der Studentenschaft. Auch die hatten wieder die Ambitionen etwas aus dem Fach zu machen. Wir hatten also einen Freundeskreis institutionalisiert, in dem wir sahen, dass bei dem Auslauf der Tätigkeit von Ernst Meier nichts hinzu kommen würde. Beziehungsweise war alles völlig unklar. Man hörte, da wird eine politikwissenschaftliche Professur draus, was nicht so falsch war. Und wie sich dann herausstellte auch in den Intentionen der Universität. Die Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Nürnberg war zwischenzeitlich, 1961, die WiSo Fakultät der neuen Universität Erlangen-Nürnberg geworden. Da hatte nun die Universität Interessen, die Fakultät hatte auch Interessen, die wollte an der, von der Tradition her renommierten Publizistikwissenschaft festhalten. Und als es dann hieß, eine neue Professur, einen Lehrstuhl einzurichten, da kam es dann durch diese Interessen – das Ministerium in München hatte wieder seine eigenen Intentionen gehabt – zu einer Doppelprofessur für Politik und Kommunikationswissenschaft. Das im Titel einer Professur zusammen zu bringen war in Deutschland erstmalig.

Theorie war noch keine da. Die brachte dann Franz Ronneberger, der den Ruf bekam und annahm. Und in den ersten Jahren, praktisch ab Herbst 1964, innerhalb von wenigen Jahren, zum Teil als Vorlesungsmanuskripte, aus Aufsätzen, Vorträgen und Gremienarbeit, er war 14 Jahre lang Mitglied des Fernsehrates des ZDF. Also da ging es um Theorie der Kommunikationswissenschaft, um Theorie der Publizistikwissenschaft und um anwendungsbezogene Ausbildung, die nicht unbedingt so zu Journalismus wurde, wie es anschließend der Fall war. Und in diesem Milieu, zwischenzeitlich war ich Fakultätsassistent und habe diesen Übergang der Universität in der akademischen Verwaltung bestritten, habe Diplomprüfungsordnungen revidiert und was da so alles an akademischer Verwaltung notwendig war. Ich habe dann das Angebot von Ronneberger angenommen, bei ihm Assistent zu sein. Das erste Hauptseminar das wir gemeinsam machten war über die Organisation von Massenkommunikationsmitteln, und daraus ging meine Idee hervor, das wusste ich schon nach der zweiten Sitzung: „Du machst eine Redaktionsuntersuchung“. Dies war dann mein Dissertationsthema. Zu diesem Behufe musste ich mich nicht so sehr in die Journalismusforschung einarbeiten. Die gab es nicht. Punkt. Also es gab so gut wie nur historisierende Beschreibungen von Biographien einzelner Journalisten. Es gab die Zeitungshistorie und es wurde auch sprachwissenschaftlich die Herkunft des Begriffes Journalismus untersucht – ich nenne das immer „Oberflächenuntersuchungen“. Das, was bereits 1950 von David Manning White als „Gatekeeper-Studie“ etabliert wird, und dann in einer Dissertation an der Columbia-University von... [M. Rühl steht auf und sucht nach einem Buch, da er den Namen des entsprechenden Autors vergessen hatte]... Warren Breed! Breed hat eine Dissertation geschrieben in der er drei Redaktionen ausgewählt hatte. Er hat die Leute aber interviewt. Ich hatte es mir zum Ehrgeiz gemacht, und da gab es bis zum Tage – und soweit ich sehe auch bis heute – keine entsprechende amerikanische Studie, die die Redaktion als Organisation untersucht. Organisationsforschung wird nun seit 100 Jahren betrieben, viele Journalistik-Forscher sind aber heute noch der Meinung, die Organisation sei eine Art Addition einzelner Journalisten, die nennt man dann halt Redaktion. Damit kommt man nicht hinter das, worauf es mir ankommt: Die eigenen Regelungsmechanismen, die eine Organisation ausmachen. Und hierfür hat mir mein wirtschaftswissenschaftliches und soziologisches Studium die Augen geöffnet. Denn das wusste ich, dass Max Weber Bürokratieforschung betrieben hat, dass Taylor und Fayol Industrieingenieure waren, die die Abläufe, auch die kommunikativen Abläufe, interessierten. Die Organisationsforschung Mitte der sechziger Jahre hatte, als ich sie unternahm, schon mit drei berühmten Arbeiten, das ist einmal hier Herbert Simon, der spätere Nobelpreisträger und James March, das heißt „Organisation und Individuum“ und im Englischen „Organisations“ von 1958. Da finden sie dann das, was wir in der Journalismusforschung Entscheidungsprogramme nennen, und was

auch Bernd Blöbaum besonders intensiv aufgegriffen hat. In der deutschen Soziologie war Renate Mayntz die große Forscherin. Die hatte aber einen Knackpunkt, an dem sich die Diskussion sehr rieb. Renate Mayntz sprach von einer formellen und informellen Organisation. Man hat natürlich erkannt, dass Arbeitsanweisungen und hierarchische Struktur eine Sache sind, dass aber die Kaffeepause oder freundliche Beziehungen nicht in Arbeitsverträgen stehen, aber stattfinden, und eine Organisation ins Schleudern bringen können, wenn das nicht mehr klappt. Man hatte ihr dann vorgehalten, und sie hat das auch – eine der großen Leistungen, die ich sehe – in einer Art von Selbstkritik gesehen. Renate Mayntz ist ja dann eine der Direktorinnen am Max Planck Institut für Gesellschaftswissenschaft gewesen, einem der ersten, das wir überhaupt haben. Und dann... [M. Rühl steht auf und zeigt ein zerschlissenes Exemplar von „Funktionen und Folgen formaler Organisation“ von Niklas Luhmann (1972)] ...sie sehen schon, das ist etwas bearbeitet. Hier wird die ganze Diskussion zurücklaufend wieder aufgegriffen. Luhmann hat also zunächst einmal zusammengefasst, was ich aus diesen verschiedenen Disziplinen, Betriebswirtschaftslehre, Organisations-, Verwaltungswissenschaft – Ronneberger hat sich dafür sehr interessiert, und das hat mich auch interessiert, als ich bemerkte, für die ist Organisation auch ein Thema.

Wenn die Kommunikationswissenschaft beansprucht eine Interdisziplin zu sein, dann ist das eine etwas leere Formel. Aber wenn man sagt, man greift in der konkreten Forschung, etwa in der Redaktionsforschung, diese verschiedenen Tendenzen auf, und wägt ab, und fragt dann nach organisationsspezifischen Problemen, das war eine große Herausforderung. Das habe ich zweifelsohne den Diskussionen mit Franz Ronneberger, der Anstoß kam aus dem Seminar, aber damit war es noch nicht getan, da sind unendlich viele Abgleichungen und Anregungen und Fragestellungen, die er mir beantworten konnte, oder auch nicht. Da entwickelte sich ein Wechselspiel, das ganz schnell aus einem Assistenten einen Mitarbeiter gemacht hat. Das war ein sehr beglückendes Erleben muss ich sagen. Denn wir hatten inzwischen das Ende der 60er Jahre, und da brannte es! Und ich weiß es von vielen Kollegen, die damals von unendlichen Diskussionen und Demonstrationen und Protesten von ihrer Arbeit abgehalten wurden. So etwas „bourgeoises“ wie Publizistik oder Kommunikation – mit so etwas wollte man sich damals nicht beschäftigen. Man kann sich die Absurdität dieser Argumentationen und die sozialen Kosten der Studentenbewegung gar nicht vorstellen. Dann hat man sich auch noch gegenseitig promoviert! Und diese Leute haben sich dann auch sehr schnell auf Professorenstellen beworben. Diese Infrastruktur, wo es einmal darum geht, zu forschen, den Wissensstand zu überprüfen, immer wieder neu nach den Veränderungen die sich zwischenzeitlich vorgetragen haben zu suchen – und das betrifft alle Wissenschaften, aber besonders die Sozialwissenschaften. Und auf der anderen Seite sind die Studierenden, die sicherlich nicht unbeeinflusst waren, aber gleichwohl irgendwann einmal einen Beruf ergreifen wollten. Die waren alle so um die 30 und da fehlte noch dieser und jener Schein, und es wurde dann alles so auf die Ebene eines „Schein – Bindestrich – Studiums“ [lacht] reduziert. Das war also die Zeit in der wir die, wie ich meine, für unser Fach und das was später Journalistik werden sollte, grundsätzlichen Überlegungen anstellten.

Es gab besonders am Ronneberger-Lehrstuhl eine ganze Reihe von Diplomarbeiten die ich betreute und andere jüngere Assistentenkollegen, die auch in dieser Richtung gearbeitet haben, mal mehr die Journalistenausbildung, mal mehr die Unterhaltung, aber immer diese Organisation als Produktionsstätte. Die Rezeptionsseite war ja durch die Demoskopie und die Wirkungs- und Nutzungsforschung ziemlich losgelöst. Die haben also ganz selten bis nie Fragen gestellt wie: „Wo ist denn das, was wir hier als Rezeption messen, produziert worden, und gibt es da Prozesse, vielleicht auch wechselseitige Prozesse?“, das wurde und wird bis Heute wie eine einsame Insel behandelt. Ich bin daher der Meinung, dass die Journalistik selbst und auch die Public Relations gut daran tun diese Rezeptionsseite nicht an der klassischen Wirkungsforschung abzulesen, deren begrifflich-theoretisch-methodische

Herkunft bei dieser Gelegenheit auf den Prüfstand zu stellen ist. Das waren also die 60er Jahre...

AS: Darf ich hier kurz eine Zwischenfrage stellen? Ende der 60er Jahre, ihre Dissertation – da interessieren mich noch zwei Dinge: Zum einen sprachen sie davon, dass sie viele Diplomarbeiten betreut haben, die in die Richtung Organisationsforschung gingen. Gab es auch so etwas wie einen „Systemtheoretischen Zirkel“ oder einen Freundeskreis. Oder haben sie das „im Alleingang“ erschlossen... ?

MR: Ja, [während der Worte „Systemtheoretischer Zirkel“] ja, [während „Freundeskreis“] nein, nein. [zu „Alleingang“] Wo soll ich da anfangen? Sagen wir so: Ich hatte keine Vorbehalte gegen den Begriff System, aus, und das muss ich immer wieder sagen, meinen wirtschaftswissenschaftlichen Studien heraus. Ohne dass der Systembegriff in den Wirtschaftswissenschaften damals eine Sonderstellung einnahm.

Oder vielleicht noch einen Schritt zurück: Es gibt seit den Vorsokratikern den Begriff des Systems. Und wenn man die Geschichte, und das haben einige Leute getan, und auch schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts, da stößt man auf Studien, wo der Systembegriff dann herauf verfolgt wurde, und bis jetzt, ins 19./20. Jahrhundert hinein als Ordnungsbegriff verstanden wurde. Es ging immer um ein Ganzes, das Teile hatte. Dann hat wohl der Neukantianismus die Idee gebracht, dass das Ganze mehr ist, als die Summe seiner Teile. Aber es war eben ein Innenorientiertes. Es wurde eine Gesamtheit vorausgesetzt, sagen wir mal der Kosmos. Und wir wissen seit den Vorsokratikern, dass man in den Himmel schaute, und Himmel und Sterne und Naturgewalten in Beziehung zueinander gebracht hat. Dies geschah aber heraus aus den mythischen Vorstellungen zu Exaktheit, Messen und Beobachtung, soweit man das konnte. Aber man ist von der Gesamtheit des Kosmos ausgegangen, so wie man später alle möglichen anderen Dinge als Gesamtheit sah.

Die Kybernetik und deren Vorläufer, die schon in den 20er/30er Jahren veröffentlicht wurden, aber ganz dicht mit der Kybernetik im Sinne von Norbert Wiener, Ross Ashby und Culler verbunden, so wie die ganze Pioniergeneration sie sah. Die haben darauf aufmerksam gemacht, dass wir kein System und keine Probleme des Systems sehen, dass das alles erstmal Konstruktionen sind.

Dann gab es, was meine Arbeit mehr betrifft, eine politikwissenschaftlich sehr starke Diskussion. Internationale Beziehungen waren plötzlich interessant, der Vergleich von Kulturen, der Vergleich von politischen Systemen. Karl Deutsch, Almond, Verba, Harry Eckstein und wie sie alle heißen. Die hatte mir wieder Franz Ronneberger sehr nachhaltig näher gebracht. Ich hatte Politikwissenschaft am Otto Suhr Institut in Berlin studiert. Und da war Politikwissenschaft schon vor '68 sehr breit und natürlich ziemlich anti-marxistisch. Aber aus dem öffentlichen Recht und aus der Historie und so weiter, wurden Politik Probleme auch von Re-Emigranten behandelt. Die systemtheoretische Orientierung verdanke ich Franz Ronneberger. Die hat er hier am Institut eingeführt. Und zu dieser Zeit, '65, hat Luhmann veröffentlicht, wir hatten ihn auch eingeladen, im Rahmen eines Zirkels hier. Wir hatten schon einen Zirkel am Lehrstuhl gebildet, für Diskussionen, mit Erlanger Politikwissenschaftlern, mit Nürnberger Soziologen, das war schon eine multidisziplinäre Diskussion. Und da hatten wir diesen... ja, Ronneberger hatte mit allen möglichen Leuten Kontakt, unter anderem mit Fritz Morstein-Marx, das war ein Re-Emigrant, der war an der Hochschule für Verwaltung in Speyer tätig. Der machte ihn aufmerksam auf einen jungen Referenten, der aus dem Niedersächsischen Kultusministerium kam, namens Niklas Luhmann, der würde dort am Forschungsinstitut tätig sein. Und den traf dann Ronneberger auch in der Sozialforschungsstelle in Dortmund, das war ausgelagert von Münster. Ronneberger und Luhmann haben dann 1968 auf dem Soziologentag in Frankfurt, wo es schon sehr bunt und munter zugeht, wo die großen Soziologen schon „angepinkelt“ wurden,

um es salopp zu sagen, da kam es zu Arbeitskreisen, und Ronneberger und Luhmann hatten den für Verwaltungswissenschaften. Also die kannten sich schon. Ich lernte ihn dann auch kennen in einem solchen Kreis. Vorher hatte ich sein Organisationsbuch studiert, hatte seine Theorie der Verwaltungswissenschaft und manch anderes gelesen. Ich habe bemerkt, hier wird diese doch primär naturwissenschaftliche und über die Politikwissenschaft in die Geistes- und Sozialwissenschaften transferierte Systemtheorie erneuert. Talcott Parsons war natürlich bekannt. Aber wir wussten auch, dass er in Amerika des „Unempirischen“ bezichtigt wird, was dann mit Luhmann auch gemacht wurde, ohne zu begreifen, dass das, was wir empirische Forschung nennen – reduziert auf Fakten und Erklärung durch Daten – eine halbgebackene Wissenschaft ist. Ist Aristoteles der größere Empiriker als Platon? Ich würde sagen ja! Aber gerechnet haben sie beide nicht, oder statistisch gearbeitet. Also das heißt, man hat das Verfahren des empirischen Zugangs, der natürlich zusammenhängt mit Methodenentwicklung, Methoden haben auch eine Theorie, Erkenntnisforschung geht auch theoretisch vor, also da stimmen „Theorie and Research“, diese Wechselbeziehungen stimmen hinten und Vorne nicht mehr. Insofern meine ich, dass sowohl Parsons als auch Luhmann völlig zu unrecht als un-empirisch bezeichnet werden, und nur dann, wenn man an einem etwas eng gefassten Empirie-Begriff festhält, aber das tut man in unserem Fach nach wie vor. Noch einen Satz zu Luhmann, den ich jetzt wieder, als 1997 sein Buch, Die Gesellschaft der Gesellschaft herauskam... Er hat also hier den Vortrage gehalten, ich habe ihn dann ins Hotel begleitet und fragte ihn unterwegs – wir hatten natürlich das konkrete Thema des Tages, das wir auch in der Kneipe diskutierten – ich fragte ihn also, „woran arbeiten Sie eigentlich im Augenblick?“. Und er antwortete: „An einer Theorie der Gesellschaft.“ Und soviel zum Thema Forschungsplanung. Der wusste genau, der war 1966 promoviert und habilitiert worden mit diesen Arbeiten. Hatte ein Stipendium in Harvard und hat den Parsons herausgefordert, indem er gesagt hat: „Grundsätzlich, System, ja“, damals war er noch Handlungstheoretiker, ist erst ein paar Jahre später auf das Kommunikationsthema gelangt, „aber nicht strukturell-funktional, sondern funktional-strukturell“. Also die Umkehrung, und später dann die Autopoiesis. Das war ja alles noch nicht vorliegend. Das war ja noch nicht rezipiert. Aber dass er sagt, „30 Jahre lang habe ich an dem Buch gearbeitet, mit allem anderen als Nebenaufgabe“. Also das hat mich sehr interessiert, aber in dieser Nacht, in der ich ihn ins Hotel brachte, war ich ziemlich ratlos. „Wie kann man denn so etwas sagen? Ein Mensch will eine Gesellschaftstheorie schreiben? Ist das überhaupt ein empirischer Sachverhalt?“ Das muss man sich vergegenwärtigen, um zu verstehen, wie man zu solchen Entscheidungen kommt, dass man behauptet, es gäbe auch so etwas wie Journalismus. Und eine Redaktion ist nicht ein Teil des Journalismus, und durch die Untersuchung von vielen einzelnen Redaktionen erfasse ich den Journalismus. Sondern die Theorie geht nicht von einem Einzelstück wie der Redaktion oder dem Einzelnen aus, sondern geht aus von der Welt, von der Komplexität der Ereignishaftigkeit. Hierbei muss man „Bescheidwissen“ man muss die Literatur aus anderen Disziplinen, wie Philosophie und Soziologie kennen, man muss aber kein Experte sein, und man darf auch nicht sagen, damit beschäftigen die sich schon, also interessiert es mich nicht. Aber man muss eine Bereitschaft haben, von der Reduktion von Komplexität auszugehen, wie Luhmann das in die Diskussion brachte. Das wissenschaftliche Denken, auch von den Sozialwissenschaften vorher, ist so wie die Naturwissenschaften. Ein Suchen nach den kleinsten Steinchen, dem Atom, und einem Bruchteil davon. Nach dem, was die Welt zusammenhält. Wir brauchen die umgekehrte Sichtweise. Wir können nicht nach dem Anfang suchen. So etwas wie den Urknall gibt es für Soziales wohl nicht. Also gehen wir davon aus, was wir vorfinden, was uns die Geschichte sagt. Alles Relativierungen, die nicht von einer Exaktheit des Wissens und Wissen - Könnens ausgehen, die aber mehr Komplexität auf den Begriff, oder die Theorie bringen können als andere Formen, denen es um Letztaussagen oder Weltformeln geht. Und das wird ausgehend von den kleinsten Einheiten aus gemacht. Einer der zentralen Verdienste von Luhmann war es

hier einen Wendepunkt herbeizuführen, und man sah, dass man es anders machen musste, Gesellschaft ist keine Addition von Individuen. Mit der Systemtheorie hat man einen unvorbelasteten Zugang zu Gesellschaft, und mit dem Funktionalismus ebenfalls eine disziplinär unvorbelastete Methode. Damit können wir Phänomene wie die Zeitungsredaktion untersuchen, oder das Journalismussystem, oder auch die Familie als Kommunikationseinheit.

AS: Hier spannen sie sozusagen ja einen Bogen, der von ihrer Promotions- zu ihrer Habilitationsschrift führt. Also von der Redaktion als System zur Gesellschaftstheorie, gewissermaßen. Und dazwischen liegt ihr zweiter Amerika-Aufenthalt. Jetzt könnten wir an dieser Stelle vielleicht mit ihren Lebensstationen weiter machen, also: Von ihrer Dissertation zu ihrer Habilitation.

MR: Ich war nach meiner Promotion interessiert an Amerika, da ich mich für die damaligen Verhältnisse sehr gut in der wissenschaftlichen Literatur auskannte. Ronneberger hat mich zu dieser Zeit auch stark konsultiert, obwohl er es war, der die ersten Anstöße gab, aber die Vertiefung... Ich habe mich dann für George Gerbner an der Annenberg School in Philadelphia interessiert, weil ich gehört hatte, dass er in der Absicht dorthin berufen wurde, die seit den 60er Jahren aufbrechende Kommunikationswissenschaft, und dieser Bruch kam nicht von Lazarsfeld, obwohl der zwar die Demoskopie und die Wirkungsforschung sehr gefördert hatte. Ich hatte also davon gehört, dass sich in Philadelphia viel getan hatte, und habe das hier einmal festgehalten [M. Rühl gibt mir ein Papier mit schriftliche Zusammenfassung seiner „Amerika-Einflüsse“].

Also, Gerbner hatte schon, wenn auch sehr vage Kenntnisse von der deutschen Publizistikwissenschaft. Eine der Aufgaben, die er sah, war es, internationale Kontakte aufzubauen. Das war 1968/1970 natürlich ein relatives Novum. Ihn interessierte es vor allem, aus Ungarn kommend, dass Leute aus dem Sowjet-Block, hinter dem „Eisernen Vorhang“, das waren die Vokabeln für den damaligen Zustand, die in ihrem eigenen Land nicht aus den ideologisch festgefahrenen Strukturen heraus kamen, die Chance bekamen, nach Amerika zu kommen. Ich merkte, dass Gerbner hier in der Tat eine gute Tat tat, indem er Leute einladen konnte, die dann Stipendien bekamen. Vielleicht war das eine oder andere Land auch selbst daran interessiert, aber Gerbner hat ihnen dann einen Arbeitsplatz, also ein Büro verschafft. Das hat er auch bei mir gemacht.

Das war ein Aspekt. Was ich aber hier beschreibe [Amerika-Papier] ist, dass wir, oder dass ich die KW in der beschriebenen Form kennen gelernt habe, das Studium als Publizistikwissenschaft, dann diese Ronneberger-Erneuerung und diese Hinwendung zu einem Spezialgebiet wie der unerforschten Journalistik, aber doch wissend, und das stand für mich damals schon fest, dass ich habilitiere und Hochschullehrer werden wollte, in diesem Fach, dass dazu mehr gehört als Journalistik. Und als Bindestrich-Wissenschaft einer Soziologie, das war mir suspekt. Und ich habe den Begriff der Kommunikation sehr ernst genommen, weil ich bemerkt habe, die ist eigentlich unerforscht. Das, was die Menschheit neben einem bewussten Leben schon immer getan hat, so lange sie sich auf sich selbst besinnen kann – und da muss man mal ganz pathetisch-philosophisch werden – kommunizieren die Menschen, nur erforscht haben sie immer Aspekte. Ich hatte zwar überhaupt keine Vorstellung, wie das zusammengehört, aber das Bewusstsein und das Bemühen, und dass es in anderen Disziplinen schon Ansätze gibt, das hatte ich. Es wurde mir damals bewusst, dass das eine spezifisch kommunikationswissenschaftliche Aufgabe ist. Und das hat eben auch die Generation von Gerbner gehabt. In dem Papier habe ich beschrieben, wie ich deren Forschungen situativ erlebt habe. Und da hat es natürlich „klick“ gemacht: „Das kann man also alles machen, ohne zu sagen, Kommunikationspolitik hier und Filmforschung dort!“ Das muss ja irgendwie zusammengehalten werden, das benötigt ja eine Grundlage. Und da ist mir eben nichts besseres eingefallen als der Kommunikationsbegriff und zwar als

System. Das tut jeder, behaupte ich mal, nur sagt man es nicht. Man bedient sich des Organismus, der Person, des Individuums. Vorbelastete Begriffe, weil es da schon eine Persönlichkeitspsychologie gibt. Warum wählen wir also nicht einen vergleichsweise neutralen Begriff und definieren ihn – und das ist Luhmanns Verdienst gewesen – epistemologisch, also vor einer einzelwissenschaftlichen Form. Da hat man also die Freiheit, einen Phänomenbereich wie die Journalistik oder menschliche Kommunikation, zu untersuchen, indem man sich zunächst vom Alltagsverständnis von Kommunikation befreit. Gerhard Maletzke hat zurecht in seiner „Psychologie der Massenmedien“ geschrieben, dass der Kommunikationsbegriff in unserer Umgangssprache weitestgehend unbekannt ist. Das Buch wurde 1963 geschrieben. Das war so, das kann ich als Zeitzeuge bestätigen. Aber gleichwohl hat man dann eine einfache Definition bei der Hand gehabt und gesagt, „das ist doch alles bekannt, das ist doch nur ein anderes Wort für...“ Und genau das hat die KW jener Zeit anders gemacht: Was ich in Philadelphia vorfand, das war ein Versammeln. Als ich das zusammenschrieb [Papier] ist mir aufgefallen, dass da nie die Rede war von Journalismus. Und das ist spezifisch amerikanisch. Es war also nicht so, dass ich mir da schlauerweise einen Sektor herausgegriffen habe. Die amerikanische Kommunikationswissenschaft ist ja in den 40ern entstanden. Da sprach man von „Kommunikation“ während man in den frühen Jahrzehnten von „Journalism“ sprach. Und das war praktizistisch ausgerichtet. Das war ein „Training of Journalists“ an den „Colleges“ und das ist etwas anderes als „Journalism Research“, so wie wir das gemacht haben, ob das nun auf einer Organisations- oder Makroebene passiert ist. Aber da das in dem amerikanischen Denken an den Universitäten so ist, dass man eine Marktlücke finden muss, und nicht so wie in Deutschland, dass jedes Herzogtum seine Universität braucht, die alle Fächer vertritt. Das ist ein ganz anderes historisches Universitätsverständnis. Und in Amerika hat man, und das war sehr bewusst bei Gerbner so, dass er gesagt hat, „also ich weiß was du machst im Journalismus, aber „Journalism“ ist bei uns ein Antithema. Da werde ich doch nicht den Teufel tun und eine junge Disziplin hemmen, und mich auf die Ebene eines Journalistentrainings begeben. Ich hätte ja nur ständig zu erklären warum ich das tue.“ Diese Pioniersituation hat mir den Blick für die Kommunikationswissenschaft als Disziplin, als theoretisch, methodisch, und ich sehe die Erkenntnistheorie durchaus als einen Teil der kommunikationswissenschaftlichen Theorie – wir sind ständig dabei, uns mit Erkenntnisproblemen zu beschäftigen, wir tun das nur in der tagesaktuellen Forschung nicht. Also wenn ich über die Korruption indonesischer Journalisten arbeite, dann werde ich mir doch hoffentlich über den Begriff „Korruption“ einmal epistemologisch Gedanken machen, denn da ist in der Welt doch durchaus ein unterschiedliches Verständnis – kurzum, dass man das, was man mit der Frage, „Was ist eine Wissenschaft?“ dann nicht auf einen bestimmten historischen Urknall reduzieren kann, sondern: Wenn es so eine Art Gesetzmäßigkeit in der Wissenschaft gibt, dann ist das die Differenzierung. Wir behaupten zum Beispiel, dass Medien nicht untergehen. Ich halte das für unzutreffend. Weil ich nicht sage, was Medien sind, deshalb habe ich so etwas, wie „Apparatehaftigkeit“, und in der Tat, der Computer ist eine „Apparatehaftigkeit“, und die Kabel, und so weiter. Nur, was ist der Erkenntnisgewinn, wenn ich da vorankomme? Das heißt: Ich frage mich, wie wird eine Wissenschaft ausdifferenziert aus einer vorhergehenden? Das scheint eine Regelmäßigkeit zu sein, dass wir immer weiter differenzieren.

AS: Ich würde jetzt gerne nochmals auf ihre Habilitationsschrift zurück kommen. Und zwar habe ich mich gefragt, sie äußern sich ja auch zur Pressefreiheitsdebatte, und die Michel- und Güntherkommission können ja auch in diesem Zeit-Zusammenhang gesehen werden. Haben sie sich während sie ihre Arbeit geschrieben haben einem politischen oder gesellschaftlichen Auftrag gegenüber gesehen?

MR: Da war ich schon zu sehr Luhmann-ianer geworden. Die Gesellschaftspolitik, oder die Journalismuspolitik, der Ausdruck hat sich nie durchgesetzt. Ich habe auch schon einen Aufsatz über PR-Politik geschrieben, im Sinne einer Kommunikationspolitik und Wirtschaftspolitik. Also eine wissenschaftlich theoretische Begründung und Betrachtung dessen, was sich auf einer Expertenebene oder im Alltag vollzieht. Und so war es auch in Bezug auf den Begriff der Pressefreiheit.

[M. Rühl berichtet über die Geschichte der Pressefreiheit in Deutschland und über Aspekte von Konzentrationsprozessen in der deutschen Presselandschaft]

Die Güntherkommission und die um Pressefreiheit und -konzentration rotierenden Diskussionen waren mir sehr bewusst. Ich hatte diese Fragen aber, weil ich über Journalismus und Gesellschaft spreche, in einem historisch nicht so engen Rahmen zu stellen. Habe ich ihre Frage damit beantwortet, oder wollen sie das noch etwas spezifizieren?

AS: Ich hatte den Eindruck, als wollten sie mit dieser Passage in „Journalismus und Gesellschaft“ diese Diskussion um Pressefreiheit auf einen nüchterneren oder auch wissenschaftlicheren Rahmen, oder Sockel stellen.

MR: Das auf jeden Fall! Das auf jeden Fall... Ich meine diese Kommissionen sind ja politisch-parlamentarische Kommissionen gewesen, oder waren zumindest so veranlasst und zusammengesetzt. Und Ronneberger, Frau Noelle-Neumann und Stuißer haben zusammen ein Bändchen geschrieben über die Lokalko[...], mit unterschiedlichen Ansätzen, mit unterschiedlichen Perspektiven. Um nur zu sagen, es ist von Seiten der Wissenschaft schon versucht worden, das, was in diesen Kommissionen natürlich von der Praxis her, von den Verlagen, die hatten die Daten und das Material, sonst hatte es ja niemand. Nur kann man sagen, das ist gleichzeitig ja aber eine Interessensperspektive und die kann nun für eine wissenschaftliche Analyse des Problems dieser Konzentration und der Gefährdung von Pressefreiheit nicht hinreichend dienen, wenn wir nicht ausreichend abstrakte Vorstellungen von Pressefreiheit, sprich, keine Theorie der Pressefreiheit haben, die wir wiederum nicht an einem Einzelnen festmachen, sondern Pressefreiheit braucht man erst bei einer entsprechend großen Sozialität. Robinson brauchte keine Pressefreiheitsdiskussion, auch das Phänomen war ihm ziemlich abstrus. Also, man muss das immer auf so extreme Formen und Beispiele bringen, um es zu verstehen. Aber, was mir auch klar war, und weshalb sie vermutlich etwas irritiert sind – mir sind die Schwächen dieser ganzen Diskussion offensichtlich geworden. Ich habe mir gesagt: „Jetzt versuchst du hier Journalismus als gesellschaftliches System zu manifestieren und musst nur ständig aufzählen, und da haben wir noch nichts geforscht, und da haben wir es lange hängen lassen, und da haben wir ein Pseudo-Gesetz für ein Gesetz gehalten und ähnliches mehr. So war es, und so ist es ja zum großen Teil auch Heute noch. Nur sind wir etwas gelassener und schauen über den Gartenzaun und sehen, dass andere in ihren Forschungen durchaus auch vor diesen Problemen stehen. Nur, was die Pressefreiheit angeht, die war zu der Zeit, obwohl das wissenschaftshistorisch nicht gerechtfertigt ist, zu einem Monopol der Juristen geworden. Und die sind es gewohnt normativ-preskriptiv vom Gesetz von Gestern und Vorgestern und der Kommentierung dieses Gesetzes, also in einer hermeneutischen Methode vorzugehen. Wo wir sagen, da ist eine Idee, die Pressefreiheit muss jeden Tag erarbeitet werden und wird faktisch jeden Tag neu erarbeitet, durch die Praxis des Journalismus. Dass so eine Idee den Juristen ziemlich kalt lässt und der sagt, „wir reden von zwei verschiedenen Dingen, und ich rede vom richtigen Ding“. Das sind also die Hintergründe, weshalb ich mich da nicht so situativ eingelassen habe, auf die Diskussion. Natürlich verschwanden Verlage, fusionierten. Hier, die Nürnberger Nachrichten haben den größten Teil des nordbayrischen Raumes aufgekauft und zum größeren Teil Kooperationsverträge mit den Altverlegern, den kleinen wie Münzheimer [?], Hilpoltsteiner[?], da gab es Zeitungen, alte Lokalblätter, mit denen haben sie kooperiert, die

haben sie nicht hinauskatapultiert. Und die Arbeit hatte ohnehin schon 510 Seiten, da konnte ich nicht so ins Detail gehen.

AS: Jetzt würden mich noch ihre Motive interessieren. Da sind bestimmt Motive dabei, wie zum Beispiel „Fundierung der Kommunikationswissenschaft“: Was motiviert sie heute und was hat sie damals motiviert eine wissenschaftliche Karriere zu starten?

MR: [lacht] Das ist jetzt eine der Gretchenfragen, die immer wieder gestellt wird. Ich könnte es auf einen ganz einfachen Nenner bringen: Ich habe einen Zustand erreicht, in dem ich bemerkt habe, dass ich etwas kann, was Andere nicht können. Das klingt jetzt sehr überheblich, aber es ist bis heute so, das ich nichts Gedrucktes liegen sehen kann, ohne es anzuschauen, das ist schon eine Art habitualisiertes Verhalten. Eine meiner Beschäftigungen, um mein Studium und vorher schon meine Schule zu finanzieren, diese Tätigkeit im Journalismus, bei der Presse und beim Rundfunk, diese Tätigkeit habe ich verbunden mit meinem Studium. Auf der einen Seite also meine Lehrzeit und auf der anderen meine Tätigkeit als Journalist, das hat mich dazu gebracht, beides wissenschaftlich miteinander zu verbinden. Und dann die Auseinandersetzung mit Ronneberger, oder mit Luhmann, wo man dann merkte, nein, du hast dir ein eigenes Strickzeug da zusammengestrickt. Und auf der anderen Seite das unendliche Desiderat, dass zwar auf diesem oder jenem Sektor, da wurde die Erde 792 mal umgepflügt und umgearbeitet, und daneben, das hat noch keinen Namen und da führt keiner ein Ackergerät oder so etwas hin. Das fordert natürlich heraus und das – ich warne da nicht, im Gegenteil, ich animiere dazu immer wieder – sich herausfordern zu lassen. Denn wessen man sicher sein kann ist: Sie versteht zunächst niemand, davon müssen sie ausgehen. Die damalige Situation! Heute ist es auf einem anderen Niveau, in anderen Zusammenhängen. Aber wo sie durchaus von der Sprache her schon ihre Schwierigkeit haben, weil jeder Terminus, jeder Begriff eine Belastung hat, besonders bei den Kommilitonen, die noch nicht den Einstieg haben, die Breite, den Horizont. Die haben dies und jenes nicht gelesen. Die also mit einer allgemeinen lexikalischen Definition von Presse hantieren, wo sie aber schon 27 Umwege berücksichtigen – hier im Interview versuche ich immer das abzukürzen, wo ich dann aber immer wieder sage, nein, das muss wenigstens erwähnt werden, dieses Hindernis muss aufgezeigt werden. Das kommt nirgendwo zum Ausdruck, das ist nirgendwo geschrieben worden, weil es eben erarbeitet und be- und verarbeitet wurde.

Ich könnte es mir leicht machen und ihre Frage beantworte indem ich sage, Wissenschaft ist ein Beruf wie jeder andere auch. Das stimmt natürlich nicht. Aber er ist natürlich insofern eine berufliche Arbeit als damit Gelderwerb geleistet wird. Wir können uns nicht leisten, und das war eine ganz wichtige Entscheidung für mich, das ich sagte, „wenn du diese Ochsentour gehst, mit dieser unklaren Kenntnis deiner Disziplin“ – hätte ich Physik oder Chemie studiert, dann hätte ich bestimmte Weichen stellen müssen, bestimmte Dinge erfüllen müssen. Ich habe überall Leerraum vorgefunden, und keine Stellen! Sechs Stellen in Nürnberg. Da können wir warten bis alle abgestorben sind, damit wir Karriere machen können. Das sagte meine Generation, so nach dem dritten Bier. Aber so war es. Und ich kenne Kollegen, die gesagt haben, „darauf kann ich nicht warten, ich habe Familie und muss schauen, dass ich eine Dauerstelle kriege“. Aber wissenschaftliche Laufbahn, mit Berufung und Imponerabilien, „Euer Fach gibt es ja gar nicht“. Also das sind alles, wenn man so will, fast ein Hasard, ein Hasardieren.

Und hinzu kommt die „wissenschaftliche Erotik“, hat glaube ich Aristoteles einmal gesagt, das Blutlecken, oder wie die Metaphern auch heißen. Dass man sagt, man kann nicht nur was, weil man bestimmte Dinge weiß, man nimmt sich vor, da kann man weiterbauen, anbauen, umbauen. Nicht Neues erfinden. Diese Art von alchimistischen zweckhaften Vorstellungen war mir immer fremd. Aber es war dann, und das konnte ich bei Franz Ronneberger sehr gut

beobachten, weil ich ihn am längsten beobachten konnte: Die Unabhängigkeit des Wissenschaftlers.

Ich habe mir gesagt, wenn du diesen Beruf ergreifst, und wenn du eine Chance hast, ein Leben zu führen und zu finanzieren, ich wollte natürlich eine Familie haben, ich habe ja erst mit 35 Jahren geheiratet, bin dann ein alter Vater geworden, mit 40 Jahren wurde unser Sohn geboren. Letztes mal hatte ich ja schon mit ihnen über die berufliche Entwicklung meiner Frau gesprochen. Das sind alles Dinge die nicht außer der Welt sind, sondern ganz alltägliche Dinge. Es ging also nicht darum als ausgesorgt habender Großbürgersohn, sich der Wissenschaft zu verschreiben. Das war nicht gegeben. Dass man dennoch sagte, weil wir vorhin von der Freiheit sprachen, der Kommunikationsfreiheit, der Freiheit, sie zu leben, dass man das noch am besten in dem Rahmen kann, den die Wissenschaft sich selbst gibt. Und sie hat ihren methodisch-epistemischen, und, und, und..., also ihren Theorierahmen. Und insofern ist sie selbst bezogen, autopoietisch, sie macht selbst. Dann muss ich nicht um des schnöden Mammons wegen Aufträge annehmen. Ich habe nichts gegen Auftragsforschung. Die Wissenschaft soll sich durchaus den Problemen ihrer Gesellschaft widmen. Aber eine partikuläre Auftragsforschung, und das ist ein Missverständnis eines Teils dieser Forschung, die alles schon weiß, was herauskommen muss, und die sie missbraucht als Wissenschaftler, weil sie einen Titel haben, oder ein Standing haben, oder einen Lehrstuhl haben, um das werbetechnisch zu gebrauchen. Diese Art von Wissenschaft muss ich nicht machen. Ich bin nicht arm, bin aber im Unterschied zu Anderen auch nicht reich. Ich habe nie einen Mercedes gefahren und nie eine Villa besessen. Das sind keine Zielvorstellungen. Natürlich mache ich Fehler und gehe falsche Wege, weshalb es eine Wissenschaftskritik gibt. Aber ich musste nie sagen: „Ich musste mein Haus abbezahlen, und deshalb habe ich diesen Auftrag angenommen, ich wusste ja, das stimmt alles nicht und die Daten sind ungenügend und es ist ein Vorurteil, was hier als Hypothese ausgegeben wird.“ Gott sei Dank habe ich nur als Kind in einer Diktatur gelebt und sonst in Gesellschaftsformen, in denen man das nicht musste. Und nennen sie mir einen anderen Beruf wo das ähnlich ist. Ja, Schriftsteller vielleicht, Lyriker zumal.

Leben müssen alle, keine Frage, ich hatte ja auch keine große Alternative. „Wenn nicht Wissenschaft, dann...“ – Nein! Ich war ja mitten drin einen Brotberuf innerhalb der Medien anzutreten. Und habe mich auch bis zu einem gewissen Grad qualifiziert. Nur, die Wissenschaft ist halt das reizvollere gewesen. Siehe Aristoteles.

AS: Das war ein schöner Schluss für das Interview. Ich Danke ihnen vielmals Herr Rühl.

Es folgte die Bitte an Manfred Rühl, ihn eventuell noch schriftlich oder telefonisch kontaktieren zu dürfen, um ergänzende Informationen, wie zum Beispiel die Namen seiner Familienmitglieder, nachzufragen. Manfred Rühl war einverstanden, verwies aber auf die Persönlichkeitsrechte seiner Familienmitglieder.

Transkript 2: Interview mit Prof. Dr. Dr. Manfred Rühl vom 04.01.2005

geführt in Nürnberg

Interviewer: Andreas Scheu

Herr Rühl wurde zu Beginn des Interviews über die Person des Interviewers und über den Zweck des Interviews aufgeklärt. Es wurde außerdem thematisiert, dass das Interview aufgezeichnet und später transkribiert würde. Schließlich wurde auch grob auf die zu erfragenden Themenfelder hingewiesen.

Da es technische Probleme mit dem Aufnahmegerät gab (Das Gerät hat sich nach ungefähr zwei Minuten selbst ab geschaltet), und dies erst spät bemerkt wurde, sind lediglich die letzten 40 Minuten des Interviews als Audio-Aufnahme verfügbar. Nach ca. 40 Minuten hat dann das Aufnahmegerät endgültig versagt, weshalb die letzten Minuten des Interviews auch nicht vollständig verfügbar sind.

AS: Also, wir waren bei Herrn Ronneberger stehen geblieben...

MR: Ich wurde 1960 also Hilfskraft. So ein langer Titel [M Rühl streckt die Hände aus], 280 Mark, und das hieß irgend etwas mit „Verwalter einer Assistentenstelle“. Weil ich ja noch nicht promoviert war, gab das 10 Prozent Abzug. Aber ich hatte die Aufgaben eines Assistenten. Ernst Meier war kurz vor der Pensionierung und hat mir schon sehr viel überlassen. Ich war aber noch in einer gewissen Loyalität Zeitungswissenschaftler und habe meine sozialwissenschaftlich betonte Kommunikationswissenschaft, auch wenn ich sie noch nicht so genannt habe, erst nach Feierabend betrieben. 1964 wurde Ronneberger hierher berufen. Bis dahin war er mir völlig unbekannt. Ronneberger war Politikwissenschaftler, vor allem in der Südosteuropaforschung. Vor allem bis 1945, war aber natürlich im Kriegsdienst, heute würde man Spionage sagen, aber es war eigentlich eher eine Kommunikationstätigkeit, die er machte. Er wurde dann 1944 in Wien habilitiert, wurde 1948 aus der Kriegsgefangenschaft entlassen, hat dann 10 Jahre bei der WAZ gearbeitet und wurde 1960 auf den Lehrstuhl für Soziologie an die pädagogische Hochschule in Bielefeld berufen, ist dann 1964 auf den ersten deutschen Lehrstuhl gekommen, der das Wort „Kommunikation“ im Titel führte. Das Ministerium wollte eine Kommunikationswissenschaft, die Universität Erlangen-Nürnberg wollte eine Politikwissenschaft. Von daher kam es zu der doppelten Bezeichnung, und man hatte mit Ronneberger jemanden, der beides an führender Stelle vertreten konnten. Ronneberger hat dann als Vorlesungen eine Theorie der Massenkommunikation, die nie in Buchform erschienen ist – ich bin aber überzeugt davon, dass ein halbes Dutzend deutscher Kollegen, einige sind auch ehrlich genug, dies zuzugeben, hier ihre Grundkonzeptionen her haben. Er hat dann dem Begriff „Kommunikationspolitik“ wirkliche Substanz gegeben. Ich meine Strakulla hat ihn auch verwendet, Ronneberger hat aber ein Werk dazu vorgelegt, eine Theorie. Ronneberger hat damit sozusagen die Grundlagen für Dinge gelegt, die auch für mich sehr wichtig waren. Unser erstes Seminar hieß „Die Organisationsprobleme der Massenkommunikationsmittel“. Und da hat es „klick“ bei mir gemacht, im Hintergrund meine Erfahrungen in der Redaktion: „Das will ich machen!“ Ich meine, das war Arbeit. Ich habe allein schon fünfeinhalb Monate lang teilnehmende Beobachtung gemacht. Ich hatte zwei Positionen, da der politikwissenschaftliche Kollege zu der Zeit in Harvard war. Ich habe also eineinhalb Jahre lang an meiner Dissertation geschrieben. Tagsüber das Institut aufgebaut, bin zu den entsprechenden Zeiten in die Redaktion zur Beobachtung und habe dann nachts die Arbeit

geschrieben. Da habe ich immens viel gelernt, weil das Publizistikstudium das ich vorher hatte ein Nebenfach-, ein Begleitstudium war. Natürlich habe ich mich eingelesen in die englischsprachige Literatur, das hat die deutsche Zeitungswissenschaft und Publizistikwissenschaft nicht gemacht. Die haben wieder aufgebaut, was bisher war. Insofern ist Ronneberger in der Tat mein Mentor gewesen. Im Vorwort des Buches, das ich im Augenblick schreibe... Mal eben Luhmann und Ronneberger: Ich habe ja nie bei Luhmann studiert. Ich habe seine Literatur und seinen Aufbau von Anfang an verfolgt und kannte seine verschiedenen Ph[r?]asen und Wendungen sehr gut, weil sie sehr hilfreich für mich waren. Da war Ronneberger wieder eher der an der Praxis oder der Politik im Sinne einer Praxis orientierte, während Luhmann mehr der Grundlagenforscher war. Ronneberger hat einem sehr viel Freiheit gegeben. Natürlich, die Arbeit war gefordert, aber die hat man sich selber gestellt. Man hat ja gesehen, jetzt hat man endlich eine Chance. Ich war ja zwei Jahre lang in der Wartestellung, ich war zwischenzeitlich auch Fakultätsassistent. Und hatte auch ein Angebot zum Rundfunk, in die Praxis zu gehen. Gut, finanziell war ich dann als Fakultätsassistent besser abgesichert. Aber man hatte selbst gesehen, die Zeit vergeht, und autodidaktisch kann man sich auch außerhalb der Universität weiterbilden. Aber das ist dann gelungen. Und dann habe ich, das war mit Arbeit verbunden, diese Chance genutzt, ich habe die Arbeit geschrieben, und dann die Habilitation, an der Ronneberger ja nicht beteiligt war. Inzwischen hatten meine Frau und ich geheiratet, und da gibt es eine gesetzliche Vorschrift, dass derjenige dann nicht der Betreuer sein darf, und das auch nicht gegenüber der Fakultät vertreten darf. Dazwischen bin ich ja 1976 nach Hohenheim berufen worden, und sagte mir, nein, die Arbeit, „Journalismus und Gesellschaft“, die habe ich jetzt so weit vorangetrieben, dass ich das auch durchziehe, obwohl es hochschulrechtlich so ist, dass eine Berufung die Habilitation „heilt“. Ich war also einer dieser wenigen kuriosen Professoren, die sich als Professoren habilitieren. Die Arbeit wurde dann 1980 veröffentlicht, und ich behaupte, dass sie bis heute noch keinen Nachfolger gefunden hat. Obwohl Blöbaum, Weischenberg, Scholl und Andere auch diese gesellschaftsorientierte Perspektive eingenommen haben. Nur behaupte ich nach wie vor, dass einige Bereiche jetzt erst ins Gespräch kommen. Winfried Lerg, ein Münsteraner Kollege, vor ein Paar Jahren verstorben... Wir waren die „Jungtürken“, wir waren Assistenten. Jungtürken hat uns Walter Schütz, der ehemalige Redakteur der Publizistik getauft, weil wir unterhalb der Ordinarienebene zusammen gekommen sind und gesagt haben, wir müssen jetzt Strukturen geben, wir brauchen Magister-Studiengänge. Das kam damals als Ideen erst auf, war aber bei weitem nicht so strukturiert wie das jetzt mit der BA- und MA-Politik läuft. Und der sagte einmal zu mir: „Wenn sie jetzt die Systemtheorie,“ er kannte natürlich die Anfänge damals auch, „dann schauen sie mal, wie sie den Geschmack wieder los werden.“ Und er hat recht gehabt. Ich bin einfach als Systemtheoretiker einsortiert worden. Was ja nicht falsch ist. Aber dass ich über den Journalismus noch etwas mehr zu sagen hatte, und vor allem in der Interrelation zur Gesellschaft, das ist weitgehend untergegangen. Es gibt Kritiker, die sagen, ich hätte mich nicht mit Organisation beschäftigt. Das habe ich natürlich, in meiner Arbeit [zeigt auf „Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System“ (1969)], und wenn man im Buch nachliest [zeigt auf „Journalismus und Gesellschaft“ (1980)] dann findet man dort ebenfalls ein grundsätzliches Kapitel darüber. Das war also im Wirkungskreis und im Ambiente mit Ronneberger.

AS: Wo sie gerade sagen, dass man Sie in Bezug auf Luhmann als Systemtheoretiker einordnet. Sie zitieren ja sehr viele Theoretiker und Philosophen. Und in gewisser Weise kann man Luhmann ja auch als Philosophen bezeichnen, und sagen, er hätte eine Metaphysik der Kommunikation geschrieben. Wo würden sie sich einordnen, was sind die Pfeiler?

MR: Ich würde das aufgeben... Aber vielleicht, das ist ganz interessant, weil das wissenschafts-wissenschaftlich nicht geklärt ist. Ich sagte ihnen vorhin, dass ich vor allen Dingen als ich hier an das sozialwissenschaftliche Forschungszentrum kam, da gab es in der deutschen Sozialwissenschaft zwei Bereiche. Die einen waren die kritischen Rationalisten, Popper, Hans Albert und andere, und die anderen waren die so genannte Frankfurter Schule, sehr konturenarm, Habermas hatte seine wichtigen Dinge noch nicht veröffentlicht. Aber man hat sich sozusagen methodologisch zweigeteilt. Was ich aber meine, was damals schon stattgefunden hat und was im Werk Luhmanns sehr deutlich wurde... Lassen sie es auf meine heutige Situation bringen: Wir betreiben in der Kommunikationswissenschaft eine so genannte Normaltheorie. Chemie und Physik sind Normaltheorien. Die methodologischen und epistemologischen Fragestellungen haben wir immer den Philosophen überlassen. Popper und Adorno werden herangezogen, als ob sie unser Denken und unsere jeweiligen Probleme nachvollziehen würden, oder so eine Art „Überwissenschaftler“ wären. Und dann haben einige Leute, und darunter wieder einmal Luhmann, gesagt, „ist es nicht unsere Aufgabe, diese epistemologischen und methodologischen Fragestellungen aus unserer einzelwissenschaftlichen Perspektive heraus“, bei ihm die Soziologie, „anzufordern und zu sagen, was hat die Weltliteratur, seit der Antike zu bieten, und was müssen wir selber noch machen?“ Sie sagen, ich zitiere wahnsinnig viel. Ich will diesen Geschmack der Systemtheorie auf die richtige Ebene bringen. Die Systemtheorie hat seit den Vorsokratikern eine Karriere gemacht, natürlich ging es 2000 Jahre lang um das Ganze und seine Teile, erst die Neukantianer haben dann den Aspekt hereingebracht, dass das Ganze mehr ist als die Summe seiner einzelnen Teile. Und die Kybernetik hat die Systemtheorie aufgebrochen. Das hat sich in unserer Lebenszeit ereignet. Die Traditionalisten fragen dann, „ja wo ist denn jetzt dieser große Systemtheoretiker?“ Und dann wurde mal der Heinz von Foerster oder der Ashby genannt. Ich sage, mit Nichten! Die kamen alle aus Disziplinen, in den 40er und 50er Jahren. Das heißt, mir geht es darum, dieses Denken, das wir verfügbar haben können, wenn wir nur wollen, wir müssen uns darum kümmern, einzubringen. Und wir können heute nicht mehr so verfahren, als könnten wir irgend eine Disziplin so separat betreiben, und nur im Labor irgend etwas kochen. Und dann den Philosophen sagen, „jetzt bitteschön ans Werk.“ Für uns Einzelwissenschaftler ist das Problem aufgetaucht, wir müssen uns auch darum kümmern, was der Rühl in seinem Studium schon gemacht hat, „wie erkläre ich das, wie kann ich das erkennen?“ Und nicht zu meinen, „da muss ich nur zu Herrn Wirth in die Methodologie gehen und dann kriege ich schon gesagt wie das mit der Inhaltsanalyse und mit der Befragung ist.“ Dieses Verkennen einer Spezialisierung innerhalb einer Disziplin, und das Ausblenden des ganzen Horizontes an Erkenntnismöglichkeiten. Natürlich sind die zum Teil veraltet und abgeschafft worden. Aber es gibt auch viele, die wieder aufgegriffen werden, zum Beispiel die Phänomenologie Husserls und auch Max Weber. Die sind beide über Amerika wieder zu uns gekommen. Aber inzwischen ist der zweite Weltkrieg ja vorbei. Und da würde ich es in meinem Fach begrüßen, dass man sich da einmal etwas umschaute. Eine meiner letzten Vorlesungen war eine Erkenntnistheorie der Kommunikationswissenschaft, weil ich einfach das Bedürfnis hatte, für mich und auch für meine Studenten, die schon wussten, jetzt geht es bald [lacht], dass ich sagte, „das müssen wir hereinbringen in das Fach.“ Natürlich haben wir keine Aussicht einen Lehrstuhl für Kommunikationsphilosophie, oder für Erkenntnistheorie, oder Methodologie. Ich fürchte aber dass Lehrstühle, wie der von Herrn Wirth, zuerst in München und dann in Zürich, das sind Serviceleistungen. Und darüber habe ich auch schon mit ihm diskutiert. Natürlich muss man diese Methoden im Grundstudium lehren. Aber wer sagt uns denn, dass wir nicht auch anders Kommunikation erkennen können, es sei denn über die Inhaltsanalyse und die Befragung? Wenn wir aus der Geschichte dieser Methoden wissen, die haben eine Theoriegeschichte und kommen aus der Ethnologie, aus der Verhaltenslehre. Ja, Verhalten ist nicht Kommunikation. Wenn es auch im Fach Phasen gab, als man von kommunikativem Verhalten oder Handeln, wie Habermas, sprach. Aber da sind sie auf einer

Reflexionsebene, wo sie die da unten nicht mehr verstehen, das ist richtig. Aber ich muss diese Kritik üben. Ich darf nicht sagen, von irgendwoher wird schon ein inhaltsanalytisches Thema kommen. Oder wie es Abraham Kaplan einmal sagte, es verwundert, dass ausgerechnet solche Probleme anstehen, die mit der Kapazität der Untersucher zu tun haben. Also dass die Fragestellung mit der Methode beantwortet wird, die die Forscher gut drauf haben. Und das sehe ich als ein absolutes Desiderat der Kommunikationswissenschaft. Die Systemtheorie wurde zwar aufgegriffen, der Funktionalismus wurde aber vorschnell als teleologisch abgetan, obwohl er zum Beispiel von Luhmann und den ganzen Bielefeldern überhaupt nicht so vertreten wurde. Da kommen wir nicht weiter, wenn wir alle Medienereignisse mit Hilfe der Befragung und der Inhaltsanalyse beantworten wollen.

[Während des Kassettenwechsels fing M. Rühl an über die Perspektive der vorliegenden Magisterarbeit zu sprechen]

MR: Wenn sie bei mir das soziale Umfeld von der Kindheit, vom Früh- oder Halbwaisen, die Kriegsereignisse und alles betrachten, das waren doch immer Umstände, die völlig außer Kontrolle waren. Und die aber wahrscheinlich mit etwas... Ich kann das gar nicht beurteilen, ich kann nur feststellen, dass es so war. Aber ich werde doch aus mir nicht ein Genie machen, oder einen Nestor, der über allem steht. Das misshagt mir an dem Wissenschaftsverständnis. Und das was ich vorhin mit Wittgenstein zitiert habe [während des Kassettenwechsels], das Subjekt gibt es ja gar nicht, es ist die Grenze der Welt, das denke ich sollte ein Wissenschaftler anstreben. „Marginal Man“, das hatte Robert Park zwar auf die Randfiguren der Gesellschaft bezogen. Aber zum 792 mal im Kern der, an der Substanz orientierten Physik etwas aufzukochen, das ist doch uninteressant. Das was bis zu dem Zeitpunkt Rand ist, da sind die Probleme. Und der Rand hat natürlich, da würde ich Wittgenstein nicht mehr zitieren, da würde ich eher von einer Überschneidungsmenge bei den Disziplinen, Methoden und Theorien sprechen, da sehe ich fruchtbares.

AS: Aber obwohl sie jetzt von Rand sprechen, und dass Wissenschaft sich dort lohnt, hat ihre Arbeit ja auch einen integrativen Charakter, und sie...

MR: Ja. Man spricht ja viel von Interdisziplinarität, und das war schon die Vorstellung. Wenn sie aber in zwei, drei Disziplinen sozialisiert wurden und studiert haben, bis hin zu den Methodenunterschieden und Theorien und Erkenntnistheorien, dann habe ich zum Beispiel bei den Wirtschaftswissenschaften die Mängelrüge, dass sie sich Zweck-Mittel orientieren. Mit einer solchen Teleologie kommen sie in der Kommunikationswissenschaft nicht weiter. Es sei denn, sie reduzieren das wie Ruß-Mohl auf den Homo Ökonomikus, machen aus dem kommunizierenden Menschen einen Homo Ökonomikus. Dann haben sie eine zweckrationale Figur, nur, sie ist nicht wirklich. Das ist ein unbrauchbares Konstrukt. Ich kann das nicht umtaufen und sagen, so verhalten sich Journalisten. Das tun sie überhaupt nicht. Journalisten sind für mich auch ziemlich uninteressant, solange sie nicht im Kontext einer Redaktion für ein Blatt arbeiten.

AS: Zu ihrem Wirklichkeitsverständnis noch eine Frage. Sie sprechen gerade auch in „Journalismus und Gesellschaft“ von Ereignissen. Und dahin zielt ja auch die Kritik Ulrich Saxers in seiner Buchbesprechung, in der thematisiert wird, dass sie Journalismus als Komplexitätsreduktion begreifen. Das hängt für mich eng mit ihrem Wirklichkeitsverständnis zusammen, und da wollte ich fragen, auch im Hinblick auf ihre Vorstellung einer ereignishaften Welt: Welche Rolle hat dabei zum Beispiel die Religion in ihrem Leben gespielt?

MR: Also zunächst einmal: Bedenken sie bitte, das Buch wurde 1980 veröffentlicht. Das wird auch immer vergessen, als ob ich seit einem viertel Jahrhundert nichts mehr geschrieben hätte,...

AS: *Aber ich...*

MR: Nein, das ist jetzt keine Kritik an ihrer Sache, sondern nur an dem Sachverhalt, dass ich das immer in der Kritik finde. Da könnte ich lange ausführen, weil sie Ulrich Saxer zitiert haben, wir haben auch zusammen veröffentlicht, sogar einen Ethik-Aufsatz geschrieben, und sind doch weit auseinander. Zu ihrer Frage, jetzt ganz grundsätzlich. Nehmen Sie Otto Groth. Der geht aus von der Zeitung. Von der Zeitung als Idealtyp. Alle praktischen, würde Platon ihm dann zur Seite stehen, alle Vorkommnisse, die Zeitung heißen, sind in diesen Idealtypus als Materialobjekte hinein zu projizieren. Meine Zugangsweise ist umgekehrt. Ich komme von Außen, von der Komplexität der Welt. Die Ereignishaftigkeit ist ein Hilfsbegriff. Da ist mehr als nur Ereignisse. Aber die Entdeckung der Komplexität halte ich für eines der zentralen Dinge des 20. Jahrhunderts. Und von da ausgehend zu fragen, so, „wo ist mein Bierchen?“ Wo reduziere ich das, um einen handhabbaren Sachverhalt wie eine Zeitungsredaktion, oder ein Journalismussystem zu bekommen? Die große Aufgabe hierbei ist das nicht weg zu dividieren und zu sagen, „das interessiert mich nicht, die Zeitschrift heißt Zeitschrift, weil sie keine Zeitung ist.“ Solche definitorischen Hilfsmaßnahmen... Nein, ich muss von dieser Komplexität ausgehen. Und da kommt dann ihre Frage zu recht. Was ist dann diese Realität? Da kommt mir aber auch kein religiöses Denken in die Quere. Sondern ich habe mich auf die Kommunikation in dem Sinne, den ich vorhin sagte, mit dem Modus Bewusstsein, alles menschliche Vermögen, auch das Handeln, ich katapultiere doch das Handeln nicht hinaus. Ich halte es nur nicht für sinnvoll Kommunikation an einem Einzelnen zu erklären. Es gibt keine Einzelwesenskommunikation, das wäre eine zu radikale Reduktion von Komplexität, die aber durchaus üblich ist, wie wir wissen. Da würde ich sagen, die Realität der Kommunikation ist unter diesen komplexen Bedingungen der sozialen, der sachlichen und der zeitlichen Struktur zu sehen. Und wenn sie jetzt sagen, „wie halten sie es mit der Religion?“ Dann sage ich ihnen, ja, ein Gebet... Das habe ich schon mit einem Kollegen in München diskutiert, der macht dort Medienwissenschaften an der Hochschule für Philosophie, ich war da zu einer Ethikveranstaltung eingeladen. Es ist einleuchtend für den Gläubigen zu sagen: Ich bete und kommuniziere mit Gott. Und er hofft darauf, dass seine Gebete erhört werden. Ein Atheist würde sagen, aus meiner Position ist das keine Kommunikation, weil es keinen Gott gibt. Da bin ich jetzt nicht der Dritte, der zwischen den beiden Positionen entscheidet. Aus dieser Konstellation heraus kann man fragen: Was ist Religion anderes als Kommunikation? Ich denke von der Kommunikationsebene ist da keine Vorentscheidung philosophischer oder theologischer Art vonnöten.

AS: *Worüber wir jetzt noch nicht gesprochen haben, das ist ihre Heimatuniversität und das sind ihre Kollegen, oder auch Konkurrenten, die sie damals hatten...*

MR: Also, die Heimatuniversität ist das, was heute die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät der Universität Erlangen-Nürnberg ist. Nein, studiert habe ich an der philosophischen Fakultät in Nürnberg, weil da die Ökonomie dazu gehörte. Dann habe ich an die Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Nürnberg gewechselt. Es gab um die Jahrhundertwende, in Leipzig, Berlin, Mannheim, Nürnberg, da hat man die Betriebswirtschaftslehre nicht in die Universität mit hinein genommen. Den Technikern ging es ähnlich. Da gab es dann die technischen Hochschulen und die Handelshochschulen. Das war also bis 1960 eine selbständige Hochschule. An der habe ich mein Examen als Diplom-Volkswirt gemacht. 1961 wurde die Hochschule dann zur WiSo

Fakultät und zur Universität Erlangen-Nürnberg. Aber: Von der Hochschule bin ich diplomiert worden, und von der Fakultät bin ich dann promoviert worden, und habe mich auch habilitiert. Am Ronneberger-Lehrstuhl, da habe ich mich am längsten aufgehalten. Und am sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum, das damals einen Sonderforschungsbereich hatte, den ersten, der hatte die Nummer 22. Heute sind wir bei 3, oder 4 oder 5. Der hieß „Sozialisation und Kommunikation“ und wurde 1970 eingerichtet – Wird in unserer Wissenschaft auch kaum gefragt. Da waren meine Mitarbeiter der Thomas Gruber, jetzt Intendant beim Bayrischen Rundfunk, und Barbara Koller, die hier eine leitende Position bei der Bundesagentur für Arbeit hat.

Der zweite Aspekt, wer waren meine Konkurrenten? Tja... Keine! Es gab keine. [lacht] Nein, das ist natürlich abenteuerlich. Die Konkurrenz wäre entstanden, wenn auf meinem Gebiet sozusagen... also Konkurrenz in Bezug auf Positionen kann man ja nur sagen... Sie können nur sagen, „wer gehört im engeren Sinne unseres Faches meiner Generation an?“ Das waren Winfried Lerg, Franz Dröge, der war anfangs so etwas wie ein Parsons-ianer/Luhmann-ianer und hatte dann ein Damaskus-Erlebnis und wurde dann über Nacht Marxist. Michael Schmolke war dann mein Konkurrent, ein Mitbewerber, Konkurrent konnte man da nicht sagen, als es um die Nachfolge von Kieslich in Salzburg ging, er war aber schon habilitiert, ich nur promoviert und hatte da also wenig Chancen. Dann gab es Glotz und Langenbucher in München. Strakulla Senior war schon älter. Die anderen waren die Newcomer. Langenbucher war dann einmal Konkurrent in Wien, da war ich auf Platz eins, und er auf Platz zwei, aber er ist berufen worden. Winfried Schulz, der hier bis vor kurzem in Nürnberg war, jetzt Frau Holtz-Bacha, das ist der Lehrstuhl von Ronneberger. Und jetzt fängt es schon an, dünn zu werden. Die Berliner hatten da gerade... Da ging alles durcheinander... Wenn man will Saxer, aber da war ich aus nationalen Gründen... Also ich war damals der Meinung, das der erste Lehrstuhl überhaupt für Kommunikation-, das heißt, Publizistik, die heißen ja heute noch Publizistik, aber ich war damals einfach der Meinung, man sollte keine Deutschen berufen. Natürlich ist das jetzt anders, das ist ja auch eine andere Situation. Aber damals, stellen sie sich das vor, für die ganze Schweiz, nicht nur für die deutschsprachige. Ja, wir waren noch nicht so befreundet, wie wir es dann später wurden. Aber das wäre, wenn sie so wollen, eine Konkurrenz. Ich war dann in Hohenheim Platz eins und wurde berufen, war in Nürnberg Platz eins und bin nicht berufen worden, war in Wien auf Platz eins und wurde nicht berufen, war in Bamberg auf Platz eins und wurde berufen. Das waren so die konkreten Berufungen. Es gab ja auch gar nicht so viel damals. Es kam ja erst. Bamberg war neu, Hohenheim war neu. Vorher gab es ja nur ein halbes Dutzend, wenn es hoch kommt, Lehrstühle.

AS: Und die Professoren, die sie jetzt genannt haben, war das auch die „scientific community“, in der sie sich bewegt haben? Kann man das so sagen?

MR: Ja. Schauen sie, wenn sie die Gründungsurkunde... Vor zwei Jahren wurde die ausgegraben, ja, 1963, „40 Jahre Deutsche Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft“, bis 1973 hieß die Publizistik und Zeitungswissenschaft. Und ich war Gründungsmitglied, ich war der jüngste und war wissenschaftliche Hilfskraft. Und wenn sie dann lesen, Praxke, Dovifat – Ronneberger und Noelle waren noch nicht drauf – der Herr Schütz, Redakteur der Publizistik, aber von den großen Zampanos, sie müssten das mal nachschauen, aber jedenfalls, das war die scientific community damals.

[Hier hat das Aufnahmegerät endgültig versagt]

Papier mit schriftlichen Ergänzungen zum Interview vom 04.01.2005

Prof. Dr. Dr. Manfred Rühl erklärte sich freundlicherweise zu einem zweiten Interviewtermin bereit. Ich habe ihn um diesen zweiten Termin gebeten, da das erste Interview nur unvollständig aufgezeichnet wurde. Bei diesem zweiten Treffen überreichte mir Manfred Rühl unter anderem ein Papier mit schriftlichen Ergänzungen zu seinem Aufenthalt an der Annenberg School of Communications in Amerika, das hier als Abschrift angeführt ist.

Als ich Mitte der 1950er Jahre im Westen Deutschlands mein Studium begann, gehörte die Publizistikwissenschaft zu meiner Fächerwahl. In Kommunikationswissenschaft [Communications, Communication Science, Communication Study] wurde ich promoviert, doch eine breite und tiefgestaffelte kommunikationswissenschaftliche Horizonterweiterung ermöglichte mir erst ein Postdoc-Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), das ermöglichte, einer Einladung des Dekans George Gerbner an die Annenberg School of Communications (ASC) der University of Pennsylvania zu folgen. Das Studienjahr 1969/70 in Philadelphia bot eine emergierende Kommunikationswissenschaft. Auf dem Campus operierte ein Nachfahre des ersten Universitäts-Computers überhaupt¹, doch Märkte für Personalcomputer waren noch unbekannt. Die Annenberg School of Communications, damals reine Graduate School, ließ pro Jahr neunzig M.A.-Studenten und Ph.D.-Kandidaten zu, die es mit zwanzig Lehrpersonen zu tun hatten.

Problematisiert wurden Grundlagentheorien und Anwendungsforschungen eines scheinbar unbegrenzten Feldes der Humankommunikation. In einem eigenen wöchentlichen Fakultätsseminar präsentierten und diskutierten die Mitglieder der ASC ihre gegenwärtigen Forschungsarbeiten. Ich erinnere: George Gerbner hatte soeben den Leit-Artikel *Towards 'Cultural Indicators': The Analysis of Mass Mediated Public Message Systems* veröffentlicht; mit einem Team wurden die quantitativen Standards getestet. Charles R. Wright, ein Schüler Mertons und Lazarsfelds, prüfte sein 1959 vorgelegtes Systemmodell Massenkommunikation in internationalen Vergleichen. Erving Goffman, als Benjamin-Franklin-Professor der Annenberg School institutionell nur locker verbunden, suchte mit seiner *Interaction Order* nach Regeln der Kommunikation von Angesicht zu Angesicht. Percy H. Tannenbaum, Larry Gross und Dolf Zillmann arbeiteten an dem Arousal-Modell im Rahmen einer Großindustrie, unterstützt vom US-Department of Health. Klaus Krippendorff, von der Hochschule für Gestaltung in Ulm diplomiert, hatte an der University of Illinois den Übergang von der

¹ Das war EDVAC = Electronic Discrete Variable Automatic Computer, der schon Vorgänger hatte. Lévy: Erfindung des Computers, 1998; Ceruzzi: An unforeseen revolution, 1986.

Kybernetik erster Ordnung (W. Ross Ashby) zur Kybernetik zweiter Ordnung (Heinz von Foerster) mitvollzogen, und bearbeitete Probleme der computer-unterstützten Inhaltsanalyse zur Anwendung in „science and art“ – vor dem methodologischen Horizont der Allerton House Conference (1955)² und der Annenberg School Conference (1966)³. Während meines Aufenthaltes erschien Ray Birdwhistells *Kinesics and Context*⁴, eine Kommunikationstheorie der Körperbewegungen, die Albert und Alice Scheflen in New York klinisch erprobten, und Birdwhistell war bemüht, eine Brücke zu schlagen zu Goffmans *Interaction Order*-Forschung. Mit seiner Filmforschung spürte Sol Worth den Mythen und Wertvorstellungen, Perspektiven und Organisationsformen der Navajos nach, und untersuchte zur gleichen Zeit die ästhetisch-ideologischen Filmsymbiosen Leni Riefenstahls. Mit Robert Lewis Shayons kommunikationspolitischen Untersuchungen des amerikanischen Systems der „media as a business“ stieß ich auf das einzige kommunikationswissenschaftliche Forschungsgebiet, das hinter den Arbeiten Franz Ronnebergers zurücklag.

Ein breites Spektrum einer ausdifferenzierten Kommunikationswissenschaft eröffneten Gespräche und Diskussionen mit Harold D. Lasswell (Yale), David Riesman (Harvard), Ithiel de Sola Pool und Daniel Lerner (MIT), Kurt Lang (State University of New York), Allen H. Barton und W. Phillips Davison (Columbia), David Manning White (Boston), Morris Janowitz (Chicago), Paul Watzlawik (Palo Alto) und Walter Gieber (San Francisco State College). Unmittelbare Kooperationen für mein damaliges Schwerpunktgebiet, die Journalismusforschung, waren nicht zu finden, zumal D. M. White und W. Gieber keine Anschlussuntersuchungen vorhatten. Mit Blick auf Pläne, in der Bundesrepublik Deutschland die Journalistenausbildung universitätsreif zu machen, besuchte ich Zeitungsredaktionen, Fernseh- und Filmstudios in Chicago, New York, Philadelphia und „Hollywood“.

In Philadelphia entstand ein grundlagentheoretisches Konzept, das mich viele Jahre lang in kommunikationswissenschaftlichen Vorlesungen und Seminaren begleitete. Betont sozialwissenschaftlich orientiert entstand daraus ein anwendungstheoretisches Netzwerk für einen viersemestrigen Vorlesungszyklus, mit den Einzelphasen *Humankommunikation*, *Publizistik*, *Journalistik*, *Public Relations*, *Organisationskommunikation*, *Politische Ökonomie der Publizistik*, *Kommunikationsethik*, *Publikumsforschung*, *Öffentlichkeit und öffentliche Meinung*.

² Pool: Content analysis, 1959.

³ Gerbner et. al.: Communication content, 1969.

⁴ Birdwhistell: Kinesics and context, 1970.

Biografische Anmerkungen

von Univ.-Prof. Dr. Dr. Manfred Rühl Emeritus für Kommunikationswissenschaft der Otto-Friedrich-Universität Bamberg.

Herrn Prof. Dr. Dr. Manfred Rühl wurde per E-Mail eine Liste mit Detailanfragen zu seiner Biografie zugesendet. Die hier angeführten Daten und kurzen Texte wurden von Manfred Rühl verfasst.

Vater: Karl Rühl, Bäckermeister (+ 1937)

Mutter: Maria, geb. Pacher, Hausfrau (+ 1993)

Geschwister: Gerda (1936), Bibliothekarin
Helga (1938), Hausfrau

Ehe: Seit 1968 mit Dr. med. Antke Rühl, geb. Ronneberger (1941), Fachärztin für Kinder- und Jugendmedizin

Sohn: Dr. med. Sebastian Rühl (1974), Assistenzarzt für Kinder- und Jugendmedizin

Eigene, längerfristige journalistische Tätigkeiten:

- *Nürnberger Nachrichten* (freier Mitarbeiter und Kolumnist für die Ressorts Feuilleton und Wirtschaft),
- *Sportmagazin* (überwiegend innerredaktionell, mit gelegentlichen Außenterminen),
- *Bayerischer Rundfunk, Hörfunk* (Reportagen, Hörbilder),
- projektspezifische Mitarbeit bei *Der Bote für Nürnberg-Land*, *8-Uhr-Blatt*, *Die Welt*, *U.S. News & World Report*, *Tages-Anzeiger* u.a.

Zur ersten persönlichen Begegnung mit Niklas Luhmann:

Szenario: Es muss 1966/1967 gewesen sein, ich recherchierte für meine Dissertation, und hatte von Niklas Luhmann (auf Anraten von Franz Ronneberger) *Funktionen und Formen formaler Organisation* (1964), *Theorie der Verwaltungswissenschaft* (1966), die Aufsätze *Funktion und Kausalität*, *Funktionale Methode und Systemtheorie* studiert. Luhmann hätte man zu dieser Zeit einen Handlungssystem/Umwelt-Theoretiker nennen können, der sich vom Werk Talcott Parsons unterschied, durch den eigenen funktional-strukturellen Ansatz. Beide soziologische Theorien standen am Lehrstuhl für Politik- und Kommunikationswissenschaft (den seit 1964 Franz Ronneberger inne hatte) im Wettbewerb mit politikwissenschaftlichen, von der Kybernetik (erster Ordnung) geprägten Systemtheorien von Karl W. Deutsch, Gabriel A. Almond, Sidney Verba, Ithiel de Sola Pool, Harold D. Lasswell, Daniel Lerner, die für uns einen besonderen Anreiz deshalb hatten, da sie Politik ausdrücklich auf der Grundlage von Kommunikationsprozessen operational machten – nicht mehr als Handelungssysteme. Luhmann wird meines Wissens erst durch die um Sinn rotierende Debatte mit seinem Lieblingsopponenten Jürgen Habermas zum Kommunikationssystem/Umwelt-Theoretiker.

Die Sozialwissenschaftler der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Erlangen-Nürnberg planten 1966/67 ein multidisziplinäres Großprojekt. Daraus wurde (ab 1970) der DFG-Sonderforschungsbereich 22 „Sozialisations- und Kommunikationsforschung“. Zur Vorbereitung eines grundlagentheoretischen Konzepts waren u.a. Gastvorträge über neuere sozialwissenschaftliche Positionen vorgesehen. Es wurden – die jedenfalls erinnere ich - der Soziologe René König, der Humanethologe Irenäus Eibl-Eibesfeldt, der Publizist Rüdiger Altmann, und Niklas Luhmann, damals Abteilungsleiter an der Sozialforschungsstelle der Universität Münster in Dortmund, (als sozialwissenschaftlicher Geheimitipp) eingeladen.

Nach Vortrag, Diskussion und Umtrunk ging ich mit Luhmann zum Hotel und fragte neugierig nach gegenwärtigen Arbeiten. Er: „Ich arbeite an einer Theorie der Gesellschaft.“ Die Antwort elektrisierte mich, denn die Sozialwissenschaften der 1960er Jahre wurden - so mein Eindruck - von einer neobehavioristisch gesteuerten Stückwerkforschung beherrscht, deren Daten-Outputs in alle Richtungen davonzufluten drohten. Theorieentwürfe als Forschungsprogramme waren nicht erwünscht. Als ich Luhmanns Antwort dreißig Jahre später im Vorwort zu *Die Gesellschaft der Gesellschaft* wieder fand, diesmal als Vollzugsmeldung, war ich voll der Bewunderung über seine Werkplanung, Energie und das Durchsetzungsvermögen, ohne nennenswerte Förderung ein derart weitgespanntes Vorhaben zu verwirklichen. Niklas Luhmann hat sich – wie vor ihm Hobbes, Kant, Max Weber, Georg Simmel und bestimmt noch andere – die Leitfrage gestellt: Wie ist Ordnung möglich? Im Fall Luhmann kann man, mit verweist auf das vorliegende Gesamtwerk mehrsinnig sagen: So, zum Beispiel.

Wie kam es zu den zwei Doktorgraden?

Entscheidend dafür waren Ausgangslage und Fortsetzung in den 1960er Jahren im Westen Deutschlands, mit einem facettenreich angelegten wissenschaftlichen Studium (ich komme demnächst ins 100. Semester!) eine anspruchsvolle professionelle Erwerbsarbeit zu finden - bei sehr dürftigen Orientierungshilfen, unvergleichbar mit der heutigen Fülle der Studienberatungen.

Als ich mich während meines Studiums der Volkswirtschaftslehre (zu dem damals in der ersten Hälfte das Studium der BWL und das der "wirtschaftlich relevanten Bereiche des privaten und des öffentlichen Rechts" gehörten) für das Wahlfach *Publizistikwissenschaft* entschloss, war noch keine Berufsorientierung getroffen. Ich schrieb meine Diplomarbeit "*Der Stürmer* und sein Herausgeber" (1960) als geisteswissenschaftlich-historisierende Studie, die einige Bibliotheken, auch die der Kath. Uni Eichstätt, fotokopiert in ihre Bestände aufnahmen. Berufsweg nicht vorgezeichnet, ungeachtet der "Karriere" vom Redaktionsboten zum Sonntagsredakteur und Zeitungskolumnisten.

Schon bei der Planung und dem Streben nach der Promotion zum Dr. rer. pol. an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg (Februar 1968) habe ich mir vorgenommen, einen wissenschaftlichen Beruf zu ergreifen. Der Journalismus war mir zu eng, und in Beratungsgesprächen wurde immer öfter angedeutet, dass ich für den Journalismus "überqualifiziert" sei. Zwischen 1964 und 1968 liegen die Vorarbeiten für die Dissertation. Dazu kamen eineinhalb Jahre der Vertretung zweier Assistentenstellen: die eigene "für Kommunikationswissenschaft" und die (noch vakante) Assistentenstelle "für Politikwissenschaft" am Lehrstuhl Franz Ronnebergers. Ein multidisziplinäres Selbststudium war gefragt, und sehr fruchtbar war eine intensive Zusammenarbeit mit Franz Ronneberger, der mein entscheidender akademischer Lehrer wurde. Die Vorbereitung auf das Rigorosum in den vier Fächern Volkswirtschaftslehre und Sozialpolitik, Soziologie, Sozialpsychologie und Kommunikationswissenschaft, hatte, wie damals üblich, "gut abgehangene Theorien" zum Gegenstand. Eine Disputation war von der Promotion nicht vorgesehen, eine Diskussion eigener, aktueller Forschungsarbeiten, blieb aus. Mein Berufswunsch wurde durch meinen einjährigen Amerikaaufenthalt "endgültig" gefestigt, ja die Kommunikationswissenschaft erhielt für mich viele Konturen. Ich wurde - wie Ihnen bekannt - zu vielfältigen "akademischen Aktivitäten" herausgefordert. Gleichwohl habe ich die Habilitation forciert.

Dieser Tage las ich, dass man heute rund zehn Jahre für die Habilitation veranschlagt. So lange habe ich faktisch gebraucht, bis ich im Januar 1978 von der Wiso-Fakultät der Uni Erlangen-Nürnberg den akademischen Grad Dr. rer. pol. habil. verliehen bekam, und die

Lehrbefähigung für das Fach *Kommunikationswissenschaft* erwarb. Kurz davor hatte die bayerische Hochschulgesetzgebung geregelt, dass zur Habilitation ein eigener Dr.-Grad verliehen wird, und die Verleihung der Bezeichnung "Privatdozent" wegfalle. Längst wieder geändert.) Da ich im November 1976 nach Hohenheim berufen und Professor geworden war, fiel meine "nachträgliche" Habilitation aus dem Rahmen des Üblichen. Bei der Berufung Nicht-Habilitierter gilt: die Berufung "heilt" die Nicht-Habilitation. Nachdem ich in mein Thema "Journalismus und Gesellschaft" schon viel Zeit und Energie, nicht zu vergessen die Vernachlässigung der Familie investiert hatte, und international keine Aussicht bestand, dass eine journalistische Makrotheorie auf den Weg kam, habe ich die Schrift abgeschlossen - auch wenn es mir, ungeachtet der Ansprüche durch den Aufbau des Faches und eines neuen Studiengangs in Hohenheim, nicht besonders leicht fiel. Die Habilitation war formalrechtlich nie relevant, psychisch-sozial ist sie immer von Bedeutung gewesen.

Die Schilderung der drei Qualifikationsstufen und die Wege zu den beiden Dr.-Graden machen, zusammengefasst, die Bezeichnung meines Lehr- und Forschungsgebiets als sozialwissenschaftliche Kommunikationswissenschaft transparenter.

Tabellarischer Lebenslauf

(<http://www.uni-bamberg.de/split/kowi/mitarbeiter/@ruehl.htm>)

1933	in Nürnberg geboren
1950 – 1951	High-School-Stipendiat, Dayton, Ohio
1950 – 1965	Freie Mitarbeit bei Tageszeitungen, Zeitschriften und Rundfunkanstalten
1953	Abitur
1953 - 1955	Lehre als Industriekaufmann
1956 - 1960	Studium der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Philosophie an den Universitäten Erlangen, FU Berlin und Hochschule für Wissenschafts- und Sozialwissenschaften Nürnberg
1960	Diplom-Volkswirt
1960 - 1963	Verwalter einer Assistentenstelle, Institut für Publizistik, Universität Erlangen- Nürnberg
1964 - 1968	Wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Politik- und Kommunikationswissenschaft, Universität Erlangen-Nürnberg
1968	Promotion, Universität Erlangen-Nürnberg („Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System“)
1968 - 1974	Akademischer Rat bzw. Oberrat, Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum Universität Erlangen-Nürnberg
1969 – 1970	Scholar-in-Residence, The Annenberg School of Communications, University of Pennsylvania, Philadelphia
1973-1974	Lehrstuhlvertretung, Johannes Gutenberg-Universität Mainz
1975 – 1976	Akademischer Direktor, Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum, Universität Erlangen-Nürnberg
1978	Habilitation Universität Erlangen-Nürnberg („Journalismus und Gesellschaft. Bestandsaufnahme und Theorieentwurf“); Venia legendi: <i>Kommunikationswissenschaft</i>
1976 - 1983	Professor für Kommunikationswissenschaft und Leiter des Aufbaustudienganges Journalistik der Universität Hohenheim
1977 - 1980	Member, Board of Directors, International Communication Association (ICA)
1980 – 1982	Erster Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK)
1983-1999	Inhaber des Lehrstuhls für Kommunikationswissenschaft, Schwerpunkt Journalistik, Otto-Friedrich-Universität Bamberg; Leiter der Forschungsstelle für Kommunikationspolitik Mehrere Gastprofessuren im In- und Ausland

Weitere Tätigkeiten:

Fachgutachter für Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG),
Deutscher Akademischer Austauschdienst (DAAD), Alexander von
Humboldt-Stiftung (AvH)

> [nach oben](#)

16. September 2004; verantwortlich für den Inhalt: [Prof. emerit. Dr. Dr. M. Rühl](#)

Gedächtnisprotokoll zum Gespräch mit Prof. Dr. Stuiber vom 25.02.2005

in dessen Büro am Institut für Kommunikationswissenschaft der Ludwig-Maximilians-Universität in München.

Das Gespräch dauerte ca. 20 Minuten und fand zur Mittagszeit statt.

Herr Prof. Dr. Stuiber wurde zu Beginn des Gespräches darauf hingewiesen, dass relevante Aspekte des Gespräches protokollartig zusammengefasst würden. Wir einigten uns darüber, die hier gewonnenen Informationen nicht zu anonymisieren.

Das Protokoll wurde Herrn Prof. Dr. Stuiber zur inhaltlichen Absicherung vorgelegt und akzeptiert.

Das Protokoll gliedert sich nicht nach dem Gesprächsverlauf, sondern nach inhaltlichen Schwerpunkten.

Die folgenden Anmerkungen und Fragen wurden während des Gespräches von mir eingebracht:

- Bisher gehe ich vor allem von drei wichtigen sozialen Einflussrichtungen auf das Denken Rühls aus. Das sind das „Ronneberger Milieu“ mit Franz Ronneberger als Rühls Mentor und Schwiegervater; Luhmann als theoretischer Bezugspunkt und der Amerikaaufenthalt an der Annenberg School of Communications.
- Rühl selbst bezeichnet Ronneberger als seinen Mentor. Unterschied sich die Beziehung Ronneberger-Rühl von anderen sozialen Beziehungen Ronnebergers zu seinen Studenten und Assistenten?
- Rühl erzählte mir, er habe Luhmann im Rahmen eines Vortrages in Nürnberg kennen gelernt und wäre sehr beeindruckt von dessen Plänen gewesen. Wie würden sie den Einfluss Luhmanns auf die theoretische Entwicklung Rühls beschreiben?
- Hat der Amerika Aufenthalt Rühls seine theoretische Perspektive beeinflusst?
- Unabhängig von den bisher gestellten Fragen, wenn sie an Rühl und seine theoretische Entwicklung denken, fallen ihnen da sonst noch prägnante Dinge ein?

Der Wissenschaftler Manfred Rühl

Prof. Dr. Stuiber bezeichnete Manfred Rühl im Verlauf des Gespräches als „überaus fleißig“ und als „den belesensten und fundiertesten Vertreter unseres Faches“. Rühl hat nach Meinung Prof. Dr. Stuibers „viele gute Gedanken ins Fach eingebracht“ und scheute nicht davor zurück „dicke Bretter zu bohren“. Sein größter Verdienst besteht nach Prof. Dr. Stuiber darin, daß er nicht resigniert, sondern seine theoretische Perspektive kontinuierlich und konsequent weiterentwickelt hat.

Die Wissenschaftliche Karriere Rühls

Rühl musste das Institut nachdem er die Tochter Ronnebergers geheiratet hatte verlassen. Er bekam Gelegenheit akademischer Rat am Sonderforschungsbereich 22 zu werden. Dort hatte er keine Lehrverpflichtungen und somit Zeit und Mittel seine Forschungen voranzutreiben. Während dieser Zeit verbrachte Rühl ein Studienjahr in Amerika. 1976 wurde Rühl nach Hohenheim berufen, obwohl er zu diesem Zeitpunkt noch nicht habilitiert war. Dass Rühl später nach Bamberg ging bewertet Prof. Dr. Stuiber zugleich negativ und positiv. Einerseits wären Rühls Entfaltungsmöglichkeiten in Bamberg durch die Einbettung in die Germanistik eingeschränkt gewesen. Andererseits ermöglichte diese Einschränkung wiederum Forschungsfreiräume.

Rühl und Ronneberger

Herr Prof. Dr. Stuiber wies darauf hin, dass Manfred Rühl nicht bei Franz Ronneberger studiert hatte. Rühl war Hilfskraft bei Ernst Meier und wurde danach Fakultätsassistent unter dem Dekan Linhard. Ronneberger, der mit dem Schwerpunkt der Politikwissenschaft (und einem Assistenten für diesen Lehrbereich) nach Erlangen-Nürnberg kam bot Rühl die Assistentenstelle für Kommunikationswissenschaft wohl aus Gründen der Kontinuität an. Ronneberger ließ Studenten und Mitarbeitern viel Freiraum. Er ging dabei keine engen „Lehrer-Schüler Beziehungen“ ein. Dies war auch in Beziehung auf Manfred Rühl nicht anders.

Ronneberger, der sonst eher auf die Eigenverantwortlichkeit seiner Mitarbeiter setzte, war bemüht Rühl zu seinem Nachfolger in Erlangen-Nürnberg zu machen. Obwohl Rühl aus der Perspektive Prof. Dr. Stuibers beurteilt, überaus qualifiziert für diese Stelle war (Studium der Wirtschaftswissenschaften), scheiterten Ronnebergers Bemühungen.

Theoretische Entwicklung Rühls

Theoretisch waren Ronneberger und Rühl nicht auf einer Linie. Ronneberger nutzte den Systembegriff eher heuristisch. Er war vielmehr von der Staatslehre Rudolf Smends beeinflusst, die er in Einklang mit einer pluralistischen, verbandsgesteuerten Parteiendemokratie sah.

Prof. Dr. Stuiber vermutet, dass sich Rühl anfänglich eher an der Organisationssoziologie Johann Plenges orientierte, auf die er wohl über Linhard aufmerksam wurde. Rühl rezipierte dann die luhmannsche Systemtheorie und adaptierte sie als theoretische Perspektive. Herr Prof. Dr. Stuiber erinnert sich an einen Vortrag Luhmanns in Nürnberg, der ungefähr zu der Zeit abgehalten wurde, als Luhmann nach Bielefeld ging (1968). In diesem Rahmen hat Rühl Niklas Luhmann auch persönlich kennen gelernt. Der Kontakt zu Luhmann entstand wiederum über Ronneberger. Ronneberger und Luhmann waren beide Juristen und Verwaltungswissenschaftler. Ein Austausch entstand vermutlich über gemeinsame Kontakte in Bielefeld (Rene König).

Annenberg School of Communications

Rühl hatte nach seiner Dissertation, während er am Sonderforschungsbereich 22 tätig war, Gelegenheit nach Amerika zu gehen. Im Rahmen einer Forschungsreise besuchte er auf einer Rundreise unterschiedliche Institute und war unter anderem an der Annenberg School of Communications bei George Gerbner. Rühl war stets darum bemüht, die dort geknüpften Kontakte beizubehalten.

Gründungsurkunde der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK) als Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Zeitungswissenschaft (DGPuZ) am 29.10.1963 (<http://www.dgpuk.de>)

1. Die am 29. Oktober 1963 im Institut für Zeitungswissenschaft der Universität München versammelten Fachvertreter des Faches Publizistik und Zeitungswissenschaft beschließen, ^{Eintragung} die "Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Zeitungswissenschaft" ins Leben zu rufen.
2. Die "Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Zeitungswissenschaft" soll als eingetragener Verein ^{mit planmäßigem Vorstand} nach bürgerlichem Recht konstituiert werden.
3. Mit dem vorläufigen Vorsitz der Gesellschaft, zugleich mit der Vorbereitung des Gründungsvorganges beauftragen die Unterzeichneten Herrn ^{Prof. Dr. Pracke} ~~Herrn~~, dem sie zugleich Vollmacht erteilen, die heute gefaßten Beschlüsse in die Tat umzusetzen.
4. Es wird ein Ausschuß einberufen, bestehend aus den Herren Prof. Dr. Hendricus J. P r a c k e, Dr. Günter K i e s l i c h, Walter J. S c h ü t z, Prof. Dr. Otto B. R o e g e l e, der unter Hinzuziehung eines juristischen Sachverständigen aufgrund der beiden vorgelegten Satzungsentwürfe und weiterer Vorschläge des Gründungskreises, die bis zum ^{31. September} ~~20. November~~ 1963 eingereicht werden müssen, bis zum ^{31. Januar} ~~31. November~~ 1964 einen neuen Satzungsentwurf vorlegen wird.
5. Die "Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Zeitungswissenschaft" wird zu ihrer nächsten Sitzung auf den ^{22. Februar 1964} ~~22. Februar 1964~~ einberufen.

Registrierung im Vereins- ~~Gesellschafts-~~
Register des Amtsgerichts Bonn unter der
Registernummer VR - ~~44~~ **3051**

26. März 1965

26. März 1965

Oberdick
Justiz - Angestellter
als Registrierer.

OBERDICK



Pracke
Dr. Kieslich
W. J. Schütz
Manfred Rühl
O. B. Roegel
M. K. K. K. K.
K. K. K. K.
K. K. K. K.

Prof. Dr. Pracke
Dr. Günter Kieslich
Walter J. Schütz
Prof. Dr. Otto B. Roegel
K. K. K. K.
K. K. K. K.
K. K. K. K.

Gründungsmitglieder:

Das GRÜNDUNGSPROTOKOLL der »Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Zeitungswissenschaft« vom 29. Oktober 1963 wurde (in dieser Reihenfolge; vgl. Faksimile auf der vorhergehenden Seite) unterzeichnet von

Prof. Dr. Henk Prakke (1900)

Honorarprofessor und Direktor des Instituts für Publizistik der Universität Münster

Prof. Dr. Hanns Braun (1893–1966)

a. o. Prof. für Zeitungswissenschaft und Direktor des Instituts für Zeitungswissenschaft der Universität München (emerit. 1961)

Prof. Dr. Dr. Ernst Meier (1893–1965)

apl. a. o. Prof. für Publizistik und Leiter des Instituts für Publizistik der Universität Erlangen/Nürnberg (emerit. 1961)

Manfred Rühl (1933)

Wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für Publizistik der Universität Erlangen/Nürnberg

Winfried B. Lerg (1932)

Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Publizistik der Universität Münster

Manfred Kötterheinrich (1939)

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Publizistik der Freien Universität Berlin [kein Gründungsmitglied]

Dr. Elisabeth Löckenhoff (1929–1985)

Wissenschaftliche Rätin am Institut für Publizistik der Freien Universität Berlin

Dr. Heinz Starkulla (1922)

Wissenschaftlicher Assistent und Lehrbeauftragter am Institut für Zeitungswissenschaft der Universität München

Walter J. Schütz (1930)

Referent im Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Bonn; Redaktion »Publizistik«

Dr. habil. Heinrich Tötter (1910)

Chefredakteur »Allgemeine Zeitung« (Mainz); Lehrbeauftragter für Zeitungswissenschaft an der Universität Mainz

Prof. Dr. Wilmont Haacke (1911)

o. Prof. für Publizistik und Direktor des Instituts für Publizistik der Universität Göttingen; Mitbegründer und Mitherausgeber der »Publizistik«

Prof. Dr. Emil Dovifat (1890–1969)

o. Prof. für Publizistik und Direktor des Instituts für Publizistik der Freien Universität Berlin (emerit. 1959); Wissenschaftlicher Leiter des Deutschen Instituts für publizistische Bildungsarbeit, Düsseldorf; Mitglied des Deutschen Presserates; Mitbegründer und Mitherausgeber der »Publizistik«

Dr. habil. Alfred Frankenfeld (1898–1975)

Chefredakteur im Verlag Axel Springer & Sohn, Hamburg; Geschäftsführer der Stiftung »Die Welt«, Hamburg; Lehrbeauftragter für wissenschaftliche Zeitungskunde an der Universität Hamburg; Mitglied der Hamburger Bürgerschaft; Mitglied des Deutschen Presserates

Prof. Dr. Fritz Eberhard (1896–1982)

Staatssekretär a. D.; Honorarprofessor und Leiter des Instituts für Publizistik der Freien Universität Berlin

Prof. Dr. Dr. Otto B. Roegele (1920)

o. Prof. für Zeitungswissenschaft und Direktor des Instituts für Zeitungswissenschaft der Universität München; Herausgeber des »Rheinischen Merkurs«

Dr. Kurt Koszyk (1929)

Direktor des Westfälisch-Niederrheinischen Instituts für Zeitungsforschung der Stadt Dortmund

Auf dem Protokoll fehlt die Unterschrift des Gründungsmitgliedes

Dr. Günter Kieslich (1924–1971)

Pressereferent der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland, Bonn; Mitherausgeber der »Publizistik«

Alle personenbezogenen Angaben beziehen sich auf den Stand von Oktober 1963.

W. J. S.

Rühl, Manfred: Publikationen.

(<http://www.uni-bamberg.de/split/kowi/mitarbeiter/ruehlpub.htm>)

2004

Ist eine Allgemeine Kommunikationswissenschaft möglich? Eine Autopolemik. In: Medien und Kommunikationswissenschaft 52, S. 173-192.

Theorie des Journalismus. In: Burkart, Roland & Hömberg, Walter (Hrsg.): Kommunikationstheorien. Ein Textbuch zur Einführung. 3. überarb. und erw. Auflage. Wien: Braumüller, S. 117-140.

2003

Organisatorischer Journalismus. Tendenzen der Redaktionsforschung. Nachdruck in: Neverla, Irene / Grittmann, Elke & Pater, Monika (Hrsg.): Grundlagentexte zur Journalistik. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2003, S. 303-320.

Kommunikation - supradisziplinärer Grundbegriff, auch für die Publizistik. In: Richter, Helmut & Schmitz, H. Walter (Hrsg.): Kommunikation- ein Schlüsselbegriff der Humanwissenschaften? Münster: Nodus 2003, S. 383-397.

Politische Ökonomie der Alltagspublizistik. Suchen und Prüfen von Grundlagen für ein Theorieprogramm. In: Altmeppen, Klaus-Dieter & Karmasin, Matthias (Hrsg.): Medien und Ökonomie. Bd. 1/1: Grundlagen der Medienökonomie: Kommunikations- und Medienwissenschaft, Wirtschaftswissenschaft. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2003, S. 91-114.

2002

Winfried B. Lerg (1970): Das Gespräch. Theorie und Praxis der unvermittelten Kommunikation. Düsseldorf: Bertelsmann Universitätsverlag. 376 Seiten. In: Holtz-Bacha, Christine & Kutsch, Arnulf (Hrsg.): Schlüsselwerke für die Kommunikationswissenschaft. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002, S. 265-267.

Alfred Peters (1930): Die Zeitung und ihr Publikum. Grundlegung einer Soziologie der Zeitung. Dortmund: Fr. Wilh. Ruhfus, VII, 174 Seiten. In: Holtz-Bacha, Christine & Kutsch, Arnulf (Hrsg.): Schlüsselwerke für die Kommunikationswissenschaft. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002, S. 345-347

Horst Reimann (1968): Kommunikations-Systeme. Umrisse einer Soziologie der Vermittlungs- und Mitteilungsprozesse. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), VIII, 242 Seiten (2. Auflage 1974). In: Christine Holtz-Bacha & Kutsch, Arnulf (Hrsg.): Schlüsselwerke der Kommunikationswissenschaft. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002, S. 361-363.

Zeitunglesen und die Lesbarkeit der Welt. In: Bonfadelli, Heinz & Bucher, Priska (Hrsg.): Lesen in der Mediengesellschaft. Stand und Perspektiven der Forschung. Zürich: Verlag Pestalozzianum, 2002, S. 82-96.

Wissenschaft kann nicht einer herrischen Praxis als Magd oder Hebamme dienen. In: Aviso Nr. 31, 2002, September, S. 3-4.

Kommunikation (Kommunikationsmodell): In: Pflaum, Dieter / Bäuerle, Ferdinand & Laubach, Karen: Lexikon der Werbung. 7., überarb. und aktual. Auflage. München: Verlag Moderne Industrie 2002, S. 243-248.

2001

Alltagspublizistik. Eine kommunikationswissenschaftliche Wiederbeschreibung. In: Publizistik 46, 2001, S. 249-276.

Public Relations - Organisationskommunikation - Computertechnik. Zlateva, Minka; Petev, Todor (Hrsg.): Public Relations und neue Medien. Sofia 2002, S. 15-27 (in bulgarischer Sprache).

2000

Des Journalismus vergangene Zukunft. Zur Theoriegeschichte einer künftigen Journalismusforschung. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2000, S. 65-79.

Die Praxis der Public Relations-Theorie. In: Public Relations Forum 6:3, 2000, S. 148-154.

Demokratie - Journalismus - Public Relations. Ausbildungsprämissen zum Funktionieren in der modernen Gesellschaft. In: Petev, Todor; Zlateva, Minka (Hrsg.): Public Relations und Konflikte in der demokratischen Gesellschaft. Sofia 2000, S. 103 - 114. (in bulgarischer Sprache).

Technik und ihre publizistische Karriere. In: Jarren, Otfried; Kopper, Gerd G.; Toepser-Ziegert, Gabriele (Hrsg.): Zeitung - Medium mit Vergangenheit und Zukunft. Eine Bestandsaufnahme (= Festschrift aus Anlass des 60. Geburtstages von Hans Bohrmann). München: Saur 2000.

Medien (alias Mittel) und die öffentliche Kommunikation. Ein alteuropäisches Begriffspaar im Wirklichkeitswandel. In: Zurstiege, Guido (Hrsg.): Festschrift für die Wirklichkeit. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2000, S. 105-118.

1999

Vorwort. In: Richter, Simone: Journalisten zwischen den Fronten Kriegsberichterstattung am Beispiel Jugoslawien. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1999.

Publizieren. Eine Sinngeschichte der öffentlichen Kommunikation. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1999.

Publizieren und Publizistik - kommunikationswissenschaftlich beobachtet. In: Publizistik 44, 1999, S. 58-74.

Persuasion und Manipulation - zwei ganz normale Schwestern der Publizistik? (Thesen). In: Public Relations Forum 5: 4, 1999, S.181 - 182.

Leitbegriffe einer publizistischen Öffentlichkeit in der Gesellschaft. In: Szyszka, Peter (Hrsg.): Öffentlichkeit. Diskurs zu einem Schlüsselbegriff der Organisationskommunikation. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1999, S. 35-48.

Einleitung. In: Lerg, Winfried B. (Hrsg.): Deutschsprachige Kolonialpublizistik am Vorabend der Amerikanischen Revolution. Fünf Beiträge zur Funktion deutscher Drucker und ihrer Periodika. Münster: Lit 1999, S. 13-24.

Publizistisches Werk, ökonomische Ware. Überinformieren uns die Medien zum Tode hin? Frag nach bei Hegel. Ein Essay. In: Tages-Anzeiger (Zürich), 10. Dezember 1999, S. 68.

1998

Publizistik im vernetzten Zeitalter. Berufe - Formen - Strukturen. (gemeinsam hrsg. mit Dernbach, Beatrice & Theis-Berglmair, Anna Maria). Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1998.

Publizistische Arbeit im Internet. In: Dernbach, Beatrice / Rühl, Manfred & Theis-Berglmair, Anna Maria (Hrsg.): Publizistik im vernetzten Zeitalter. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1998, S. 17-42.

Von fantastischen Medien und publizistischer Medialisierung. In: Dernbach, Beatrice; Rühl, Manfred; Theis-Berglmair, Anna Maria (Hrsg.): Publizistik im vernetzten Zeitalter. Berufe - Formen - Strukturen. Opladen / Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 95-107

Politische Kommunikation - Wirtschaftswissenschaftliche Perspektiven. In: Jarren, Otfried; Sarcinelli, Ulrich; Saxer, Ulrich (Hrsg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Opladen: Westdeutscher Verlag 1998, S. 173-185.

1997

Harold D. Lasswell oder: Public Relations für eine demokratische Lebensführung. In: Szyszka, Peter (Hrsg.): Auf der Suche nach Identität. PR-Geschichte als Theoriebaustein. Berlin: Vistas 1997, S. 173-195.

Eine Publizistik für unsere Zeit. Was kann die Kommunikationswissenschaft dazu beitragen? In: Dialog. Universitätszeitung der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, 12:1, 1997, 10-11.

Franz Ronneberger. Wegemeister einer interdisziplinären Kommunikationswissenschaft. Autobiographische Fragen an Franz Ronneberger von Manfred Rühl. In: Kutsch, Arnulf; Pöttker, Horst (Hrsg.): Kommunikationswissenschaft - autobiographisch (= Publizistik. Sonderheft 1). Zur Entwicklung einer Wissenschaft in Deutschland. Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, S. 21-35.

Alphons Silbermanns Gespür für den Schnee von gestern. In: Publizistik 42:2, 1997, 157-163.

Braucht die kommunikationswissenschaftliche Publizistikforschung das un-praktische Subjekt? In: Bonfadelli, Heinz, Jürg Rathgeb (Hrsg.): Publizistikwissenschaftliche

Basistheorien und ihre Praxistauglichkeit (= Diskussionspunkt 33). Zürich: Seminar für Publizistikwissenschaft, 1997, 25-40.

1996

Wie kommen bei der systemtheoretischen Betrachtung (N. Luhmann) Normen ins Spiel? In: Funiok, Rüdiger (Hrsg.): Grundfragen der Kommunikationsethik. Konstanz: Ölschläger in Universitätsverlag 1996, 41-58.

Ulrich Saxer 65. In: Publizistik 41:1, 1996, 76-77.

Probleme? Nein! Für eine Neubewertung des Rundfunkbegriffs. In: Kirche und Rundfunk. Evangelischer Pressedienst. Nr. 34, 04. Mai 1996, 5-9.

Systemtheoretische Erkenntnisgrenzen. In: Publizistik 41:2, 1996, 225-227.

Anna Maria Theis-Berglmair Professorin für Kommunikationswissenschaft in Bamberg. In: Publizistik 41:2, 1996, 225-227.

Harold D. Lasswell oder: Public Relations für eine demokratische Lebensführung. In: Peter Szyszky Hrsg.): Auf der Suche nach einer Identität. Annäherungen an eine Geschichte deutscher Öffentlichkeitsarbeit (= Leipziger Skripten für Public Relations und Kommunikationsmanagement, Nr. 2). Leipzig, 89-102

Der Begriff des Hundes bellt nicht. Uni-Radios für die Lehre und für die Forschung In: Aviso 17, August 1996, 11-12.

Public Relations - soziale Randständigkeit - organisatorisches Helfen. Herkunft und Wandel der Öffentlichkeitsarbeit für sozial Randständige. In: PR Magazin 27:11, 1996, 43-50 (gemeinsam mit Beatrice Dernbach)

Eine Publizistik für unsere Zeit. Was kann die Kommunikationswissenschaft dazu beitragen? In: Dialog. Universitätszeitung der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, 12:1, 1996, S. 10-11.

Public Relations - soziale Randständigkeit - organisatorisches Helfen. Herkunft und Wandel der Öffentlichkeitsarbeit für sozial Randständige. In: PR Magazin 27:11, 1996, S. 43-50.

1995

Auf den Weg nach Babel? Digitale Revolution und Kommunikationswissenschaft. In Aviso Nr. 13, März 1995, 1-2.

Der informierte Patient - im Vorteil oder Dilemma? In: Gmelin, Burkhard, Weidinger, Horst (Hrsg.): Heil-Kunst - Metaphysischer Anspruch oder menschliche Notwendigkeit? (=Atzelsberger Gespräche der Nürnberger Medizinischen Gesellschaft, Bd.2). Frankfurt am Main: R.G. Fischer, 1995, S. 111-123.

Wie heißt und was tut das Bezugssystem einerverständigungsorientierten Öffentlichkeitsarbeit? In: Günter Bentele / Tobias Liebert (Hrsg.): Verständigungsorientierte Öffentlichkeitsarbeit. Darstellung und Diskussion des Ansatzes von Roland Burkart (= Leipziger Skripten für Public Relations und Kommunikationsmanagement 1), 1995, S. 47-49.

Rundfunk publizistisch begreifen. Reflexionstheoretische Überlegungen zum Primat programmierter Programme. In: Publizistik 40, 1995, 279-304.

Zu einer Programmatik von Lehrprogrammen der Public Relations. In: Bentele, Günter/Szyszk, Peter (Hrsg.): PR-Ausbildung in Deutschland. Entwicklung, Bestandsaufnahme und Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag 1995, 297-315.

Arbeiten an einer Theorie der Publizistik und der Publizistikpolitik. In: Germanistik und Kommunikationswissenschaft in Bamberg. Hrsg. v. Rolf Bergmann (= Forschungsforum. Berichte aus der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, H. 7). Bamberg: Otto-Friedrich-Universität 1995, 137-141.

1994

Europäische Public Relations. Rationalität, Normativität und Faktizität. In: Wolfgang Armbrrecht, Ulf Zabel (Hrsg.): Normative Aspekte der Public Relations. Grundlagen und Perspektiven. Eine Einführung. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1994, S. 171-194.

Verstanden? Publizistische Freiheit und öffentliches Gebrauchsverstehen. In: Wolfgang Wunden (Hrsg.): Öffentlichkeit und Kommunikationskultur. Beiträge zur Medienethik. Band 2. Hamburg, Stuttgart: Steinkopf, 1994, S. 65-77.

Duales System oder dysfunktionale Doppelhelix? Ein Aufriss des rundfunkpublizistischen Prozesses in Deutschland. In: Silke Holgersson, Otfried Jarren, Heribert Schatz (Hrsg.): Dualer Rundfunk in Deutschland. Beiträge zu einer Theorie der Rundfunkentwicklung. Jahrbuch 1994 der Arbeitskreise "Politik und Kommunikation" der DVPW und der DGPK (= Beiträge zur Kommunikation in Politik und Gesellschaft, Band 3). Münster, Hamburg: Lit, 1994, S. 35-61.

1993

Images - Ein symbolischer Mechanismus der öffentlichen Kommunikation zur Vereinfachung unbeständiger Public Relations. In: Wolfgang Armbrrecht, Horst Avenarius, Ulf Zabel (Hrsg.): Kann Image Gegenstand einer Public Relations-Wissenschaft sein? Opladen: Westdeutscher Verlag 1993, S. 47-63.

Ökonomie und publizistische Leistungen. Wer bezahlt und vor allem: wie? - Eine nicht nur wirtschaftliche Problematik für die Publizistikwissenschaft. In: Heinz Bonfadelli, Werner A. Meier (Hrsg.): Krieg, Aids, Katastrophen ... Gegenwartsprobleme als Herausforderung der Publizistikwissenschaft. Festschrift für Ulrich Saxer (= Journalismus Bd. 33). Konstanz: Universitätsverlag 1993, S. 307-326.

Theorien der öffentlichen Kommunikation - Problemfelder, Positionen, Perspektiven (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 19). München: Ölschläger 1993, S. 534 Seiten. (Hrsg. mit Günter Bentele)

Kommunikation und Öffentlichkeit. Schlüsselbegriffe zur kommunikationswissenschaftlichen Rekonstruktion der Publizistik. In: Günter Bentele, Manfred Rühl (Hrsg.): Theorien der öffentlichen Kommunikation - Problemfelder, Positionen, Perspektiven (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 19) München: Ölschläger 1993, S. 77-102.

Das mittelalterliche Kloster - beobachtet im Lichte der Theorie der Organisationskommunikation. In: Günter Bentele, Manfred Rühl (Hrsg.): Theorien der öffentlichen Kommunikation - Problemfelder, Positionen, Perspektiven (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 19). München: Ölschläger 1993, S. 314-324.

A market concept for media problems. A few theses. In: The Journal of Media Economics 6:1, 1993, S.13-24.

Marktpublizistik. Oder: Wie alle - reihum - Presse und Rundfunk bezahlen. In: Publizistik 38, 1993, S. 125-152.

Wirtschaftspublizistik. In: Erwin Dichtl / Otmar Issing [Hrsg.]: Vahlens Großes Wirtschaftslexikon. 2. überarb. und erw. Auflage. Band 2, München: Beck / Vahlen, 1993, S. 2386-2388.

Carl Hundhausen - Vorbemerkungen zum Werk eines PR-Klassikers. In: Heinz Flieger, Franz Ronneberger (Hrsg.): Public Relations Anfänge in Deutschland. Festschrift zum 100. Geburtstag von Carl Hundhausen. Wiesbaden: Verlag für deutsche Wirtschaftsbiographien, 1993, S.19-24.

1992

Theorie der Public Relations. Ein Entwurf. Opladen: Westdeutscher Verlag 1992, 358 Seiten. (gemeinsam mit Franz Ronneberger)

Redaktionszeiten. Zur publizistischen Bewältigung von Ereignisturbulenzen. In: Walter Hömberg, Michael Schmolke (Hrsg.): Zeit, Raum, Kommunikation. (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 18). München: Ölschläger 1992, S. 177-196.

Theorie des Journalismus. In: Roland Burkart, Walter Hömberg (Hrsg.): Kommunikationstheorien. Ein Textbuch zur Einführung (= Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 8). Wien: Braumüller 1992, S. 117-133.

Public Relations - Innenansichten einer emergierenden Kommunikationswissenschaft. In: Horst Avenarius, Wolfgang Armbricht (Hrsg.): Ist Public Relations eine Wissenschaft? Eine Einführung. Opladen: Westdeutscher Verlag 1992, S. 79-102.

Public Relations ist, was Public Relations tut. Fünf Schwierigkeiten, eine allgemeine PR-Theorie zu entwerfen. In: PR Magazin 23, H. 4, 1992, S. 35-46.

Im Entwurf. Theorie der Public Relations. In: Media Spectrum, H. 6, 1992, S. 58-63.

Kritikkultur statt Streitkultur? Über Möglichkeiten eines rationalen Dissenses. In: Aviso Nr. 6, September 1992, S. 11-12.

Kommunikation und Kommunikationsforschung, Gruppenkommunikation, Massen(medien)kommunikation, Organisationskommunikation. In: Hermann Diller (Hrsg.): Vahlens Großes Marketing Lexikon. München: Beck / Vahlen 1992. S. 387; 542-544; 746-747; 840-841.

1991

Neue Technik, neue Programme, ökonomische Utopien? Sind die in der Zukunft technisch möglichen Rundfunkprogramme finanzierbar?(= Beiträge zur Rundfunkökonomie, Bd. 4). Stuttgart: Kohlhammer.(Hrsg.mit Heinz J. Kiefer)

Rückblick und Ausblick. In: Heinz J. Kiefer, Manfred Rühl (Hrsg.): Neue Technik, neue Programme, ökonomische Utopien? Sind die in der Zukunft technisch möglichen Rundfunkprogramme finanzierbar? (= Beiträge zur Rundfunkökonomie, Bd. 4). Stuttgart: Kohlhammer 1991, S. 145-151.

Medienforschung zwischen Erkenntnis- und Verwertungsinteressen. Einige Leitthesen zur Markierung des Diskussionsfeldes. In: Dieter Roß, Jürgen Wilke (Hrsg.): Umbruch in der deutschen Medienlandschaft. Beziehungen zwischen Wissenschaft, Politik und Praxis (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 17), München: Ölschläger 1991, S. 73-77.

Zwischen Information und Unterhaltung. Funktionen der Medienkommunikation. In: Medien und Kommunikation. Konstruktionen von Wirklichkeit (= Funkkolleg, Studienbrief 9). Weinheim, Basel: Beltz 1991, S. 11-37.

1990

Public Relations. Innenansichten eines emergierenden Fachtypus der Kommunikationswissenschaft (= Analysen und Synthesen, Bd. 3). Bamberg: Forschungsstelle für Kommunikationspolitik 1990, 20 Seiten.

Moral in der Wissensvermittlung. Anmerkungen zur Diskussionslage in der Kommunikationswissenschaft. In: Stephan Ruß-Mohl (Hrsg.): Wissenschaftsjournalismus und Öffentlichkeitsarbeit. Tagungsbericht zum 3. Colloquium Wissenschaftsjournalismus der Robert Bosch Stiftung 1988. Gerlingen: Bleicher 1990, S. 153-163.

Zur Dialogfähigkeit von Kommunikationsforschung und journalistischer Praxis. In: Stephan Ruß-Mohl (Hrsg.): Wissenschaftsjournalismus und Öffentlichkeitsarbeit. Tagungsbericht zum 3. Colloquium Wissenschaftsjournalismus der Robert Bosch Stiftung 1988. Gerlingen: Bleicher 1990, S. 197-201.

Operation 'Gebrauchsverstehen'. Plädoyer für eine Funktionsverlagerung im Journalismus der Gegenwartsgesellschaft. In: Hermann-Josef Schmitz, Hella Tompert (Hrsg.): Professionalität und Profil. Essentials eines engagierten Journalismus (= Hohenheimer Medientage 1989), Stuttgart: Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart 1990, S. 49-68.

1989

Organisatorischer Journalismus. Tendenzen der Redaktionsforschung. In: Max Kaase, Winfried Schulz (Hrsg.): Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 30/1989) Opladen: Westdeutscher Verlag 1989, S. 253-269.Ital.: Le

Organizzazioni Giornalistiche. Tendenze dell'ricerca sul lavoro redazionale". In: Problemi dell'informazioni. a. XV, n. 3, 1990, S. 355-378.

1988

Organisatorischer Journalismus. Tendenzen der Redaktionsforschung(= Analysen und Synthesen, Bd. 2), Bamberg: Forschungsstelle für Kommunikationspolitik 1988, 28 Seiten.

Zur Technisierung freiheitlicher Publizistik - jenseits von Neuen Medien und Neuer Technik. In: Walter Bungard, Hans Lenk (Hrsg.): Technikbewertung in philosophischer und psychologischer Sicht (= stw 684), Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988, S. 343-377.

1987

Hrsg.: Kommunikation und Erfahrung. Wege anwendungsbezogener Kommunikationsforschung (= Kommunikationswissenschaftliche Studien, Bd. 4), Nürnberg: Verlag der Kommunikationswissenschaftlichen Forschungsvereinigung 1987, 155 + III Seiten (Vertrieb durch Verlag J.P. Peter Gebr. Holstein, Rothenburg o./T.).

Humankommunikation und menschliche Erfahrung. Zum Umbau von Kernbegriffen in der gegenwärtigen Gesellschaft. In: Manfred Rühl (Hrsg.): Kommunikation und Erfahrung, Nürnberg: Verlag der Kommunikationswissenschaftlichen Forschungsvereinigung 1987, S. 5-66.

Wirtschaftspublizistik. In: Erwin Dichtl, Otmar Issing (Hrsg.): Vahlens Großes Wirtschaftslexikon, Bd. 2, München: C.H. Beck, Vahlen, 1987, S. 965-966.

Soziale Verantwortung und persönliche Verantwortlichkeit im Journalismus. In: Rainer Flöhl, Jürgen Fricke (Hrsg.): Moral und Verantwortung in der Wissenschaftsvermittlung. Mainz: v. Hase und Koehler 1987, S. 101-118.

Eine funktionale Sichtweise in der Publizistikwissenschaft - vor Parsons, Merton et al. Anmerkungen zum Werk Alfred Peters. In: Manfred Bobrowsky, Wolfgang R. Langenbacher (Hrsg.): Wege zur Kommunikationsgeschichte (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 13), München: Ölschläger, 1987, S. 183-199.

Journalistenschwemme in einer Kommunikatorendürre: Anmerkungen zur Steuerungsproblematik in der Ausbildung von Berufskommunikatoren. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Zwischenbilanz zur Journalistenausbildung (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 14), München: Ölschläger 1987, S. 65-88.

Public Relations als Mittel der Verbandsstrategie. In: Pharmazeutische Zeitung 132:44, 29. Okt. 1987, S. 2811-2814.

1986

Das Selbstbild der Architekten. Eine Untersuchung von Image-Faktoren im Prozess des Image-Wandels (= Analysen und Synthesen, Bd. 1), Bamberg: Forschungsstelle für

Kommunikationspolitik 1986, 70 Seiten + 37 Seiten Anhang. (unter Mitarbeit von Kurt Rolf Hesse und Klaus Zeller).

Wirtschaft und Journalismus. In: Siegfried Quandt (Hrsg.): Fachjournalismus im Gespräch. (= Sonderheft Wirtschaftsjournalismus), Gießen 1986, S. 12-19.

Ordnungspolitische Probleme eines künftigen Rundfunks in der Bundesrepublik Deutschland. In: Florian H. Fleck (Hrsg.): Zukunftsaspekte des Rundfunks (= Beiträge zur Rundfunkökonomie, Bd. 1), Stuttgart: Kohlhammer 1986, S. 77-111.

1985

Integration durch Massenkommunikation? Kritische Anmerkungen zum klassischen Integrationsbegriff". In: Ulrich Saxer (Hrsg.): Gleichheit oder Ungleichheit durch Massenmedien? (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 10), München: Ölschläger, 1985, S. 19-33.

Kommunikationswissenschaft zwischen Wunsch und Machbarkeit. Einige Betrachtungen zu ihrer Identität heute. In: Publizistik 30, 1985, S. 229-246.

1984

Die Welt als neugeordnetes Kommunikationssystem? Thesen zur Realisierbarkeit eines kommunikationspolitischen Ordnungsprogramms.(= Internationale Kommunikationsbeziehungen) In: Publizistik 29, 1984, S. 211-221.

Die Rundfunkgebühr - ein wohlfahrtsstaatlicher Preis. Versuch einer begrifflichen und problemorientierten Bestandsaufnahme sowie Hinweise auf Entwicklungsmöglichkeiten einer Gebührenpolitik. In: Media Perspektiven H. 8, 1984, S. 589-605. Neudruck, aktualisiert in: Michael Schenk, Joachim Donnerstag (Hrsg.): Medienökonomie. Einführung in die Ökonomie der Informations- und Mediensysteme, München: Reinhard Fischer 1984, S. 171-196.

1983

Kommunikationspolitik in Forschung und Anwendung. Festschrift für Franz Ronneberger (= Journalismus, Bd. 18) Düsseldorf: Droste 1983, 349 Seiten. (Hrsg. mit Heinz-Werner Stuiber)

Franz Ronneberger - Zur Entwicklung eines kommunikations-politischen Theorieprogramms. In: Manfred Rühl, Heinz-Werner Stuiber (Hrsg.): Kommunikationspolitik in Forschung und Anwendung. Festschrift für Franz Ronneberger. Journalismus, Bd. 18). Düsseldorf: Droste 1983, S. 15-32.

Ethik und Humankommunikation. Überlegungen zu einer kommunikationswissenschaftlichen Begründung. In: Georg Wodraschke (Hrsg.): Jugendschutz und Massenmedien. (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 9), München: Ölschläger, 1983, S. 71-86.

Über gesellschaftliche Auswirkungen neuer Telekommunikations-Medien auf Erziehung und Ausbildung. In: Archiv für das Post- und Fernmeldewesen 35:1, 1983, S. 1-8.

Politische Kommunikation. Ein Trendreport. In: Ulrich Saxer (Hrsg.): Politik und Kommunikation (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 12), München: Ölschläger, 1983, S. 19-37.

1982

Public Relations der Non-Profit-Organisationen (= Studien zur Theorie und Praxis der Public Relations, Bd. 7), Düsseldorf: Verlag für deutsche Wirtschaftsbiographien 1982, 79 Seiten. (Hrsg. mit Franz Ronneberger)

Public Relations im Wandel der Erforschung öffentlicher Kommunikation. In: Franz Ronneberger, Manfred Rühl (Hrsg.): Public Relations der Non-Profit-Organisationen (= Studien zur Theorie und Praxis der Public Relations, Bd. 7), Düsseldorf: Verlag für Deutsche Wirtschaftsbiographien, 1982, S. 5-15.

Auf der Suche nach dem systematisierten Regionalprogramm. Anmerkungen zu Problemen einer Programmplanungspolitik für die Rundfunkregion. In: Media Perspektiven H. 1, 1982, S. 10-17.

Journalistik - mehr als eine Kunstlehre für Journalismus? In: Kurt Koszyk, Volker Schulze (Hrsg.): Die Zeitung als Persönlichkeit. Festschrift für Karl Bringmann (= Journalismus, Bd. 17), Düsseldorf: Droste 1982, S. 365-373.

1981

Hrsg.: Public Relations der Gewerkschaften und Wirtschaftsverbände. Theoretische Ansätze, Forschungsergebnisse und praktische Erfahrungen aus einem PR-Seminar (= Studien zur Theorie und Praxis der Public Relations, Bd. 3), Düsseldorf: Verlag für deutsche Wirtschaftsbiographien 1981, 135 Seiten.

Über Wirtschaftsverbände in der Bundesrepublik Deutschland. In: Manfred Rühl (Hrsg.): Public Relations der Gewerkschaften und Wirtschaftsverbände (= Studien zur Theorie und Praxis der Public Relations, Bd. 3). Düsseldorf: Verlag für deutsche Wirtschaftsbiographien 1981, S. 8-21.

Regionalisierung des Hörfunks. Dienst an der konkreten Lebenswelt des Menschen? In: Evangelische Akademie Tutzing (Hrsg.): Bekenntnisse zur Provinz. Neue Mode oder echtes Bedürfnis? In: Tutzinger Studien 1, 1981, S. 55-62.

25 Jahre Deutscher Presserat. Ein Anlass für Überlegungen zu einer kommunikationswissenschaftlich fundierten Ethik des Journalismus und der Massenkommunikation. In: Publizistik 26, S. 471-507. (gemeinsam mit Ulrich Saxer).

1980

Journalismus und Gesellschaft. Bestandsaufnahme und Theorieentwurf. Mainz: v. Hase und Koehler 1980, 516 Seiten.

Kommunikationspolitik in der Entwicklung zu einem wissenschaftlichen Spezialgebiet. In: Erhard Schreiber, Wolfgang R. Langenbucher, Walter Hömberg (Hrsg.): Kommunikation im

Wandel der Gesellschaft. Otto B. Roegele zum 60. Geburtstag (= Journalismus Bd. 15), Düsseldorf: Droste, 1980, S. 303-312.

Ethik - ein Gegenstand der Kommunikationsforschung? In: Ethik und Kommunikation. Vom Ethos des Journalisten.(= Hohenheimer Medientage 25.-27. Juni 1980), hrsg. von der Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz und der katholischen Akademie Rottenburg-Stuttgart. Stuttgart: Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart 1980, S. 29-49.

1979

Buch - Bedürfnis - Publikum. Einige Vorbemerkungen zu einer Theorie der Buchkommunikation. In: Bertelsmann Briefe Nr. 99, 1979, S. 44-52.

1978

Politik und Kommunikation (= Festgabe für Franz Ronneberger zum 65. Geburtstag). Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung 1978, 453 + XXV Seiten. (Hrsg. mit Jürgen Walchshöfer)

Markt und Journalismus. In: Manfred Rühl, Jürgen Walchshöfer (Hrsg.): Politik und Kommunikation. (= Festgabe für Franz Ronneberger zum 65. Geburtstag). Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung 1978, S. 237-271.

Journalistische Professionalisierung. Probleme der Integration von Theorie und Praxis. In: Walter Hömberg (Hrsg.): Journalistenausbildung. Modelle, Erfahrungen, Analysen (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 1), München: Ölschläger, 1978, S. 95-107.

Zwischenbericht über den fachjournalistischen Studiengang 'Kommunikationswissenschaftliches Aufbaustudium' nach dem Stuttgart-Hohenheimer-Modell. In: Communications 4, 1978, S. 249-254.

1976

Befunde aus der Wirkungsforschung. In: WiSt Wirtschaftswissenschaftliches Studium 5:3, 1976, S.122-123. Neudruck in: Günther Schanz (Hrsg.): Betriebswirtschaftliche Gesetze, Effekte und Prinzipien, München: Vahlen 1979, S. 106-111.

Vom Gegenstand der Inhaltsanalyse. Einige Anmerkungen zu traditionellen Denkprämissen. In: Rundfunk und Fernsehen 24, 1976, S. 367-378.

1975

Zum Problem der Popularisierung einer speziellen Thematik öffentlicher Kommunikation. Beispiel: Arbeiterrentenversicherung.(= gesichertes leben, Heft 9), Frankfurt am Main: Wirtschaftsdienst Verlag 1975, 54 Seiten.

1974

Berufsziel: Journalist. Vorstellungen, Einstellungen und Bedingungen beim Eintritt in den Beruf. In: Publizistik (= Journalismus als Beruf) 19/20, 1974/75, S. 337-359.(gemeinsam mit Thomas Gruber und Barbara Koller)

Simulationsspiele für die Journalistenausbildung. Methodologische Überlegungen bei der Erstellung einer Spielvorlage. In: Publizistik (= Journalismus als Beruf) 19/20, 1974/75, S. 451-467.

1973

Politik und öffentliche Kommunikation. Auf dem Wege zu einer Theorie der Kommunikationspolitik. In: Publizistik 18, 1973, S. 5-25.

Journalism and Journalism Education in the Two Germanies Today. In: Journalism Quarterly 50, 1973, S. 767-771.

1972

Zur Professionalisierung von Berufskommunikatoren (= Forschungsbericht 28 des Sonderforschungsbereichs 22,"Sozialisations- und Kommunikationsforschung"), Nürnberg: Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum 1972, 47 S.

Journalistische Ausbildung heute - Praxis und Probleme. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung "Das Parlament", B 13 (25. März 1972), S. 28-52.

1971

Die Ausbildung von Journalisten in den USA: Lehren für die Bundesrepublik. In: ZV + ZV Zeitungsverlag und Zeitschriftenverlag 68, 1971, S. 1010-1013.

Berufliche Sozialisation von Kommunikatoren. Zum Beispiel: Volontäre. n: Franz Ronneberger (Hrsg.): Sozialisation durch Massenkommunikation (= Der Mensch als soziales und personales Wesen, Bd. IV), Stuttgart: Enke 1971, S. 126-150.

1970

Der Forscher als teilnehmender Beobachter der Arbeit und Organisation der Massenmedien. Probleme und Erfahrungen. In: Rundfunk und Fernsehen 18, 1970, S. 156-168.

1969

Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System. Bielefeld: Bertelsmann Universitätsverlag 1969, 205 Seiten. Überarbeitete und erweiterte 2. Auflage, Fribourg: Universitätsverlag 1979, 317 S.

Systemdenken und Kommunikationswissenschaft. In: Publizistik 14, 1969 S. 185-206. Neudruck in: Maximilian Gottschlich (Hrsg.): Massenkommunikationsforschung (= Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationsforschung, Bd. 4), Wien: Braumüller 1987, S. 43-63.

1968

Die soziale Organisation der Zeitungsredaktion. In: Emil Dovifat, Karl Bringmann (Hrsg.): Journalismus, Bd. 4. Düsseldorf: Rheinisch-Bergische Verlagsanstalt 1968, S. 65-75.

1965

Zur sozialen Struktur des Zeitungsverlages. In Publizistik 10, 1965, S. 207-219 (gleichzeitig in Festschrift für Otto Groth), Bremen: Heye.

**Rühl, Manfred (1971): Lehre und Forschung in der
Kommunikationswissenschaft der USA. Ein Erfahrungsbericht.**

[ist im gedruckten Anhangsband enthalten]

Anhang

Teil 2: Auswertungstabellen

Überblick: Auswertungstabelle.....	1
Quelle: Transkript des Interviews vom 11.01.2005 mit Prof. emerit. Dr. Dr. Manfred Rühl	2
Quelle: Transkript des Interviews vom 04.01.2005 mit Prof. emerit. Dr. Dr. Manfred Rühl	20
Quelle: Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System (Rühl 1969/1978).....	29
Quelle: Journalismus und Gesellschaft. Bestandsaufnahme und Theorieentwurf (Rühl 1980).....	48
Quellen: Rühl/Papier, Anhang Teil 1 S. 19-20; Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang Teil 1 S. 21-23; Rühl/Tabellarischer Lebenslauf, Anhang Teil 1 S. 24-25; Rühl 1971	73
Quelle: Gedächtnisprotokoll des Interviews mit Prof. Dr. Stüiber vom 25.02.2005	83
Quelle: Biografisches Material (siehe Kapitel 3.3.1 Quellenauswahl, S. 49-52).....	85

Überblick: Auswertungstabelle

Gesellschaftlicher Kontext

Kategorien	Zitate	Zusammenfassung/Interpretation
Zeitgeist		
Mediensystem		
Andere		

Wissenschaftlicher Kontext

Kategorien	Zitate	Zusammenfassung/Interpretation
Geschichte und Stand der Kommunikationswissenschaft		

Inhaltliche Bestimmungen

Kategorien	Zitate	Zusammenfassung/Interpretation
Wirklichkeitsverständnis		
Menschenbild		
Gesellschaftsbild		
Kommunikationsverständnis		
Wissenschaftsverständnis		
Erkenntnistheorie		
Fachverständnis		
Theoretische Bezüge		
Methodische Bezüge		
Gegenstände		
Anspruch		

Biographischer Kontext

Außerwissenschaftliche Sozialisation

Kategorien	Zitate	Zusammenfassung/Interpretation
Geburtsjahr		
Soziale Herkunft/ Familiäre Situation		
Religion		
Politischer Hintergrund		
Wohnort		
Private Ziele		
Schulbildung		
Berufserfahrung		
Journalistische Berufserfahrung		
Einschneidende Erfahrungen		

Wissenschaftliche Sozialisation

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung/Interpretation
Akademische Laufbahn		
Akademische Bezugsmilieus		
Soziales Netzwerk		
Förderungen		
Einschneidende Erfahrungen		
Motivation		

Quelle: Transkript des Interviews vom 11.01.2005 mit Prof. emerit. Dr. Dr. Manfred Rühl

Gesellschaftlicher Kontext

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung und Interpretation
Zeitgeist	Das Wirtschaftswunder war angekündigt und ich sollte, wollte dabei sein. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 4)	Rühl war „beeinflusst“ vom Wirtschaftswunder.
Andere	<p>Denn wir hatten inzwischen das Ende der 60er Jahre, und da brannte es! Und ich weiß es von vielen Kollegen, die damals von unendlichen Diskussionen und Demonstrationen und Protesten von ihrer Arbeit abgehalten wurden. So etwas „bourgeoises“ wie Publizistik oder Kommunikation – mit so etwas wollte man sich damals nicht beschäftigen. Man kann sich die Absurdität dieser Argumentationen und die sozialen Kosten der Studentenbewegung gar nicht vorstellen. Dann hat man sich auch noch gegenseitig promoviert! Und diese Leute haben sich dann auch sehr schnell auf Professorenstellen beworben. [...] Die waren alle so um die 30 und da fehlte noch dieser und jener Schein, und es wurde dann alles so auf die Ebene eines „Schein – Bindestrich – Studiums“ [lacht] reduziert. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 5)</p> <p>Die Güntherkommission und die um Pressefreiheit und -konzentration rotierenden Diskussionen waren mir sehr bewusst. Ich hatte diese Fragen aber, weil ich über Journalismus und Gesellschaft spreche, in einem historisch nicht so engen Rahmen zu stellen. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p> <p><i>AS: Ich hatte den Eindruck, als wollten sie mit dieser Passage in „Journalismus und Gesellschaft“ diese Diskussion um Pressefreiheit auf einen nüchterneren oder auch wissenschaftlicheren Rahmen, oder Sockel stellen.</i></p> <p><i>MR: Das auf jeden Fall! Das auf jeden Fall... [...] Nur kann man sagen, das ist gleichzeitig ja aber eine Interessensperspektive und die kann nun für eine wissenschaftliche Analyse des Problems dieser Konzentration und der Gefährdung von Pressefreiheit nicht hinreichend dienen, wenn wir nicht ausreichend abstrakte Vorstellungen von Pressefreiheit, sprich, keine Theorie der Pressefreiheit haben, die wir wiederum nicht an einem Einzelnen festmachen, sondern Pressefreiheit braucht man erst bei einer entsprechend großen Sozialität. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</i></p>	<p>An der Universität viel die Zeit von Rühls Dissertation mit den studentischen Protestbewegungen und ihren Folgen zusammen. Hiervon distanziert sich Rühl ebenso, wie von den „Schein-Studenten“</p> <p>Medienpolitische Kontroversen (Pressefreiheit/-konzentration) waren Rühl durchaus bewusst. Er reagierte darauf indem er betonte, dass erst eine theoretische Grundlage notwendig ist, die eine Auseinandersetzung mit derartigen Problemen ermöglicht.</p>

Wissenschaftlicher Kontext

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung und Interpretation
Geschichte/Stand der Kommunikationswissenschaft	<p>Im Grunde genommen war es eine gegenstandsorientierte Zeitungswissenschaft, die intern stritt, ob sie nun Publizistikwissenschaft heißen sollte. Die Unterschiede lagen eher bei Gegenstandsbereichen. Die Zeitungswissenschaftler versuchten krampfhaft den Rundfunk und den Film als, ich sage es mal etwas spöttisch, „tönende Zeitung“ zu verstehen und damit vermengt die politischen Engagements in der Weimarer Zeit, während des Dritten Reiches und in der Nachkriegszeit, der daran beteiligten Professoren, ein halbes Dutzend, mehr waren es nicht. Dies wurde Anfang der sechziger Jahre noch zusätzlich vermengt mit dem Begriff der „Kommunikationswissenschaft“ oder „Communications“, „Communications-Science“, „Study of Communications“, das waren so die Ausdrücke, die dann wiederum vermengt wurden, mit Begriffen wie „Mass Communication“, „Mass Media“, „Gatekeeper Studies“. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 3)</p> <p>Zu diesem Behufe musste ich mich nicht so sehr in die Journalismusforschung einarbeiten. Die gab es nicht. Punkt. Also es gab so gut wie nur historisierende Beschreibungen von Biographien einzelner Journalisten. Es gab die Zeitungshistorie und es wurde auch sprachwissenschaftlich die Herkunft des Begriffes Journalismus untersucht – ich nenne das immer „Oberflächenuntersuchungen“. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 4)</p> <p>Das, was bereits 1950 von David Manning White als „Gatekeeper-Studie“ etabliert wird, und dann in einer Dissertation an der Columbia-University von... [M. Rühl steht auf und sucht nach einem Buch, da er den Namen des entsprechenden Autors vergessen hatte] Warren Breed! Breed hat eine Dissertation geschrieben in der er drei Redaktionen ausgewählt hatte. Er hat die Leute aber interviewt. Ich hatte es mir zum Ehrgeiz gemacht, und da gab es bis zum Tage – und soweit ich sehe auch bis heute – keine entsprechende amerikanische Studie, die Redaktion als Organisation zu untersuchen. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 4)</p> <p>Also wir als Studenten konnten vielleicht noch die größte Transparenz herstellen, weil wir</p>	<p>Das kleine Fach der Kommunikationswissenschaft in Deutschland entwickelte sich nach Kriegsende zunächst in der Tradition einer am Gegenstand orientierten Zeitungswissenschaft. Ende der 60er Jahre vermengte sich dies mit Einflüssen aus dem englischsprachigen Raum.</p> <p>Journalismusforschung gab es Ende der 60er Jahre in Deutschland nicht. Rühl fand lediglich Journalisten-Biographien oder sprachwissenschaftliche Untersuchungen vor. Es gab aber in Amerika bereits Studien von David Manning White und Warren Breed, die in Richtung Journalismusforschung gingen.</p> <p>Rühl führt die Tradierung</p>

	<p>eben englisch konnten, und die Literatur lesen konnten. Unsere Lehrenden waren da völlig überfordert und haben sich ganz schnell auf das deutschsprachige traditionelle Vokabular zurückgezogen und damit eben eine, ja ich sage es mal, „Provinzialisierung“ eingeführt, ohne es zu wollen. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 3)</p> <p>Das Fach war hier noch wenig institutionalisiert und meine Hilfskraftstelle und die Dozentenstelle von Ernst Meier, er hatte zwar den Professor-Titel, war aber außerplanmäßiger Professor, das waren eher Brotkrümel, die von den Tischen der Reichen abgefallen sind. Dennoch war das Fach sehr beliebt bei der Studentenschaft. Auch die hatten wieder die Ambitionen etwas aus dem Fach zu machen. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 3-4)</p>	<p>überkommener Begriffe auf das Unvermögen der Lehrenden in den 60er Jahren zurück, die dominierende englischsprachige Literatur zu rezipieren.</p> <p>Das noch wenig institutionalisierte Fach befand sich im „Aufschwung“.</p>
--	---	---

Inhaltliche Bestimmungen

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung und Interpretation
Wissenschaftsverständnis	<p>[...] wo es einmal darum geht, zu forschen, den Wissensstand zu überprüfen, immer wieder neu nach den Veränderungen die sich zwischenzeitlich vorgetragen haben zu suchen – und das betrifft alle Wissenschaften, aber besonders die Sozialwissenschaften. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 5)</p> <p>Das wissenschaftliche Denken, auch von den Sozialwissenschaften vorher, ist so wie die Naturwissenschaften. Ein Suchen nach den kleinsten Steinchen, dem Atom, und einem Bruchteil davon. Nach dem, was die Welt zusammenhält. Wir brauchen die umgekehrte Sichtweise. Wir können nicht nach dem Anfang suchen. So etwas wie den Urknall gibt es für Soziales wohl nicht. Also gehen wir davon aus, was wir vorfinden, was uns die Geschichte sagt. Alles Relativierungen, die nicht von einer Exaktheit des Wissens und Wissen - Könnens ausgehen, die aber mehr Komplexität auf den Begriff, oder die Theorie bringen können als andere Formen,</p>	<p>Wissenschaftliches Wissen ist ständig im Wandel begriffen und bedarf deshalb kontinuierlicher Reflexion.</p> <p>Sozialwissenschaftliches Wissen irrt, wenn es sich an der Naturwissenschaft orientiert, und davon ausgeht, dass Makrophänomene über die Mikroebene zu</p>

	<p>denen es um Letztaussagen oder Weltformeln geht. Und das wird ausgehend von den kleinsten Einheiten aus gemacht. Einer der zentralen Verdienste von Luhmann war es hier einen Wendepunkt herbeizuführen, und man sah, dass man es anders machen musste, Gesellschaft ist keine Addition von Individuen. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 7)</p> <p>[...] kurzum, dass man das, was man mit der Frage, „Was ist eine Wissenschaft?“ dann nicht auf einen bestimmten historischen Urknall reduzieren kann, sondern: Wenn es so eine Art Gesetzmäßigkeit in der Wissenschaft gibt, dann ist das die Differenzierung. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 9)</p> <p>Das heißt: Ich frage mich, wie wird eine Wissenschaft ausdifferenziert aus einer vorhergehenden? Das scheint eine Regelmäßigkeit zu sein, dass wir immer weiter differenzieren. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 9)</p> <p>Die Wissenschaft soll sich durchaus den Problemen ihrer Gesellschaft widmen. Aber eine partikuläre Auftragsforschung, und das ist ein Missverständnis eines Teils dieser Forschung, die alles schon weiß, was herauskommen muss, und die sie missbraucht als Wissenschaftler, weil sie einen Titel haben, oder ein Standing haben, oder einen Lehrstuhl haben, um das werbetechnisch zu gebrauchen. Diese Art von Wissenschaft muss ich nicht machen. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 12)</p>	<p>erklären sind.</p> <p>Wissenschaft differenziert sich aus. Rühl sieht hier nicht den einzelnen Wissenschaftler, der Ergebnisse produziert, sondern ein Wissenschaftssystem, das sich selbst immer weiter differenziert.</p> <p>Wissenschaft soll sich zwar mit gesellschaftlichen Problemen beschäftigen, dabei aber ihre eigene Logik beibehalten.</p>
Erkenntnistheorie	<p>Die Kybernetik und deren Vorläufer, die schon in den 20er/30er Jahren veröffentlicht wurden, aber ganz dicht mit der Kybernetik im Sinne von Norbert Wiener, Ross Ashby und Culler verbunden, so wie die ganze Pioniergeneration sie sah. Die haben darauf aufmerksam gemacht, dass wir kein System und keine Probleme des Systems sehen, dass das alles erstmal Konstruktionen sind. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 6)</p> <p>Aber wir wussten auch, dass er in Amerika des „Unempirischen“ bezichtigt wird, was dann mit Luhmann auch gemacht wurde, ohne zu begreifen, dass das, was wir empirische Forschung nennen – reduziert auf Fakten und Erklärung durch Daten – eine halbgebackene Wissenschaft ist. Ist Aristoteles der größere Empiriker als Platon? Ich würde sagen ja! Aber gerechnet haben</p>	<p>Rühl geht in Anlehnung an die Kybernetiker Wieners, Ashbys und Cullers davon aus, dass Wahrnehmungen Konstruktionen sind.</p> <p>Erkenntnis ist für Rühl nicht unbedingt ausschließlich empirische, das heißt auf Daten</p>

	<p>sie beide nicht, oder statistisch gearbeitet. Also das heißt, man hat das Verfahren des empirischen Zugangs, der natürlich zusammenhängt mit Methodenentwicklung, Methoden haben auch eine Theorie, Erkenntnisforschung geht auch theoretisch vor, also da stimmen „Theorie and Research“, diese Wechselbeziehungen stimmen hinten und Vorne nicht mehr. Insofern meine ich, dass sowohl Parsons als auch Luhmann völlig zu unrecht als un-empirisch bezeichnet werden, und nur dann, wenn man an einem etwas eng gefassten Empirie-Begriff festhält, aber das tut man in unserem Fach nach wie vor. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 7)</p>	<p>reduzierte Erkenntnis. Er betont stattdessen, dass theoretische Reflexion auch zum Erkenntnisprozess beiträgt.</p>
Fachverständnis	<p>Ich bin daher der Meinung, dass die Journalistik selbst und auch die Public Relations gut daran tun diese Rezeptionsseite nicht an der klassischen Wirkungsforschung abzulesen, deren begrifflich-theoretisch-methodische Herkunft bei dieser Gelegenheit auf den Prüfstand zu stellen ist. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 5)</p> <p>Das, was die Menschheit neben einem bewussten Leben schon immer getan hat, so lange sie sich auf sich selbst besinnen kann – und da muss man mal ganz pathetisch-philosophisch werden – kommunizieren die Menschen, nur erforscht haben sie immer Aspekte. Ich hatte zwar überhaupt keine Vorstellung, wie das zusammengehört, aber das Bewusstsein und das Bemühen, und dass es in anderen Disziplinen schon Ansätze gibt, das hatte ich. Es wurde mir damals bewusst, dass das eine spezifisch kommunikationswissenschaftliche Aufgabe ist. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 8)</p> <p>Diese Pioniersituation hat mir den Blick für die Kommunikationswissenschaft als Disziplin, als theoretisch, methodisch, und ich sehe die Erkenntnistheorie durchaus als einen Teil der kommunikationswissenschaftlichen Theorie – wir sind ständig dabei, uns mit Erkenntnisproblemen zu beschäftigen, wir tun das nur in der tagesaktuellen Forschung nicht. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 9)</p>	<p>Rühl sieht die Wirkungsforschung auf Grund ihrer theoretischen Voraussetzungen sehr kritisch. Er plädiert dafür, dass Journalistik und PR-Forschung deshalb auf Ergebnisse der Wirkungsforschung verzichten sollten.</p> <p>Rühl begreift die Kommunikationswissenschaft als Wissenschaft der Kommunikation. Sie beschränkt sich also nicht auf einzelne Medientypen, oder Kommunikationsformen wie Massen- und öffentliche Kommunikation.</p>
Theoretische	<p>Zu diesem Behufe musste ich mich nicht so sehr in die Journalismusforschung einarbeiten. Die</p>	<p>Rühl konnte sich weder an</p>

<p>Bezüge</p>	<p>gab es nicht. Punkt. Also es gab so gut wie nur historisierende Beschreibungen von Biographien einzelner Journalisten. Es gab die Zeitungshistorie und es wurde auch sprachwissenschaftlich die Herkunft des Begriffes Journalismus untersucht – ich nenne das immer „Oberflächenuntersuchungen“. Das, was bereits 1950 von David Manning White als „Gatekeeper-Studie“ etabliert wird, und dann in einer Dissertation an der Columbia-University von... [M. Rühl steht auf und sucht nach einem Buch, da er den Namen des entsprechenden Autors vergessen hatte]... Warren Breed! Breed hat eine Dissertation geschrieben in der er drei Redaktionen ausgewählt hatte. Er hat die Leute aber interviewt. Ich hatte es mir zum Ehrgeiz gemacht, und da gab es bis zum Tage – und soweit ich sehe auch bis heute – keine entsprechende amerikanische Studie, die Redaktion als Organisation zu untersuchen. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 4)</p> <p>Organisationsforschung wird nun seit 100 Jahren betrieben, viele Journalistik-Forscher sind aber heute noch der Meinung, die Organisation sei eine Art Addition einzelner Journalisten, die nennt man dann halt Redaktion. Damit kommt man nicht hinter das, worauf es mir ankommt: Die eigenen Regelungsmechanismen, die eine Organisation ausmachen. Und hierfür hat mir mein wirtschaftswissenschaftliches und soziologisches Studium die Augen geöffnet. Denn das wusste ich, dass Max Weber Bürokratieforschung betrieben hat, dass Taylor und Fayol Industrieingenieure waren, die die Abläufe, auch die kommunikativen Abläufe, interessierten. Die Organisationsforschung Mitte der sechziger Jahre hatte, als ich sie unternahm, schon mit drei berühmten Arbeiten, das ist einmal hier Herbert Simon, der spätere Nobelpreisträger und James March, das heißt „Organisation und Individuum“ und im Englischen „Organisations“ von 1958. Da finden sie dann das, was wir in der Journalismusforschung Entscheidungsprogramme nennen, und was auch Bernd Blöbaum besonders intensiv aufgegriffen hat. In der deutschen Soziologie war Renate Mayntz die große Forscherin. Die hatte aber einen Knackpunkt, an dem sich die Diskussion sehr rieb. Renate Mayntz sprach von einer formellen und informellen Organisation. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 4-5)</p> <p>Und dann... [M. Rühl steht auf und zeigt ein zerschlissenes Exemplar von „Funktion von Organisationen“ von Niklas Luhmann] ...sie sehen schon, das ist etwas bearbeitet. Hier wird die ganze Diskussion zurücklaufend wieder aufgegriffen. Luhmann hat also zunächst einmal zusammengefasst, was ich aus diesen verschiedenen Disziplinen, Betriebswirtschaftslehre,</p>	<p>deutschsprachigen, noch an amerikanischen Studien orientieren. Sein Vorhaben die Redaktion als Organisation zu untersuchen war Ende der 60er Jahre völlig neuartig.</p> <p>Zugang zu Literatur der Organisationsforschung hatte Rühl auf Grund seines Studiums der Wirtschaftswissenschaft und Soziologie. Über diese Literatur (Weber, Taylor, Fayol, Simon, March, Mayntz) entwickelte Rühl eine Vorstellung von Organisation, die er nicht mehr als Addition von Individuen dachte.</p> <p>Über Ronneberger kam Rühl zur Literatur von Niklas Luhmann. Rühl betont den</p>
---------------	--	--

	<p>Organisations-, Verwaltungswissenschaft – Ronneberger hat sich dafür sehr interessiert, und das hat mich auch interessiert, als ich bemerkte, für die ist Organisation auch ein Thema. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 5)</p> <p>Sagen wir so: Ich hatte keine Vorbehalte gegen den Begriff System, aus, und das muss ich immer wieder sagen, meinen wirtschaftswissenschaftlichen Studien heraus. Ohne dass der Systembegriff in den Wirtschaftswissenschaften damals eine Sonderstellung einnahm. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 6)</p> <p>Dann gab es, was meine Arbeit mehr betrifft, eine politikwissenschaftlich sehr starke Diskussion. Internationale Beziehungen waren plötzlich interessant, der Vergleich von Kulturen, der Vergleich von politischen Systemen. Karl Deutsch, Almond, Verba, Harry Eckstein und wie sie alle heißen. Die hatte mir wieder Franz Ronneberger sehr nachhaltig näher gebracht (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 6)</p> <p>Hierbei muss man „Bescheidwissen“ man muss die Literatur aus anderen Disziplinen, wie Philosophie und Soziologie kennen, man muss aber kein Experte sein, und man darf auch nicht sagen, damit beschäftigen die sich schon, also interessiert es mich nicht. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 7)</p> <p>Die systemtheoretische Orientierung verdanke ich Franz Ronneberger. Die hat er hier am Institut eingeführt. Und zu dieser Zeit, '65, hat Luhmann veröffentlicht, wir hatten ihn auch eingeladen, im Rahmen eines Zirkels hier. Wir hatten schon einen Zirkel am Lehrstuhl gebildet, für Diskussionen, mit Erlanger Politikwissenschaftlern, mit Nürnberger Soziologen, das war schon eine multidisziplinäre Diskussion. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 6)</p> <p>Da war ich schon zu sehr Luhmann-ianer geworden. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p> <p>Man bedient sich des Organismus, der Person, des Individuums. Vorbelastete Begriffe, weil es</p>	<p>überdisziplinären Charakter der Arbeiten Luhmanns.</p> <p>Das Studium der Wirtschaftswissenschaften brachte eine Beschäftigung mit dem Systembegriff mit sich.</p> <p>Auch die Beschäftigung mit politikwissenschaftlicher Literatur, die Rühl über Ronneberger zugänglich wurde öffnete ihn für makroperspektivische Ansätze.</p> <p>Rühl orientiert sich interdisziplinär.</p> <p>Die Systemtheorie Niklas Luhmanns lernte Rühl über Ronneberger kennen. Sie wurde zum zentralen Bezugspunkt Rühls, da sie Vorteile, vor allem aber die Möglichkeit zur Überwindung alltagsweltlich vorbelasteter</p>
--	---	--

	da schon eine Persönlichkeitspsychologie gibt. Warum wählen wir also nicht einen vergleichsweise neutralen Begriff und definieren ihn – und das ist Luhmanns Verdienst gewesen – epistemologisch, also vor einer einzelwissenschaftlichen Form. Da hat man also die Freiheit, einen Phänomenbereich wie die Journalistik oder menschliche Kommunikation, zu untersuchen, indem man sich zunächst vom Alltagsverständnis von Kommunikation befreit. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 8-9)	Begriffe und Modelle bietet.
Gegenstände	Mit der Systemtheorie hat man einen unvorbelasteten Zugang zu Gesellschaft, und mit dem Funktionalismus ebenfalls eine disziplinär unvorbelastete Methode. Damit können wir Phänomene wie die Zeitungsredaktion untersuchen, oder das Journalismussystem, oder auch die Familie als Kommunikationseinheit. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 8)	Über den system-theoretischen Zugang können alle Arten von „Kommunikations-einheiten“ (Journalismus, Redaktion, Familie) Forschungsgegenstand werden.
Anspruch	<p>AS: Ich hatte den Eindruck, als wollten sie mit dieser Passage in „Journalismus und Gesellschaft“ diese Diskussion um Pressefreiheit auf einen nüchterneren oder auch wissenschaftlicheren Rahmen, oder Sockel stellen.</p> <p>MR: Das auf jeden Fall! Das auf jeden Fall... [...] Nur kann man sagen, das ist gleichzeitig ja aber eine Interessensperspektive und die kann nun für eine wissenschaftliche Analyse des Problems dieser Konzentration und der Gefährdung von Pressefreiheit nicht hinreichend dienen, wenn wir nicht ausreichend abstrakte Vorstellungen von Pressefreiheit, sprich, keine Theorie der Pressefreiheit haben, die wir wiederum nicht an einem Einzelnen festmachen, sondern Pressefreiheit braucht man erst bei einer entsprechend großen Sozialität. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p>	Rühl geht es um die theoretische Fundierung und Reflexion alltagsweltlich vorbelasteter Problemstellungen, die häufig mit ebenso alltagsweltlichen Modellen, bezogen auf Individuen, untersucht werden.

Biographischer Kontext

Außerwissenschaftliche Sozialisation

Kategorie		Zusammenfassung
Geburtsjahr	Ich wurde 1933 geboren,...	Rühl wurde 1933 geboren.
Soziale Herkunft/	Ich wurde 1933 geboren, war mit dreieinhalb Jahren Halbweise, mein Vater starb. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 2)	1937 starb Rühls Vater.

Familiäre Situation	<p>Aber es gab Bedingungen, sich am Leben zu erhalten und auf der anderen Seite waren die Bauern ohne Arbeitskräfte. Sie hatten Fremdarbeiter, die nach 1945 wieder weg gingen, meist in ihre Heimat. Kurzum, ich war dann ein Jahr lang Bauernknecht, wenn man so will, aus besagten Gründen. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 2)</p> <p>Das sind alles Dinge die nicht außer der Welt sind, sondern ganz alltägliche Dinge. Es ging also nicht darum als ausgesorgt habender Großbürgersohn, sich der Wissenschaft zu verschreiben. Das war nicht gegeben. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 12)</p> <p>Vorher hatte ich als Geldbeschaffungsprogramm, Stipendien waren ja außer den besagten keine zu haben, es gab ja keine Stiftungen, es ist ja alles noch am Boden gelegen, als Werksstudent gejobbt. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 3)</p> <p>[Im ersten Interview erzählte M. Rühl auch davon, gegen Ende seines Studiums einen Kredit aufgenommen zu haben]</p> <p>[...] ich habe ja erst mit 35 Jahren geheiratet, bin dann ein alter Vater geworden, mit 40 Jahren wurde unser Sohn geboren (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 12)</p> <p>Letztes mal hatte ich ja schon mit ihnen über die berufliche Entwicklung meiner Frau gesprochen. [Rühls Frau war praktizierende Kinderärztin in Nürnberg. Der Wohnsitz der Familie Rühl war deshalb Nürnberg, und Manfred Rühl pendelte zwischen Wohnort und Arbeitsplatz]</p>	<p>1945/46 arbeitete der 11/12-jährige Manfred Rühl als Bauernknecht, was auf allgemein schwierige Bedingungen während der Nachkriegszeit schließen lässt. Rühls wissenschaftliche Karriere war finanziell nicht ganz unproblematisch.</p> <p>Mit 35 Jahren heiratet Rühl. Sein Sohn kommt 1974 zur Welt.</p> <p>Die Ehepartner Rühl waren beide Akademiker. Rühls Frau arbeitete als Kinderärztin in Nürnberg. Zwischen Beruf und Privatleben mussten Kompromisse gefunden werden.</p>
Private Ziele	ich wollte natürlich eine Familie haben (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 12)	Rühl plante eine Familie.
Schulbildung	Kam 1940 in die Schule. Das war schon die Zeit, in meiner Geburtsstadt Nürnberg, während derer wir Fliegerangriffe hatten. Noch nicht in der Dichte, aber doch für die Schulbildung eines Kindes mit wichtigen Unterbrechungen. Ich habe mehrere Schulen besucht, weil die vorhergehenden zerstört wurden. Dann wurden wir 1943/44 evakuiert,	Rühls Schulbildung bestand gezwungener Maßen eher aus Unterbrechungen als aus Unterricht. Rühl wurde 1940 mit 6

	<p>also da kamen Frauen und Kinder aufs Land. Wir waren hier im westlichen Mittelfranken und haben dort das Kriegsende erlebt. Kurz vor dem Kriegsende, im September '44 bin ich in die damalige Oberrealschule in Offenheim gekommen, war da aber nur ein halbes Jahr, denn im April wurden wir besetzt und die Schule blieb dann geschlossen, weil die Lehrer alle in der NSDAP waren und zu entnazifizieren waren. Kurzum, es gab keinen Schulunterricht. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 2)</p> <p>Wir kehrten dann 1946 nach Nürnberg zurück. Da gab es eine Übergangsklasse, wir wurden, nach heutiger Rechnung, so in die siebte Jahrgangsstufe eingeführt, waren aber so ein Sammelsurium von Schülern aus Flüchtlings- und Vertriebenkreisen – ausgebombte Nürnberger, die zurück kamen. Das war aber doch die einzige Chance noch auf eine höhere Schule zu gelangen.</p> <p>Dann hatte ich 1950 das Glück ausgewählt zu werden für ein Stipendium an einer Highschool, das dann in Dayton/Ohio stattfand. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 2)</p> <p>Ich kam dann 1951 wieder nach Deutschland zurück, habe 1953 Abitur gemacht, und anschließend eine Lehre als Industriekaufmann. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 2)</p>	<p>Jahren eingeschult. 1943/44 wurde die Familie Rühl auf das „Land“ im westlichen Mittelfranken evakuiert. 1944 ging Rühl für kurze Zeit, bis zur Entnazifizierung der Lehrkörper auf die Oberrealschule in Offenheim.</p> <p>Zurück in Nürnberg besuchte Rühl ab 1946 eine Übergangsklasse für Flüchtlinge und Vertriebene.</p> <p>1950/51 verbrachte Rühl an der Highschool in Dayton/Ohio. Ab 1951 ging er wieder in Nürnberg zur Schule und machte 1953 im Alter von 19 Jahren sein Abitur.</p>
Berufserfahrung	<p>Ich kam dann 1951 wieder nach Deutschland zurück, habe 1953 Abitur gemacht, und anschließend eine Lehre als Industriekaufmann. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 2)</p> <p>Das Wirtschaftswunder war angekündigt und ich sollte, wollte dabei sein. Ich habe dann aber doch gemerkt, nach dieser sehr erfahrungsreichen Lehrzeit in einer überschaubaren Unternehmung, die heute weit größer und international verflochten ist, damals waren in jeder Abteilung so ein, eineinhalb Leute beschäftigt, also man bekam einen guten Ein- und Überblick, wie ein Unternehmen strukturiert ist und funktioniert. Ich war dann nach Abschluss der Lehrzeit Kaufmannsgehilfe und habe mit dem Studium der Wirtschaftswissenschaften insbesondere Volkswirtschaftslehre begonnen. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 2-3)</p>	<p>Rühl hat 1953-1955 eine Lehre zum Industriekaufmann absolviert. Während seiner Lehrzeit konnte er Erfahrungen in einem Unternehmen sammeln und bekam einen Einblick, „wie ein Unternehmen strukturiert ist und funktioniert“.</p>
Journalistische Berufserfahrung	<p>Ich war dann nach Abschluss der Lehrzeit Kaufmannsgehilfe und habe mit dem Studium der Wirtschaftswissenschaften insbesondere Volkswirtschaftslehre begonnen. Vorher hatte ich als Geldbeschaffungsprogramm, Stipendien waren ja außer den besagten keine zu haben, es gab ja keine Stiftungen, es ist ja alles noch am Boden gelegen, als Werksstudent</p>	<p>Rühl arbeitete bereits während seiner Schulzeit an Sonntagen als Redaktionsbote.</p>

	<p>gejobbt. Diese Tätigkeit hat mir unter Anderem zu dem Job eines Redaktionsboten an Sonntagen verholfen. Dann wurde ich Aufnahmekraft beim damaligen Sportmagazin und heutigen Kicker. Nach dieser Tätigkeit bin ich dann aufgestiegen und wurde „Sonntagsredakteur“. Aber da hatte ich nun schon Einblick, Geschmack, Interesse, und vor allem diese Absicht es anders zu machen als bisher. Ich habe dann neben dieser sonntäglichen Tätigkeit, die das Studium ja nicht sonderlich tangierte, als freier Mitarbeiter für Lokalzeitungen, eine Wochenzeitung und dann auch für den Rundfunk über ein riesigen Themenbreite berichtet. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 3)</p> <p>In all dieser Zeit gab es natürlich dieses Wechselspiel zwischen praktischem Journalismus in verschiedenen Medienbereichen und dem wissenschaftlichen Interesse (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 3)</p> <p>Eine meiner Beschäftigungen, um mein Studium und vorher schon meine Schule zu finanzieren, diese Tätigkeit im Journalismus, bei der Presse und beim Rundfunk, diese Tätigkeit habe ich verbunden mit meinem Studium. Auf der einen Seite also meine Lehrzeit und auf der anderen meine Tätigkeit als Journalist, das hat mich dazu gebracht, beides wissenschaftlich miteinander zu verbinden. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 11)</p>	<p>Rühl arbeitete als Aufnahmekraft für das „Sportmagazin“ (das heutige „Kicker“).</p> <p>Rühl arbeitete während seiner Studienzeit als „Sonntagsredakteur“ und als freier Mitarbeiter für Lokalzeitungen, eine Wochenzeitung und den Rundfunk.</p> <p>Rühl beschreibt Wechselwirkungen zwischen seiner journalistischen Erfahrungen und seinem wissenschaftlichen Interesse.</p> <p>Außerwissenschaftliche berufliche Erfahrungen in Wirtschaft und Journalismus führten zu Rühl spezifischer wissenschaftlicher Perspektive</p>
Einschneidende Erfahrungen	<p>Das war schon die Zeit, in meiner Geburtsstadt Nürnberg, während derer wir Fliegerangriffe hatten. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 2)</p> <p>Dann wurden wir 1943/44 evakuiert, also da kamen Frauen und Kinder aufs Land. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 2)</p> <p>Wir kehrten dann 1946 nach Nürnberg zurück. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 2)</p> <p>Dann hatte ich 1950 das Glück ausgewählt zu werden für ein Stipendium an einer Highschool, das dann in Dayton/Ohio stattfand. Das war ein ganz wichtiges Jahr für mich. Aus diesem zerbombten, sich sozusagen aus den Ruinen gerade wieder belebenden</p>	<p>Rühl erlebte als Kind Fliegerangriffe und andere Auswirkungen des zweiten Weltkrieges, wie die Evakuierung der Familie Rühl auf das Land in die Nähe Offenheims.</p> <p>Als Manfred Rühl 16 Jahre alt war, bekam er Gelegenheit, ein Jahr an der Highschool in Dayton/Ohio zu</p>

	<p>Deutschland, in ein, nun nicht reiches aber gleichwohl von den Kriegsereignissen doch unbeflecktes Amerika, in den Mittleren Westen zu kommen. Stabile Familienverhältnisse und stabile Schulverhältnisse. In denen ich wohl nicht das Programm meiner Schule, mit einem Dutzend Fächern zu absolvieren hatte, aber doch sehr intensiv Englisch, englische Literatur, Amerikanische Staatsbürgerkunde betrieb. Und mir vor allen Dingen dann einen Einblick in die englisch/amerikanische Literatur gab, und einen Zugang zur Sprache, und über die Sprache zur Kultur, die dann später, als ich das Ganze dann aus wissenschaftlicher und kommunikationswissenschaftlicher Sicht betrachtete, da natürlich ganz andere – sagen wir mal bei der „Gatekeeper-Forschung“ – Hintergründe aktivieren konnte, als reine, auf Zahlen reduzierte Sozialverhältnisse, Sachverhältnisse und Zeitbereiche. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 2)</p>	<p>verbringen. In Amerika fand Rühl stabile und anregende Lebens- und Lernverhältnisse vor, die stark mit denen in Nachkriegsdeutschland kontrastierten. Besonders sprachlich hat ihm dieser Amerika-Aufenthalt weitergeholfen und später auch die Türen zur englischsprachigen und vor allem amerikanischen kommunikationswissenschaftlichen Literatur geöffnet.</p>
--	--	---

Wissenschaftliche Sozialisation

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung und Interpretation
Akademische Laufbahn	<p>Habe als Gasthörer an der Uni-Erlangen schon ein paar Kurse belegt, und es war dann sehr bald ersichtlich, dass ich nicht wie zunächst intendiert diese Lehre mache, um ins Ausland zu gehen, für diese Firma. Die hatten gerade in Lateinamerika ein, naja, die expandierten halt. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p> <p>Ich habe dann Publizistikwissenschaft studiert, die sehr schmal besetzt war. Also als Wahlfach, mein Hauptstudium war wie gesagt Volkswirtschaft und ich habe dann auch 1960 mein Examen als Diplom-Volkswirt gemacht. Vorher hatte ich ein zweisemestriges Stipendium in Berlin, wo damals noch die Publizistik von Emil Dovifat vertreten war. Bei dem habe ich also zwei Semester lang, neben anderem, dieses Fach studiert. Als ich dann nach Nürnberg kam, oder zurückkam, hatte ich hier dann beim Examen Publizistikwissenschaft als Wahlfach. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 4)</p> <p>Anfang der 1960er Jahre hatte ich also Examen gemacht. Zu dieser Zeit hatte ich schon das Angebot bei Ernst Meier, das war der Nürnberger Publizistikwissenschaftler, eine Hilfskraftstelle zu kriegen, die aber die einzige war, und ich hatte sozusagen die</p>	<p>Seine ursprünglichen Intention, in der Wirtschaft zu bleiben, änderte sich, als Rühl noch während seiner Ausbildung als Gasthörer Vorlesungen besuchte und in den Bereich der Wissenschaft „hineinschnupperte“.</p> <p>1955 begann Manfred Rühl sein Studium der Volkswirtschaft. Während seines Studiums hat Rühl zwei Semester in Berlin verbracht. Dort hat er unter Anderem bei Emil Dovifat Vorlesungen zu Publizistikwissenschaft gehört. Bei seinem Examen (1960) hatte Rühl dann die Publizistik als Wahlfach.</p>

	<p>Funktionen eines Assistenten. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p> <p>Und in diesem Milieu, zwischenzeitlich war ich Fakultätsassistent und habe diesen Übergang der Universität in der akademischen Verwaltung bestritten, habe Diplomprüfungsordnungen revidiert und was da so alles an akademischer Verwaltung notwendig war. Ich habe dann das Angebot von Ronneberger angenommen, bei ihm Assistent zu sein. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p>	<p>Er arbeite im Anschluss als wissenschaftliche Hilfskraft für Ernst Meier. Danach wurde Rühl wissenschaftlicher Assistent bei Franz Ronneberger.</p>
Akademische Bezugsmilieus	<p>Die Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Nürnberg war zwischenzeitlich, 1961, die WiSo Fakultät der neuen Universität Erlangen-Nürnberg geworden. Da hatte nun die Universität Interessen, die Fakultät hatte auch Interessen, die wollte an der, von der Tradition her renommierten Publizistikwissenschaft festhalten. Und als es dann hieß, eine neue Professur, einen Lehrstuhl einzurichten, da kam es dann durch diese Interessen – das Ministerium in München hatte wieder seine eigenen Intentionen gehabt – zu einer Doppelprofessur für Politik und Kommunikationswissenschaft. Das im Titel einer Professur zusammen zu bringen war in Deutschland erstmalig. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p> <p>Theorie war noch keine da. Die brachte dann Franz Ronneberger, der den Ruf bekam und annahm. Und in den ersten Jahren, praktisch ab Herbst 64, innerhalb von wenigen Jahren, zum Teil als Vorlesungsmanuskripte, aus Aufsätzen, Vorträgen und Gremienarbeit, er war 14 Jahre lang Mitglied des Fernsehrates des ZDF. Also da ging es um Theorie der Kommunikationswissenschaft, um Theorie der Publizistikwissenschaft und um anwendungsbezogene Ausbildung, die nicht unbedingt so zu Journalismus wurde, wie es anschließend der Fall war. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p> <p>Es gab besonders am Ronneberger-Lehrstuhl eine ganze Reihe von Diplomarbeiten die ich betreute und andere jüngere Assistentenkollegen, die auch in dieser Richtung gearbeitet haben, mal mehr die Journalistenausbildung, mal mehr die Unterhaltung, aber immer diese Organisation als Produktionsstätte. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p> <p>Die systemtheoretische Orientierung verdanke ich Franz Ronneberger. Die hat er hier am Institut eingeführt. Und zu dieser Zeit, '65, hat Luhmann veröffentlicht, wir hatten ihn auch eingeladen, im Rahmen eines Zirkels hier. Wir hatten schon einen Zirkel am Lehrstuhl</p>	<p>Institut für Politik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Erlangen-Nürnberg: Auf Grund bildungspolitischer Entscheidungen wurde bei dem Anlass einer universitären Umstrukturierung der Lehrstuhl für Politik- und Kommunikationswissenschaft eingerichtet und 1964 mit Franz Ronneberger besetzt. Am Aufbau dieses „neuen“ Lehrstuhls war Rühl als Assistent beteiligt. Ronneberger ging es vor allem um Theoriebildung und Praxisorientierte Lehre. Die Organisationsperspektive war am Ronneberger-Lehrstuhl stark vertreten. Ronneberger bemühte sich auch um neue theoretische Impulse und veranlasste einen interdisziplinären, system-theoretischen Arbeitskreis zu dem Niklas Luhmann als Redner eingeladen war.</p>

	<p>gebildet, für Diskussionen, mit Erlanger Politikwissenschaftlern, mit Nürnberger Soziologen, das war schon eine multidisziplinäre Diskussion. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p> <p>Es wurde mir damals bewusst, dass das eine spezifisch kommunikationswissenschaftliche Aufgabe ist. Und das hat eben auch die Generation von Gerbner gehabt. In dem Papier habe ich beschrieben, wie ich deren Forschungen situativ erlebt habe. Und da hat es natürlich „klick“ gemacht: „Das kann man also alles machen, ohne zu sagen, Kommunikationspolitik hier und Filmforschung dort!“ Das muss ja irgendwie zusammengehalten werden, das benötigt ja eine Grundlage. Und da ist mir eben nichts besseres eingefallen als der Kommunikationsbegriff und zwar als System. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p> <p>Als ich das zusammenschrieb [Papier] ist mir aufgefallen, dass da nie die Rede war von Journalismus. Und das ist spezifisch amerikanisch. Es war also nicht so, dass ich mir da schlauerweise einen Sektor herausgegriffen habe. Die amerikanische KW ist ja in den 40ern entstanden. Da sprach man von „Kommunikation“ während man in den frühen Jahrzehnten von „Journalism“ sprach. Und das war praktizistisch ausgerichtet. Das war ein „Training of Journalists“ an den „Colleges“ und das ist etwas anderes als „Journalism Research“, so wie wir das gemacht haben, ob das nun auf einer Organisations- oder Makroebene passiert ist. [...] Und in Amerika hat man, und das war sehr bewusst bei Gerbner so, dass er gesagt hat, „also ich weiß was du machst im Journalismus, aber „Journalism“ ist bei uns ein Antithema. Da werde ich doch nicht den Teufel tun und eine junge Disziplin hemmen, und mich auf die Ebene eines Journalistentrainings begeben. Ich hätte ja nur ständig zu erklären warum ich das tue.“ (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 9)</p>	<p>Annenberg School of Communications: Rühl verbrachte ein Jahr im Milieu um George Gerbner in Amerika. Dort traf er auf eine Fachverständnis, das die Kommunikation in den Mittelpunkt stellte und derart einen gemeinsamen Rahmen für unterschiedliche Forschungsaspekte bot. Praxisorientierte Lehrinhalte wurden dort abgelehnt.</p>
Soziales Netzwerk	<p>Das habe ich zweifelsohne den Diskussionen mit Franz Ronneberger, der Anstoß kam aus dem Seminar, aber damit war es noch nicht getan, da sind unendlich viele Abgleichungen und Anregungen und Fragestellungen, die er mir beantworten konnte, oder auch nicht. Da entwickelte sich ein Wechselspiel, das ganz schnell aus einem Assistenten einen Mitarbeiter gemacht hat. Das war ein sehr beglückendes Erleben muss ich sagen. Denn wir hatten inzwischen das Ende der 60er Jahre, und da brannte es! (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p>	<p>Franz Ronneberger kann als zentrale Figur im wissenschaftlichen Umfeld Rühls betrachtet werden. Ihre berufliche Beziehung intensivierte sich zusehends. Rühl wurde vor allem auf Grund seiner Kenntnisse der</p>

	<p>Ich war nach meiner Promotion interessiert an Amerika, da ich mich für die damaligen Verhältnisse sehr gut in der wissenschaftlichen Literatur auskannte. Ronneberger hat mich zu dieser Zeit auch stark konsultiert, obwohl er es war, der die ersten Anstöße gab, aber die Vertiefung (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p> <p>Ronneberger und Luhmann haben dann 1968 auf dem Soziologentag in Frankfurt, wo es schon sehr bunt und munter zuging, wo die großen Soziologen schon „angepinkelt“ wurden, um es salopp zu sagen, da kam es zu Arbeitskreisen, und Ronneberger und Luhmann hatten den für Verwaltungswissenschaften. Also die kannten sich schon. Ich lernte ihn dann auch kennen in einem solchen Kreis. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p>	<p>amerikanischen Forschung vom Assistenten zum gleichwertigen Mitarbeiter.</p> <p>Über Ronneberger kam Ende der 60er Jahre ein Kontakt zu Luhmann zustande.</p>
Selbstverständnis	<p>Das war also die Zeit [Studentenproteste Ende der 60er Jahre] in der wir die, wie ich meine, für unser Fach und das was später Journalistik werden sollte, grundsätzlichen Überlegungen anstellten. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p> <p>Denn wessen man sicher sein kann ist: Sie versteht zunächst niemand, davon müssen sie ausgehen. Die damalige Situation! Heute ist es auf einem anderen Niveau, in anderen Zusammenhängen. Aber wo sie durchaus von der Sprache her schon ihre Schwierigkeit haben, weil jeder Terminus, jeder Begriff eine Belastung hat, besonders bei den Kommilitonen, die noch nicht den Einstieg haben, die Breite, den Horizont. Die haben dies und jenes nicht gelesen. Die also mit einer allgemeinen lexikalischen Definition von Presse hantieren, wo sie aber schon 27 Umwege berücksichtigen – hier im Interview versuche ich immer das abzukürzen, wo ich dann aber immer wieder sage, nein, das muss wenigstens erwähnt werden, dieses Hindernis muss aufgezeigt werden. Das kommt nirgendwo zum Ausdruck, das ist nirgendwo geschrieben worden, weil es eben erarbeitet und be- und verarbeitet wurde. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p>	<p>Rühl sieht sich selbst als kommunikationswissenschaftlichen Grundlagentheoretiker.</p> <p>Rühl siedelt sich und seine Arbeit auf einem, im Vergleich zu Anderen, hohen wissenschaftlichen Niveau an.</p>
Einschneidende Erfahrungen	<p>Das erste Hauptseminar, das wir gemeinsam [mit Franz Ronneberger] machten war über die Organisation von Massenkommunikationsmitteln, und daraus ging meine Idee hervor, das wusste ich schon nach der zweiten Sitzung, „Du machst eine Redaktionsuntersuchung“. Dies war dann mein Dissertationsthema. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p>	<p>Eine für die wissenschaftliche Arbeit Rühs wichtige Erfahrung war das mit Ronneberger abgehaltene Seminar über die Organisation von Massenkommunikationsmitteln. In</p>

	<p>Und zu dieser Zeit, '65, hat Luhmann veröffentlicht, wir hatten ihn auch eingeladen, im Rahmen eines Zirkels hier. Wir hatten schon einen Zirkel am Lehrstuhl gebildet, für Diskussionen, mit Erlanger Politikwissenschaftlern, mit Nürnberger Soziologen, das war schon eine multidisziplinäre Diskussion. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p> <p>Ronneberger und Luhmann haben dann 1968 auf dem Soziologentag in Frankfurt, wo es schon sehr bunt und munter zugeht, wo die großen Soziologen schon „angepinkelt“ wurden, um es salopp zu sagen, da kam es zu Arbeitskreisen, und Ronneberger und Luhmann hatten den für Verwaltungswissenschaften. Also die kannten sich schon. Ich lernte ihn dann auch kennen in einem solchen Kreis. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p> <p>Er hat also hier den Vortrag gehalten, ich habe ihn dann ins Hotel begleitet und fragte ihn unterwegs – wir hatten natürlich das konkrete Thema des Tages, das wir auch in der Kneipe diskutierten – ich fragte ihn also, „woran arbeiten Sie eigentlich im Augenblick?“. Und er antwortete: „An einer Theorie der Gesellschaft.“ Und soviel zum Thema Forschungsplanung. Der wusste genau, der war 1966 promoviert und habilitiert worden mit diesen Arbeiten. Hatte ein Stipendium in Harvard und hat den Parsons herausgefordert, indem er gesagt hat: „Grundsätzlich, System, ja“, damals war er noch Handlungstheoretiker, ist erst ein paar Jahre später auf das Kommunikationsthema gelangt, „aber nicht strukturell-funktional, sondern funktional-strukturell“. Also die Umkehrung, und später dann die Autopoiesis. Das war ja alles noch nicht vorliegend. Das war ja noch nicht rezipiert. Aber dass er sagt, „30 Jahre lang habe ich an dem Buch gearbeitet, mit allem anderen als Nebenaufgabe“. Also das hat mich sehr interessiert, aber in dieser Nacht, in der ich ihn ins Hotel brachte, war ich ziemlich ratlos. „Wie kann man denn so etwas sagen? Ein Mensch will eine Gesellschaftstheorie schreiben? Ist das überhaupt ein empirischer Sachverhalt?“ Das muss man sich vergegenwärtigen, um zu verstehen, wie man zu solchen Entscheidungen kommt, dass man behauptet, es gäbe auch so etwas wie Journalismus. Und eine Redaktion ist nicht ein Teil des Journalismus, und durch die</p>	<p>diesem Zusammenhang entstand die Idee eine Redaktion zu untersuchen.</p> <p>Im Rahmen eines systemtheoretischen Arbeitskreises bekam Rühl Gelegenheit Niklas Luhmann persönlich kennen zu lernen. Er hatte seine frühen Arbeiten bereits rezipiert. Manfred Rühl erinnert sich lebhaft an ein Gespräch mit Luhmann, in dessen Verlauf er erfuhr, dass Luhmann an einer „Gesellschaftstheorie“ arbeite. Die Zielstrebigkeit und der Anspruch dieses Vorhabens beeindruckten den am Beginn seiner wissenschaftlichen Karriere stehenden Manfred Rühl nachhaltig.</p>
--	--	---

	<p>Untersuchung von vielen einzelnen Redaktionen erfasse ich den Journalismus. Sondern die Theorie geht nicht von einem Einzelstück wie der Redaktion oder dem Einzelnen aus, sondern geht aus von der Welt, von der Komplexität der Ereignishaftigkeit. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p> <p>Es wurde mir damals bewusst, dass das eine spezifisch kommunikationswissenschaftliche Aufgabe ist. Und das hat eben auch die Generation von Gerbner gehabt. In dem Papier habe ich beschrieben, wie ich deren Forschungen situativ erlebt habe. Und da hat es natürlich „klick“ gemacht: „Das kann man also alles machen, ohne zu sagen, Kommunikationspolitik hier und Filmforschung dort!“ Das muss ja irgendwie zusammengehalten werden, das benötigt ja eine Grundlage. Und da ist mir eben nichts besseres eingefallen als der Kommunikationsbegriff und zwar als System. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 8)</p>	<p>Der Aufenthalt an der Annenberg School of Communications sensibilisierte Rühl für die in Deutschland zersplitterte Identität des Faches.</p>
Motivation	<p>Das wollte ich [Assistenz bei Ernst Meier], weil ich damit ein Fuß in der Tür hatte. Natürlich hatte ich auch die Absicht zu promovieren. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 3)</p> <p>Ich könnte es mir leicht machen und ihre Frage beantworte indem ich sage, Wissenschaft ist ein Beruf wie jeder andere auch. Das stimmt natürlich nicht. Aber er ist natürlich insofern eine berufliche Arbeit als damit Gelderwerb geleistet wird. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 11)</p> <p>Was ich aber hier beschreibe [Amerika-Papier] ist, dass wir, oder dass ich die KW in der beschriebenen Form kennen gelernt habe, das Studium als Publizistikwissenschaft, dann diese Ronneberger-Erneuerung und diese Hinwendung zu einem Spezialgebiet wie der unerforschten Journalistik, aber doch wissend, und das stand für mich damals schon fest, dass ich habilitiere und Hochschullehrer werden wollte, in diesem Fach, dass dazu mehr gehört als Journalistik. Und als Bindestrich-Wissenschaft einer Soziologie, das war mir suspekt. Und ich habe den Begriff der Kommunikation sehr ernst genommen, weil ich bemerkt habe, die ist eigentlich unerforscht. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 8)</p> <p>„Das kann man also alles machen, ohne zu sagen, Kommunikationspolitik hier und Filmforschung dort!“ Das muss ja irgendwie zusammengehalten werden, das benötigt ja</p>	<p>Rühl entschied sich bereits nach seinem Examen für eine wissenschaftliche Karriere und verkennt dabei nicht, dass er dabei auch ganz pragmatische, wirtschaftliche Gründe hatte.</p> <p>Die Möglichkeit „Pionierarbeit“ zu leisten in Verbindung mit der Perspektive einer akademischen Karriere motivierte Rühl zu theoretischer Arbeit.</p> <p>Rühl vermisste eine theoretische Grundlage, die dem Fach eine</p>

	<p>eine Grundlage. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 8)</p> <p>Wenn die Kommunikationswissenschaft beansprucht eine Interdisziplin zu sein, dann ist das eine etwas leere Formel. Aber wenn man sagt, dass man in der konkreten Forschung wie etwa in der Redaktionsforschung, greift man diese verschiedenen Tendenzen auf, und wägt ab, und fragt dann nach organisationsspezifischen Problemen, das war eine große Herausforderung. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p> <p>Und auf der anderen Seite das unendliche Desiderat, dass zwar auf diesem oder jenem Sektor, da wurde die Erde 792 mal umgepflügt und umgearbeitet, und daneben, das hat noch keinen Namen und da führt keiner ein Ackergerät oder so etwas hin. Das fordert natürlich heraus und das – ich warne da nicht, im Gegenteil, ich animiere dazu immer wieder – sich herausfordern zu lassen. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p> <p>Ich habe einen Zustand erreicht, in dem ich bemerkt habe, dass ich etwas kann, was Andere nicht können. Das klingt jetzt sehr überheblich, aber es ist bis heute so, das ich nichts Gedrucktes liegen sehen kann, ohne es anzuschauen, das ist schon eine Art habitualisiertes Verhalten. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p> <p>Und hinzu kommt die „wissenschaftliche Erotik“, hat glaube ich Aristoteles einmal gesagt, das Blutlecken, oder wie die Metaphern auch heißen. Dass man sagt, man kann nicht nur was, weil man bestimmte Dinge weiß, man nimmt sich vor, da kann man weiterbauen, anbauen, umbauen. Nicht Neues erfinden. Diese Art von alchimistischen zweckhaften Vorstellungen war mir immer fremd. Aber es war dann, und das konnte ich bei Franz Ronneberger sehr gut beobachten, weil ich ihn am längsten beobachten konnte: Die Unabhängigkeit des Wissenschaftlers. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 10)</p> <p>[...] ich hatte ja auch keine große Alternative. „Wenn nicht Wissenschaft, dann...“ – Nein! Ich war ja mitten drin einen Brotberuf innerhalb der Medien anzutreten. Und habe mich auch bis zu einem gewissen Grad qualifiziert. Nur, die Wissenschaft ist halt das reizvollere gewesen. Siehe Aristoteles [Wissenschaftliche Erotik]. (Rühl/Transkript 1, Anhang S. 12)</p>	<p>Identität verleihen würde. Rühl begreift wissenschaftliche Arbeit als persönliche Herausforderung.</p> <p>Verpflichtung auf Grund von Talent. Wissenschaft als Berufung.</p> <p>Ein zentrales Motiv, Wissenschaft zu betreiben bestand und besteht für Rühl in der „wissenschaftlichen Erotik“. Die Unabhängigkeit des Wissenschaftlers und Erweiterung des Wissensbestandes reizen Rühl dabei am meisten und unterscheiden die Wissenschaft von „Brotberufen“.</p>
--	---	--

Quelle: Transkript des Interviews vom 04.01.2005 mit Prof. emerit. Dr. Dr. Manfred Rühl

Wissenschaftlicher Kontext

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung und Interpretation
Geschichte/Stand der Kommunikationswissenschaft	<p>Natürlich habe ich mich eingelesen in die englischsprachige Literatur, das hat die deutsche Zeitungswissenschaft und Publizistikwissenschaft nicht gemacht. Die haben wieder aufgebaut, was bisher war. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 14)</p> <p>Es gab ja auch gar nicht so viel damals. Es kam ja erst. Bamberg war neu, Hohenheim war neu. Vorher gab es ja nur ein halbes Dutzend, wenn es hoch kommt, Lehrstühle. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 28)</p> <p>Ja. Schauen sie, wenn sie die Gründungsurkunde... Vor zwei Jahren wurde die ausgegraben, ja, 1963, „40 Jahre Deutsche Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft“, bis 1973 hieß die Publizistik und Zeitungswissenschaft. Und ich war Gründungsmitglied, ich war der jüngste und war wissenschaftliche Hilfskraft. Und wenn sie dann lesen, Prakke, Dovifat – Ronneberger und Noelle waren noch nicht drauf – der Herr Schütz, Redakteur der Publizistik, aber von den großen Zampanos, sie müssten das mal nachschauen, aber jedenfalls, das war die „scientific community“ damals. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 18)</p>	<p>Die deutschsprachige Kommunikationswissenschaft hielt nach Kriegsende an tradierten Wissensbeständen fest.</p> <p>Während der 60er Jahre entwickelte sich das damals noch kleine Fach KW in Deutschland.</p>

Inhaltliche Bestimmungen

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung und Interpretation
Wirklichkeitsverständnis	Meine Zugangsweise ist umgekehrt. Ich komme von Außen, von der Komplexität der Welt. Die Ereignishaftigkeit ist ein Hilfsbegriff. Da ist mehr als nur Ereignisse. Aber die Entdeckung der Komplexität halte ich für eines der zentralen Dinge des 20. Jahrhunderts. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 17)	Rühl geht aus von der „Komplexität der Welt“.
Kommunikationsverständnis	Verhalten ist nicht Kommunikation (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 15)	Kommunikation ist ein wechselseitiger Prozess, der unter

	<p>Sondern ich habe mich auf die Kommunikation in dem Sinne, den ich vorhin sagte, mit dem Modus Bewusstsein, alles menschliche Vermögen, auch das Handeln, ich katapultiere doch das Handeln nicht hinaus. Ich halte es nur nicht für sinnvoll Kommunikation an einem Einzelnen zu erklären. Es gibt keine Einzelwesenskommunikation, das wäre eine zu radikale Reduktion von Komplexität, die aber durchaus üblich ist, wie wir wissen. Da würde ich sagen, die Realität der Kommunikation ist unter diesen komplexen Bedingungen der sozialen, der sachlichen und der zeitlichen Struktur zu sehen. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 16)</p>	sozialen, sachlichen und zeitlichen Bedingungen abläuft.
Wissenschaftsverständnis	<p>Aber ich werde doch aus mir nicht ein Genie machen, oder einen Nestor, der über allem steht. Das misshagt mir an dem Wissenschaftsverständnis. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 15)</p> <p>Und das was ich vorhin mit Wittgenstein zitiert habe [während des Kassettenwechsels], das Subjekt gibt es ja gar nicht, es ist die Grenze der Welt, das denke ich sollte ein Wissenschaftler anstreben. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 15)</p> <p>Aber zum 792 mal im Kern der, an der Substanz orientierten Physik etwas aufzukochen, das ist doch uninteressant. Das was bis zu dem Zeitpunkt Rand ist, da sind die Probleme. Und der Rand hat natürlich, da würde ich Wittgenstein nicht mehr zitieren, da würde ich eher von einer Überschneidungsmenge bei den Disziplinen, Methoden und Theorien sprechen, da sehe ich fruchtbares. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 15)</p>	<p>Rühl scheint Wissenschaft als unpersönlichen Bereich anzusehen, was zu seiner systemtheoretischen Perspektive passt.</p> <p>Die „Aufgabe“ der Wissenschaft besteht darin, den Rand der Erkenntnis auszudehnen.</p> <p>Rühl denkt interdisziplinär.</p>
Theoretische Bezüge	<p>Ich habe ja nie bei Luhmann studiert. Ich habe seine Literatur und seinen Aufbau von Anfang an verfolgt und kannte seine verschiedenen Ph[r?]asen und Wendungen sehr gut, weil sie sehr hilfreich für mich waren. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 13)</p> <p>Da war Ronneberger wieder eher der an der Praxis oder der Politik im Sinne einer Praxis orientierte, während Luhmann mehr der Grundlagenforscher war. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 13)</p> <p>Popper und Adorno werden herangezogen, als ob sie unser Denken und unsere</p>	Obwohl Rühl nicht bei Niklas Luhmann studiert hat entdeckt und rezipiert er dessen Literatur. Vor allem auf grundlagen-theoretischer und epistemologischer Ebene war Luhmann hilfreich für Rühl.

	<p>jeweiligen Probleme nachvollziehen würden, oder so eine Art „Überwissenschaftler“ wären. Und dann haben einige Leute, und darunter wieder einmal Luhmann, gesagt, „ist es nicht unsere Aufgabe, diese epistemologischen und methodologischen Fragestellungen aus unserer einzelwissenschaftlichen Perspektive heraus“, bei ihm die Soziologie, „anzufordern und zu sagen, was hat die Weltliteratur, seit der Antike zu bieten, und was müssen wir selber noch machen?“ (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 14)</p> <p>Dann habe ich zum Beispiel bei den Wirtschaftswissenschaften die Mängelrüge, dass sie sich Zweck-Mittel orientieren. Mit einer solchen Teleologie kommen sie in der Kommunikationswissenschaft nicht weiter. Es sei denn, sie reduzieren das wie Ruß-Mohl auf den Homo Ökonomikus, machen aus dem kommunizierenden Menschen einen Homo Ökonomikus. Dann haben sie eine zweckrationale Figur, nur, sie ist nicht wirklich. Das ist ein unbrauchbares Konstrukt. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 16)</p> <p>Nehmen Sie Otto Groth. Der geht aus von der Zeitung. Von der Zeitung als Idealtyp. Alle praktischen, würde Platon ihm dann zur Seite stehen, alle Vorkommnisse, die Zeitung heißen, sind in diesen Idealtypus als Materialobjekte hinein zu projizieren. Meine Zugangsweise ist umgekehrt. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 16)</p>	<p>Rühl weist das Konzept ökonomischer Rationalität (Ruß-Mohl) zurück, da er die Zweck-Mittel Struktur für unbrauchbar hält, soziale Prozesse zu erklären.</p> <p>Rühl beschreibt seine Vorgehensweise als konträr zur Wesensontologie Groths und Platons.</p>
Methoden	<p>Und nicht zu meinen, „da muss ich nur zu Herrn Wirth in die Methodologie gehen und dann kriege ich schon gesagt wie das mit der Inhaltsanalyse und mit der Befragung ist.“ Dieses Verkennen einer Spezialisierung innerhalb einer Disziplin, und das Ausblenden des ganzen Horizontes an Erkenntnismöglichkeiten. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 15)</p> <p>Da kommen wir nicht weiter, wenn wir alle Medienereignisse mit Hilfe der Befragung und der Inhaltsanalyse beantworten wollen. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 15)</p>	<p>Rühl plädiert für die Erweiterung des Methoden-Spektrums in der Kommunikationswissenschaft.</p>
Gegenstände	<p>Journalisten sind für mich auch ziemlich uninteressant, solange sie nicht im Kontext einer Redaktion für ein Blatt arbeiten. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 16)</p>	<p>Rühl bezieht sich nicht auf den einzelnen „Journalisten“, sondern auf sein redaktionelles Handeln,</p>

		und damit auf die Redaktion als solche.
Anspruch	<p>Sie sagen, ich zitiere wahnsinnig viel. Ich will diesen Geschmack der Systemtheorie auf die richtige Ebene bringen. Die Systemtheorie hat seit den Vorsokratikern eine Karriere gemacht, natürlich ging es 2000 Jahre lang um das Ganze und seine Teile, erst die Neukantianer habe dann den Aspekt hereingebracht, dass das Ganze mehr ist als die Summe seiner einzelnen Teile. Und die Kybernetik hat die Systemtheorie aufgebrochen. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 14)</p> <p>Das heißt, mir geht es darum, dieses Denken, das wir verfügbar haben können, wenn wir nur wollen, wir müssen uns darum kümmern, einzubringen. Und wir können heute nicht mehr so verfahren, als könnten wir irgend eine Disziplin so separat betreiben, und nur im Labor irgend etwas kochen. Und dann den Philosophen sagen, „jetzt bitteschön ans Werk.“ Für uns Einzelwissenschaftler ist das Problem aufgetaucht, wir müssen uns auch darum kümmern, was der Rühl in seinem Studium schon gemacht hat, „wie erkläre ich das, wie kann ich das erkennen?“ (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 14)</p> <p>Eine meiner letzten Vorlesungen war eine Erkenntnistheorie der Kommunikationswissenschaft, weil ich einfach das Bedürfnis hatte, für mich und auch für meine Studenten, die schon wussten, jetzt geht er bald [lacht], dass ich sagte, „das müssen wir hereinbringen in das Fach.“ (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 14)</p> <p><i>AS: Aber obwohl sie jetzt von Rand sprechen, und dass Wissenschaft sich dort lohnt, hat ihre Arbeit ja auch einen integrativen Charakter, und sie...</i> Ja. Man spricht ja viel von Interdisziplinarität, und das war schon die Vorstellung. Wenn sie aber in zwei, drei Disziplinen sozialisiert wurden und studiert haben, bis hin zu den Methodenunterschieden und Theorien und Erkenntnistheorien, [...] (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 16)</p>	<p>Rühl wollte mit seinen Arbeiten zeigen, dass wissenschaftliche Theorien implizit fast immer einen systemtheoretischen Kern haben.</p> <p>Rühl hat den Anspruch auch die Erkenntnistheorie seiner wissenschaftlichen Perspektive mitzuliefern und zu reflektieren. Damit will er Wissensbestände für das Fach aktualisieren und „einbringen“.</p> <p>Rühl hatte den Anspruch zur Interdisziplinarität beizutragen und begründet dies mit seiner wissenschaftlichen Sozialisation.</p>

Biographischer Kontext

Außerwissenschaftliche Sozialisation

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung und Interpretation
Soziale Herkunft/Familiäre Situation	<p>Und dann habe ich, das war mit Arbeit verbunden, diese Chance genutzt, ich habe die Arbeit geschrieben, und dann die Habilitation, an der Ronneberger ja nicht beteiligt war. Inzwischen hatten meine Frau und ich geheiratet, und da gibt es eine gesetzliche Vorschrift, dass derjenige dann nicht der Betreuer sein darf, und das auch nicht gegenüber der Fakultät vertreten darf. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 13)</p> <p>Wenn sie bei mir das soziale Umfeld von der Kindheit, vom Früh- oder Halbwaisen, die Kriegsereignisse und alles. Das waren doch immer Umstände, die völlig außer Kontrolle waren. Und die aber wahrscheinlich mit etwas... Ich kann das gar nicht beurteilen, ich kann nur feststellen, dass es so war. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 16)</p>	<p>Ronneberger wird Rühls Schwiegervater.</p> <p>Rühl wuchs als Halbwaise während des zweiten Weltkrieges auf.</p>
Religion	<p>Da kommt mir aber auch kein religiöses Denken in die Quere. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 16)</p> <p>Es ist einleuchtend für den Gläubigen zu sagen: Ich bete und kommuniziere mit Gott. Und er hofft darauf, dass seine Gebete erhört werden. Ein Atheist würde sagen, aus meiner Position ist das keine Kommunikation, weil es keinen Gott gibt. Da bin ich jetzt nicht der Dritte, der zwischen den beiden Positionen entscheidet. Aus dieser Konstellation heraus kann man fragen: Was ist Religion anderes als Kommunikation? Ich denke von der Kommunikationsebene ist da keine Vorentscheidung philosophischer oder theologischer Art vonnöten. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 16)</p>	<p>Religion spielt im Leben und Denken Rühl keine bedeutende Rolle. Selbst das Gebet analysiert er aus kommunikationswissenschaftlicher Perspektive.</p>
Einschneidende Erfahrungen	<p>Wenn sie bei mir das soziale Umfeld von der Kindheit, vom Früh- oder Halbwaisen, die Kriegsereignisse und alles. Das waren doch immer Umstände, die völlig außer Kontrolle waren. Und die aber wahrscheinlich mit etwas... Ich kann das gar nicht beurteilen, ich kann nur feststellen, dass es so war. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 16)</p>	<p>Rühl wuchs als Halbwaise während des zweiten Weltkrieges auf.</p>
Journalistische Berufserfahrung	<p>Und hatte auch ein Angebot zum Rundfunk, in die Praxis zu gehen [Nach der Dissertation]. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 13)</p>	<p>Rühl hatte nach seiner Dissertation auch die Möglichkeit als Journalist zu arbeiten.</p>

Wissenschaftliche Sozialisation

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung und Interpretation
Akademische Laufbahn	<p>Ich wurde 1960 also Hilfskraft. So ein langer Titel [M Rühl streckt die Hände aus], 280 Mark, und das hieß irgend etwas mit „Verwalter einer Assistentenstelle“. Weil ich ja noch nicht promoviert war, gab das 10 Prozent Abzug. Aber ich hatte die Aufgaben eines Assistenten. Ernst Meier war kurz vor der Pensionierung und hat mir schon sehr viel überlassen. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 12)</p> <p>Ronneberger hat einem sehr viel Freiheit gegeben. Natürlich, die Arbeit war gefordert, aber die hat man sich selber gestellt. Man hat ja gesehen, jetzt hat man endlich eine Chance. Ich war ja zwei Jahre lang in der Wartestellung, ich war zwischenzeitlich auch Fakultätsassistent. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 13)</p> <p>Dazwischen bin ich ja 1976 nach Hohenheim berufen worden, und sagte mir, nein, die Arbeit, „Journalismus und Gesellschaft“, die habe ich jetzt so weit vorangetrieben, dass ich das auch durchziehe, obwohl es hochschulrechtlich so ist, dass eine Berufung die Habilitation „heilt“. Ich war also einer dieser wenigen kuriosen Professoren, die sich als Professoren habilitieren. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 13)</p>	<p>Ab 1960 arbeitete Manfred Rühl als Hilfskraft (Verwalter einer Assistentenstelle) für Ernst Meier, der bereits kurz vor seiner Pensionierung stand.</p> <p>Rühl wurde danach Fakultätsassistent bei Franz Ronneberger.</p> <p>Rühl wurde 1976 nach Hohenheim berufen, arbeitete aber dennoch an seiner Habilitationsschrift weiter.</p>
Akademische Bezugsmilieus	<p>Also, die Heimatuniversität ist das, was heute die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät der Universität Erlangen-Nürnberg ist. Nein, studiert habe ich an der philosophischen Fakultät in Nürnberg, weil da die Ökonomie dazu gehörte. Dann habe ich an die Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Nürnberg gewechselt. Es gab um die Jahrhundertwende, in Leipzig, Berlin, Mannheim, Nürnberg, da hat man die Betriebswirtschaftslehre nicht in die Universität mit hinein genommen. Den Technikern ging es ähnlich. Da gab es dann die technischen Hochschulen und die Handelshochschulen. Das war also bis 1960 eine selbständige Hochschule. An der habe ich mein Examen als Diplom-Volkswirt gemacht. 1961 wurde die Hochschule dann zur WiSo Fakultät und zur Universität Erlangen-Nürnberg. Aber: Von der Hochschule bin ich diplomiert worden, und von der Fakultät bin ich dann promoviert worden, und habe mich auch habilitiert. Am Ronneberger-Lehrstuhl, da habe ich mich am längsten aufgehalten. Und am sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum, das damals einen Sonderforschungsbereich hatte, den ersten, der hatte</p>	<p>Rühl studierte an der philosophischen Fakultät in Nürnberg, wechselte dann an die Hochschule für Wirtschaft- und Sozialwissenschaft in Nürnberg, wo er sein Examen machte.</p> <p>Die Hochschule wurde zur Fakultät für Wirtschaft- und Sozialwissenschaft der Universität Erlangen/Nürnberg umstrukturiert.</p>

	<p>die Nummer 22. Heute sind wir bei 3, oder 4 oder 5. Der hieß „Sozialisation und Kommunikation“ und wurde 1970 eingerichtet. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 17-18)</p> <p>Das Ministerium wollte eine Kommunikationswissenschaft, die Universität Erlangen-Nürnberg wollte eine Politikwissenschaft. Von daher kam es zu der doppelten Bezeichnung und man hatte mit Ronneberger jemanden, der beides an führender Stelle vertreten konnten. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 13)</p> <p>Das war also im Wirkungskreis und im Ambiente mit Ronneberger. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 14)</p>	<p>Am längsten arbeitete Rühl am Lehrstuhl von Franz Ronneberger für Politik- und Kommunikationswissenschaft und am Sonderforschungsbereich 22, „Sozialisation und Kommunikation“.</p>
Soziales Netzwerk	<p>Insofern ist Ronneberger in der Tat mein Mentor gewesen. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 13)</p> <p>Und dann habe ich, das war mit Arbeit verbunden, diese Chance genutzt, ich habe die Arbeit geschrieben, und dann die Habilitation, an der Ronneberger ja nicht beteiligt war. Inzwischen hatten meine Frau und ich geheiratet, und da gibt es eine gesetzliche Vorschrift, dass derjenige dann nicht der Betreuer sein darf, und das auch nicht gegenüber der Fakultät vertreten darf. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 13)</p> <p>Da waren meine Mitarbeiter der Thomas Gruber, jetzt Intendant beim Bayrischen Rundfunk, und Barbara Koller, die hier eine leitende Position bei der Bundesagentur für Arbeit hat. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 17)</p> <p>Da könnte ich lange ausführen, weil sie Ulrich Saxer zitiert haben, wir haben auch zusammen veröffentlicht, sogar einen Ethik-Aufsatz geschrieben, und sind doch weit auseinander. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 16)</p> <p>Der zweite Aspekt, wer waren meine Konkurrenten? Tja... Keine! Es gab keine. [lacht] Nein, das ist natürlich abenteuerlich. Die Konkurrenz wäre entstanden, wenn auf meinem Gebiet sozusagen... also Konkurrenz in Bezug auf Positionen kann man ja nur sagen... Sie können nur sagen, „wer gehört im engeren Sinne unseres Faches meiner Generation an?“ Das waren Winfried Lerg, Franz Dröge, der war anfangs so etwas wie ein Parsons-ianer/Luhmann-ianer und hatte dann ein Damaskus-Erlebnis und wurde dann über Nacht Marxist. Michael</p>	<p>Ronneberger war formell Rühls Vorgesetzter, wissenschaftlicher Betreuer und Mentor.</p> <p>Zum wissenschaftlichen Umfeld/scientific community aus Rühls Generation in Deutschland können folgende Personen gezählt werden: Thomas Gruber, Barbara Koller, Ulrich Saxer, Winfried Lerg, Franz Dröge, Michael Schmolke, Peter Glotz, Wolfgang Langenbucher und Winfried Schulz.</p>

	<p>Schmolke war dann mein Konkurrent, ein Mitbewerber, Konkurrent konnte man da nicht sagen, als es um die Nachfolge von Kieslich in Salzburg ging, er war aber schon habilitiert, ich nur promoviert und hatte da also wenig Chancen. Dann gab es Glotz und Langenbacher in München. Strakulla Senior war schon älter. Die anderen waren die Newcomer. Langenbacher war dann einmal Konkurrent in Wien, da war ich auf Platz eins, und er auf Platz zwei, aber er ist berufen worden. Winfried Schulz, der hier bis vor kurzem in Nürnberg war, jetzt Frau Holtz-Bacha, das ist der Lehrstuhl von Ronneberger. Und jetzt fängt es schon an, dünn zu werden. Die Berliner hatten da gerade... Da ging alles durcheinander... Wenn man will Saxer, aber da war ich aus nationalen Gründen... Also ich war damals der Meinung, das der erste Lehrstuhl überhaupt für Kommunikation-, das heißt, Publizistik, die heißen ja heute noch Publizistik, aber ich war damals einfach der Meinung, man sollte keine Deutschen berufen. Natürlich ist das jetzt anders, das ist ja auch eine andere Situation. Aber damals, stellen sie sich das vor, für die ganze Schweiz, nicht nur für die deutschsprachige. Ja, wir waren noch nicht so befreundet, wie wir es dann später wurden. Aber das wäre, wenn sie so wollen, eine Konkurrenz. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 17)</p>	
Einschneidende Erfahrungen	<p>Ronneberger hat damit sozusagen die Grundlagen für Dinge gelegt, die auch für mich sehr wichtig waren. Unser erstes Seminar hieß „Die Organisationsprobleme der Massenkommunikationsmittel“. Und da hat es „klick“ bei mir gemacht, im Hintergrund meine Erfahrungen in der Redaktion: „Das will ich machen!“ (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 13)</p>	<p>Rühl bereitete als Assistent mit Ronneberger zusammen das Seminar „Die Organisationsprobleme der Massenkommunikationsmittel“ vor. Während dieses Seminars entstand die Idee zur Untersuchung einer Redaktion. Die journalistischen Erfahrungen Rühls haben ebenfalls dazu beigetragen.</p>
Selbstverständnis	<p>Ich war aber noch in einer gewissen Loyalität Zeitungswissenschaftler und habe meine sozialwissenschaftlich betonte Kommunikationswissenschaft, auch wenn ich sie noch nicht so genannt habe, erst nach Feierabend betrieben. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 13)</p> <p>Die Arbeit [Journalismus und Gesellschaft] wurde dann 1980 veröffentlicht, und ich behaupte, dass sie bis heute noch keinen Nachfolger gefunden hat. Obwohl Blöbaum,</p>	<p>Rühl versteht sich als Sozial- oder Kommunikationswissenschaftler.</p> <p>Rühl versteht seine Habilitationsschrift immer</p>

	<p>Weischenberg, Scholl und Andere auch diese gesellschaftsorientierte Perspektive eingenommen haben. Nur behaupte ich nach wie vor, dass einige Bereiche jetzt erst ins Gespräch kommen. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 13)</p> <p>Aber da sind sie auf einer Reflexionsebene, wo sie die da unten nicht mehr verstehen, das ist richtig. Aber ich muss diese Kritik üben. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 15-16)</p> <p>Aber ich werde doch aus mir nicht ein Genie machen, oder einen Nestor, der über allem steht. Das misshagt mir an dem Wissenschaftsverständnis. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 16)</p>	<p>noch als maßgebliche Journalismustheorie. Er versteht sich als kritischen – und auch wenn er sich gegen Bezeichnungen wie „Genie“ oder „Nestor“ wehrt – als „außergewöhnlichen Wissenschaftler“. Dies begründet er vor allem mit seiner Reflexionsleistung.</p>
Motivation	<p>Aber zum 792 mal im Kern der, an der Substanz orientierten Physik etwas aufzukochen, das ist doch uninteressant. Das was bis zu dem Zeitpunkt Rand ist, da sind die Probleme. Und der Rand hat natürlich, da würde ich Wittgenstein nicht mehr zitieren, da würde ich eher von einer Überschneidungsmenge bei den Disziplinen, Methoden und Theorien sprechen, da sehe ich fruchtbares. (Rühl/Transkript 2, Anhang S. 15)</p>	<p>Seine wissenschaftliche Motivation besteht darin, den Rand wissenschaftlicher Erkenntnis zu erforschen und die Wissenschaft so voranzutreiben.</p>

Quelle: Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System (Rühl 1969/1978)

Gesellschaftlicher Kontext

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung und Interpretation
Zeitgeist	<p><i>...beim Lesen und Zuschauen scheinen Nebenwirkungen auf die seelischen Bezirke und das Verhalten des Publikums einzutreten, die weder von den Kommunikatoren gewünscht noch von der Gesellschaft geduldet werden und dennoch nicht abzustellen sind (z.B. Fernsehverhalten von Kindern und Erwachsenen in der Familie, verrohende und moralisch desorientierende Wirkungen von Illustriertenlektüre usw.). Wie in anderen Bereichen der modernen wissenschaftlich-technischen Zivilisation ergeht auch hier der Ruf an Gelehrte und Forschungsinstitute, Ursachen, Zusammenhänge, Folgen zu analysieren, Prognosen zu stellen und Vorschläge für hoheitliche Maßnahmen zu unterbreiten. (Geleitwort zur Schriftenreihe. In: Rühl 1969, S. 7)</i></p> <p>Nach solchen Ergebnissen [der organisatorischen Kommunikatorforschung] wird nachdrücklich gefragt, wenn auf Probleme der Pressekonzentration, der <<inneren Pressefreiheit>>, der Journalistenausbildung oder auf Folgeprobleme der Elektronisierung redaktioneller Arbeit Antworten zu geben sind. (Rühl 1979, S. 53)</p> <p>Die Wissenschaft muß mit dieser Tatsache unzufrieden sein [keine komplexen Wechselwirkungen zwischen Verlag und Redaktion erkennen zu können], will sie nicht Fakten unberücksichtigt lassen, die als „Verlagsgeheimnisse“ erachtet werden, die aber gerade in der brisanten Diskussion unserer Tage unter dem Stichwort „innere Pressefreiheit“ im Problemrahmen „Pressekonzentration“ eine dominierende Rolle spielen. (Rühl 1969, S. 191; ähnlich auch 1979, S. 298)</p>	<p>Eine skeptische Haltung gegenüber Massenmedien und Medienwirkungen legitimiert die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Gegenstandsbereich.</p> <p>Der gesellschaftliche Auftrag der Forschung besteht darin, Auskünfte zu medienpolitischen Kontroversen zu erteilen.</p> <p>Pressekonzentrationsdebatte als zentrales Thema medienpolitischer Auseinandersetzungen in den 60er und 70er Jahren.</p>
Mediensystem	<p>Unterschiedliche Organisationsformen und unterschiedliche Beliebtheit der Medien scheinen neuartige Konkurrenzprobleme mit sich zu bringen und das bisher eingespielte Gleichgewicht zwischen den Medien stören zu wollen [...]. (Geleitwort zur Schriftenreihe. In: Rühl 1969, S. 7)</p> <p>Mit diesem Wandel der Medien in ihrem industriell-technologischen Aufbau, wie ihren Funktionen für das Gesellschaftsganze, ging gleichermaßen eine Umstrukturierung der</p>	<p>Vor allem technische Entwicklungen im Bereich der Massenmedien verändern die Medienlandschaft und deren Relevanz und Funktion für die Gesellschaft. Damit wird eine sozialwissenschaftliche</p>

	<p>sozialen Bereiche dieser Institutionen sowie der Orientierungshorizonte der dort tätigen einher. (Rühl 1969, S. 25)</p> <p>Zu den besonders bemerkenswerten Entwicklungen im praktischen Journalismus des letzten Jahrzehnts gehört ohne Frage seine sich fortsetzende Technisierung, insbesondere die Hinwendung der Zeitungsredaktion zur Elektronisierung. (Rühl 1978. In: Rühl 1979, S. 15)</p> <p>Massenmedien sind heute in der Regel als vielgliedrige Organisationen zu erleben. Sie sind sozial, rechtlich, ökonomisch und technologisch Mittel- und Großbetrieben der Industrie vergleichbar. Mit ihnen sucht man den öffentlich-kommunikativen Anforderungen einer pluralistischen Gesellschaftsdynamik zu begegnen. (Rühl 1979, S. 42; ähnlich auch 1969, S. 25)</p>	Auseinandersetzung mit dem Gegenstand notwendig.
--	---	--

Wissenschaftlicher Kontext

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung und Interpretation
Geschichte/Stand der Kommunikationswissenschaft	<p><i>Die publizistische Kommunikationswissenschaft erfreut sich seit einigen Jahren auch in Deutschland wachsender Beachtung sowohl von seiten der Wissenschaft wie von seiten der Politik.</i> (Geleitwort zur Schriftenreihe. In: Rühl 1969, S. 7)</p> <p><i>Es fehlen jedoch nicht nur Lehrstühle und finanzielle Mittel, auch die Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen bedarf der Intensivierung.</i> (Geleitwort zur Schriftenreihe. In: Rühl 1969, S. 7)</p>	<p>Wachsende politische und wissenschaftliche Relevanz des Faches in Deutschland ab Mitte der 60er Jahre.</p> <p>Schwierige universitäre Situation, was sich in finanziellen und institutionellen Forderungen und der Forderung nach intensiverer</p>

	<p>Anstatt hier [betriebswirtschaftliche und –soziologische Redaktionsforschung] auf einem wohlbestellten Acker ernten zu können, müssen wir leider feststellen, daß die herkömmliche Zeitungs- und Publizistikwissenschaft hier ein Brachfeld hinterlassen hat. (Ronneberger 1968. In: Rühl 1969, S. 8)</p> <p>Vergleichbare Studien solcher Sozialsysteme mit äquivalenter Problemstellung bzw. deren Lösungsversuche existieren noch nicht. (Rühl 1969, S. 16)</p> <p>Da die Redaktionsforschung in Deutschland kaum entwickelt ist, erscheint es erforderlich, die durch die empirische Untersuchung erhobenen Daten zunächst einmal vorzustellen. (Rühl 1969, S. 42)</p> <p>Da keine vergleichbaren Studien vorliegen, stützen sich Analyse und Interpretation ausnahmslos auf diese Erhebungsergebnisse. (Rühl 1969, S. 42)</p> <p>Heute können wir bereits von einer Tradition in der theoretisch-empirischen Erforschung organisierter sozialer Systeme sprechen, wobei der Schwerpunkt der Forschung noch immer in den USA liegt. Aber selbst dort wurde die Untersuchung der Massenmedien als Organisationen bislang vernachlässigt. (Rühl 1969, S. 151; 1979, S. 236)</p> <p>Die Umwelt der Redaktion hingegen erfährt nur im Kausalnexus der Nachrichtenbeschaffung, der Orientierung am bestehenden positiven Recht, dem Einwirken des Staates und ähnlichen Fragen isoliert Betrachtung. (Rühl 1969, S. 27)</p> <p>Diese [normative, von Dovifat geprägte wissenschaftliche] Betrachtungsweise hat dazu geführt, daß die zeitliche Stabilität der Redaktion, die soziale Übereinstimmung ihrer Angehörigen, und die Widerspruchsfreiheit der sachlichen redaktionellen Probleme einer wissenschaftlichen Diskussion vorenthalten bleiben. (Rühl 1969, S. 27)</p>	<p>interdisziplinären Zusammenarbeit ausdrückt.</p> <p>In der Kommunikationswissenschaft fand die Redaktion als Forschungsgegenstand kaum Beachtung. Wenn, dann wurde sie aus einer von Dovifat und Groth beeinflussten normativen und teleologischen Perspektive heraus betrachtet. Als Rühl seine Dissertation schrieb, hatte die Wirkungsforschung Hochkonjunktur, Kommunikatorforschung interessierte nicht. Rühl konnte deshalb nicht auf disziplininterne Theoriebestände zurückgreifen. Auch methodisch ist die Redaktionsforschung</p>
--	--	--

	<p>Eine Kritik der publizistik- bzw. zeitungswissenschaftlichen Literatur über die Redaktion kann nicht verhehlen, daß dort keine rigorosen empirischen Methoden angewendet werden und daß eine Überprüfung der aufgestellten Hypothesen höchstens in sehr freier, impressionistischer Weise durchgeführt wird. (Rühl 1969, S. 29)</p> <p>Die Publizistik- und Zeitungswissenschaft geht bisher in dieser Hinsicht strikt normativistisch vor, indem sie die Verantwortung der Redaktion allein in der Orientierung an Recht, Politik, Moral der Publizistik (?) oder an der gesellschaftlichen Wirkung maß. (Rühl 1969, S. 180; ähnlich auch 1979, S. 281)</p> <p>Was bis dahin vorlag waren vor allem präskriptive sprachliche Festsetzungen über die Zeitungsredaktion, die gleichwohl als Tatsachenbehauptungen ausgegeben wurden. Eingebettet in eine normativistische Axiomatik wurde die Zeitungsredaktion als Aufbau und Ablauf der Arbeit von Journalisten dargestellt, bestimmt durch ein Ordnungsgefüge letzter Werte und moralischer Instanzen, die als richtig vorausgesetzt wurden. Die Gesinnung der am Journalismus unmittelbar Beteiligten galt als die nicht weiter zu untersuchende Orientierungsinstanz, die sowohl für die Wissenschaft als auch für die Praxis des Journalismus als <<richtige>> Leitlinie dienen sollte.“ (Rühl 1978. In: Rühl 1979, S. 13)</p> <p>Empirische Forschungsergebnisse über Funktionen und Strukturen der Massenmedien waren im Zeitraum der Durchführung vorliegender Untersuchung so gut wie unbekannt. Die <<Wirkungsforschung>> hatte Hochkonjunktur. Hingegen schien die <<Kommunikatorforschung>> so gut wie nicht zu interessieren (Rühl 1979, S. 17)</p> <p>Die Analyse und Synthese massenkommunikativer Makroprobleme erfordert allerdings angemessene Forschungsentwürfe sowie – zu ihrer Kontrolle – brauchbare Forschungsmethoden und Forschungstechniken. In beiden Bereichen ist bislang nur wenig und oft Unzulängliches geleistet worden. (Rühl 1979, S. 53)</p> <p>So konnte die in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre beginnende Organisationsforschung im Felde der Massenkommunikation – vornehmlich diese Untersuchung – auf keine</p>	<p>zu dieser Zeit noch nicht ausgereift.</p>
--	---	--

	<p>problemrelevanten Vorbilder und auf keine disziplineigenen <<Erkenntnisbestände>> zurückgreifen (Rühl 1979, S. 54)</p> <p>Für sie [empirische Journalismusforschung] gilt, daß die üblicherweise genutzten Forschungsmethoden und -techniken fast ausnahmslos faktorentheoretisch konzipiert sind. (Rühl 1979, S. 66)</p> <p>Die Prüfung des zum Zeitpunkt unserer Untersuchung (1967/68) vorliegenden Theoriebestandes über die Zeitungsredaktion erbrachte keine empirisch verlässlichen Ergebnisse. Dafür gab es eine Reihe normativistischer und teleologischer Theorien, wie sie für die traditionelle Zeitungs- und Publizistikwissenschaft typisch waren. Durch sie suchte man dem <<richtigen>> redaktionellen Verhalten auf die Spur zu kommen, zu dessen idealen Grundsätzen vorzustoßen und man beschrieb die subjektiv gesehenen Möglichkeiten ihrer Verwirklichung. Dazu bedienten sich die Gelehrten mehr oder weniger gut ausgefeilter ontologischer Begriffssysteme, theoretischer Entwürfe also, die ihren Bezug zur Wirklichkeit nur behaupten. (Rühl 1979, S. 66)</p> <p>Das [kein disziplininterner problemrelevanter Theoriebestand] war der entscheidende Anlaß, uns außerhalb der Disziplin zu begeben, auf die Suche nach <<sensitizing concepts>> (Blumer) für journalistische Organisationszusammenhänge. Hier stießen wir auf die funktional-strukturelle Systemtheorie, die eben ihre erste Entwicklungsphase abgeschlossen hatte.</p> <p>Die Autoren widmen nunmehr ihre Aufmerksamkeit in verstärktem Maße der Redaktion selbst. Auf der Grundlage der von den Wirtschaftswissenschaften entwickelten Arbeitsteilungslehre wird die geplante Organisation analysiert [...] (Rühl 1969, S. 27)</p> <p>Daß journalistische Leistungen und Wirkungen von der Kommunikationswissenschaft nunmehr auch in organisatorischen Zusammenhängen theoretisch-empirisch begriffen werden, geht vor allem auf die Einsicht zurück, daß die Untersuchung verschiedener journalistischer Einzelaspekte</p>	<p>Wenn die Redaktion zum Thema gemacht wurde, dann wurde sie auf der Grundlage der wirtschaftswissenschaftlichen Arbeitsteilungslehre analysiert.</p> <p>Die Kommunikationswissenschaft wendet sich in den 60er Jahren</p>
--	--	---

	<p>zwar nicht unfruchtbar sein muß, daß sie aber isoliert nebeneinander stehend durch das nachträgliche Herstellen von Beziehungen nicht zu einer Einheit finden. (Rühl 1979, S. 175)</p> <p>Dass die Herstellung und Bereitstellung von Massenkommunikation in Organisationen als kommunikationswissenschaftliche Forschungsproblematik aufgegriffen wurde, ist sicherlich einer anderen als der <<kritischen>> Problemsicht zu danken. Ein wichtiger Faktor in diesem Zusammenhang war sicherlich die grundsätzliche Hinwendung zur Empirie und die damit eng verbundene neue Selbstidentifikation der deutschsprachigen Publizistikwissenschaft als sozialwissenschaftlich begründete Kommunikationswissenschaft. (Rühl 1979, S. 49-50)</p> <p>Denn mit der Übernahme empirischer Methoden und Techniken vernachlässigte die Kommunikationswissenschaft in hohem Maße die Theorieforschung, vor allem aber die makroperspektivische Betrachtung ihres Forschungsfeldes. (Rühl 1979, S. 50)</p> <p>Das Fehlen expliziter makroperspektivischer Ansätze und die kritiklose Übernahme mikroperspektivischer Konstrukte haben dazu geführt, daß sich im Forschungsbereich der Herstellung und Bereitstellung von massenkommunikativem Input heute eine Anhäufung von Studien und empirischen Daten beobachten lässt, die nebeneinanderstehen, als schuldeten sie sich gegenseitig keine methodische Rechenschaft. (Rühl 1979, S. 52)</p> <p>Daß man die Herstellung und Bereitstellung von massenkommunikativen Inhalten im Kontext von Organisationen erst Ende der sechziger Jahre zu einem qualitativen Schwerpunkt der Kommunikationsforschung machte, ist sicherlich mit auf die altliberale Emphase zurückzuführen, mit der die Zeitungs- und Publizistikwissenschaft bis dahin die Sonderstellung der Journalisten herausstellte. (Rühl 1979, S. 48)</p>	<p>in verstärktem Maße der Empirie zu und definiert sich selbst zunehmend als „sozialwissenschaftlich begründete Kommunikationswissenschaft“.</p> <p>Die Hinwendung zur Empirie führt nun aber dazu, dass vermehrt Ergebnisse auf der Mikroebene gesammelt werden. Da gleichzeitig ein makroperspektivischer Zugang vernachlässigt wird, können diese Ergebnisse nicht integriert werden.</p> <p>Der Journalist ist bis zum Ende der 60er Jahre Bezugspunkt kommunikationswissenschaftlicher Theorien.</p>
--	--	--

Inhaltliche Bestimmungen

Wirklichkeitsverständnis	Wir sprachen davon, daß die Redaktion durch die Absorption der Umweltkomplexität, durch die Verarbeitung von Informationen aus der Umwelt und deren Bereitstellung für die Umwelt eine wesentliche gesellschaftliche Funktion übernimmt. (Rühl 1969, S. 180;	Rühls Ausgangspunkt ist die chaotische/überkomplexe Wirklichkeit.
--------------------------	--	---

	ähnlich auch 1979, S. 281)	
Menschenbild	<p>In diesem sozialwissenschaftlichen Verständnis sind Personen selbst Handlungssysteme, die ihrerseits durch eine Vielzahl unterschiedlicher Handlungen an ganz verschiedenen sozialen Systemen teilhaben. (Rühl 1969, S. 37)</p> <p>Diese empirisch relevante Rahmenzeichnung macht bewusst, daß sie auf handelnde, also interagierende und kommunizierende Menschen Bezug nimmt. (Rühl 1978. In: Rühl 1979, S. 14)</p> <p>Zum einen sind <<Mensch>> und <<Person>> viel zu komplexe Begriffe, um als elementare Bausteine betrachtet und gehandhabt zu werden. Zum anderen verkennt ein Prinzip, das Personen als Organisationselemente denkt, daß die Arbeit in und durch die Zeitungsredaktion längst <<entpersönlicht>> ist.“ (Rühl 1978. In: Rühl 1979, S. 14)</p>	Das Menschenbild Rühls orientiert sich in seinen frühen Arbeiten an einer Mischung aus Handlungstheorie und Systemtheorie. Der Mensch handelt, interagiert und kommuniziert als komplexes Handlungssystem. Bei der Untersuchung einer Redaktion spielt dieser Mensch demnach nur unter bestimmten Teilaspekten eine Rolle, da er gleichzeitig an zahlreichen unterschiedlichen gesellschaftlichen Systemen teilhat.
Gesellschaftsbild	<p>Diese entwickelten Gesellschaftsordnungen haben sämtlich einen historischen Prozeß durchlaufen, als dessen bedeutsames Teilergebnis die soziale Differenzierung in funktional-spezifische Subsysteme abzulesen ist. (Rühl 1969, S. 24; ähnlich auch 1979, S. 39)</p> <p>Diese hochzivilisierten Gesellschaftssysteme – so auch die BRD – sind ohne Massenkommunikation nicht denkbar, und erst durch diese werden differenzierte soziale Systeme ermöglicht. (Rühl 1969, S. 25)</p> <p>Zahlreiche der traditionellen gesellschaftlichen Funktionen sowie die im gesellschaftlichen Evolutionsprozeß neu hinzu gekommenen, werden in modernen Gesellschaftsordnungen von je besonderen Teilsystemen geleistet, die in sich reichlich untergliedert und gegeneinander relativ autonom sind. Ihre Tendenzen zur Übernationalität, ja zur Weltgesellschaft sind nicht zu übersehen. (Rühl 1979, S. 40)</p>	Rühls Gesellschaftsbild ist systemtheoretisch geprägt. Er sieht Gesellschaft als funktional differenziertes System. Funktional differenzierte Gesellschaften stehen am Ende eines Evolutionsprozesses. Diese hoch zivilisierten Gesellschaften sind abhängig von massenmedialen Funktionen, welche es erst ermöglichen, daß sich soziale Systeme herausdifferenzieren.
Kommunikations-/ Massen-	Redaktionelles Handeln orientiert sich im allgemeinen an Ereignissen sowie an verbalen und nonverbalen Mitteilungen über Ereignisse. Ihnen liegen umfangreiche aber dennoch	Kommunikation wird der Dissertationsschrift Rühls nur

<p>kommunikations- verständnis</p>	<p>stets unvollkommene Informationen aus der zunehmend komplexer werdenden und damit zunehmend interpretationsbedürftigen Welt zugrunde. In der Redaktion werden Ereignisse und Mitteilungen über Ereignisse gesammelt und ausgewählt, die auf ihr Potential an Informationen für die Öffentlichkeit hin geprüft werden. (Rühl 1979, S. 76)</p> <p>Wir sprachen davon, daß die Redaktion durch die Absorption der Umweltkomplexität, durch die Verarbeitung von Informationen aus der Umwelt und deren Bereitstellung für die Umwelt eine wesentliche gesellschaftliche Funktion übernimmt. (Rühl 1969, S. 180; ähnlich auch 1979, S. 281)</p> <p>Neben Politik [...] und vielen anderen präsentiert sich auch die öffentliche Kommunikation als ein geordnetes gesellschaftliches Teilsystem, dessen prominentestes Teilsystem wiederum die Massenkommunikation darstellt. (Rühl 1979, S. 40)</p> <p>Hochzivilisierte Gesellschaftsordnungen – so auch die BRD – sind ohne Massenkommunikation nicht denkbar. (Rühl 1969, S. 25; ähnlich 1979, S. 41)</p> <p>Massenkommunikation kann sich prinzipiell wandeln. (Rühl 1979, S. 41)</p> <p>Sie [Massenkommunikation] unterliegt dem sozialen Wandel und muß sich dennoch innerhalb einer selbst in ständigem Wandel begriffenen, hochdifferenzierten gesellschaftlichen Umwelt behaupten. (Rühl 1979, S. 65)</p> <p>Redaktionelle Autonomie heißt somit weder Handlungswillkür noch Abschottung gegenüber der Welt. Sie entsteht genau genommen durch die permanente Erarbeitung, Bearbeitung und Verarbeitung von Mitteilungen aus der ereignishaften Welt und deren Bereitstellung für die ereignishaftige Welt. (Rühl 1979, S. 234)</p> <p>Erst eine komplexe [...] Theorie bietet die Voraussetzung für sinnvolle Aussagen über die Funktionen jener komplexen Organisationen, die als Zeitungsredaktionen in der</p>	<p>unzureichend definiert. Das Kommunikationsverständnis entspricht hier einem eher mechanischen Modell des Transfers von Mitteilungen/Informationen.</p> <p>Massenkommunikation definiert Rühl nicht über Medien oder Eigenschaften von Medien. Massenkommunikation ist ein gesellschaftliches Subsystem und unterliegt damit einem sozialen Wandel. Massenkommunikation wird von Rühl funktional definiert. Die Funktion von Massenkommunikation besteht nach Rühl in der Verarbeitung und Aufarbeitung einer komplexen gesellschaftlichen Umwelt für diese Umwelt. Damit erfüllt das System der Massenkommunikation entwicklungsspezifische und stabilisierende Funktionen.</p>
--	---	--

	entwickelten Industriegesellschaft Leistungen und Wirkungen zu deren Stabilität und Entwicklung erbringen. (Rühl 1979, S. 298)	
Wissenschaftsverständnis	<p>Mit solchen normativen Wissenschaftskonzeptionen [Fußnote 27: Sehr dezidiert die Charakteristik durch <i>Emil Dovifat</i>, Art. Publizistik, in: <i>Schuder, Werner</i>, (Hrsg.), <i>Universitas Litterarum</i>, Handbuch der Wissenschaftskunde, Berlin 1955, S. 341: „Sie (die Publizistikwissenschaft, M. R.) gehört zu den normativen, normsetzenden Wissenschaften.“] kann wohl eine Art systematische Geschlossenheit erzielt werden. Den Berufs- und Arbeitsnormen, die man für die Redakteure a priori setzt, wird ideale Geltung zugesprochen. Analog der Betrachtungslehre der betriebswirtschaftlichen Organisationslehre wird die Zeitungsredaktion als „geistige Unternehmung“ (<i>H. Groth</i>), oder als „geistiger Gestalter“ (<i>W. Hagemann</i>) bei der Verwirklichung einer optimalen Zweck/Mittel-Relation gesehen. Für diese enge Perspektive muß jedoch ein hoher Preis gezahlt werden. (Rühl 1969, S. 27)</p> <p>Ihnen gegenüber besteht in der modernen Journalismusforschung weitgehender Konsens, daß wissenschaftliches Wissen über den Journalismus nur durch die Operationalisierung theoretischer Aussagen, deren ausweisbaren Methodenbezug, durch begriffliche Genauigkeit und empirische Kontrolle entstehen kann. Diesen Anforderungen halten normativistische Ansätze in der Regel nicht stand. (Rühl 1979, S. 297)</p> <p>Zunächst haben wir uns freilich mit der traditionellen, normativen und zweckorientierten Redaktionsforschung der Publizistik- und Zeitungswissenschaft kritisch auseinanderzusetzen [...] (Rühl 1969, S. 14)</p> <p>Der entscheidende Mangel solcher engen normativistischen Betrachtungsweisen [Dovifat, Groth,...] liegt mithin in ihren Orientierungsperspektiven, die den Arbeitsprozeß in der Redaktion nicht nur generell impressionistisch beschreiben, sondern ihn für die Wissenschaft als bindend verstehen. (Rühl 1969, S. 28; ähnlich auch 1979, S. 47)</p> <p>So ist zunächst deutlich geworden, daß normativistische Methoden nicht geeignet sind, die offen stehenden Probleme der Kommunikationswissenschaft zu klären. (Rühl 1969,</p>	Rühl distanziert sich von einem, von Emil Dovifat repräsentierten normativen Wissenschaftsverständnis.

	S. 190; ähnlich auch 1979, S. 297)	
Erkenntnistheorie	<p>Eine bestimmte Zeitungsredaktion ist in keinem Falle an und für sich vorhanden, also beliebig feststellbar. Sie wird stets, und zwar begrifflich-theoretisch hergestellt. (Rühl 1979, S. 25)</p> <p>Soziale Makrophänomene, wie sie in und durch Redaktionen auftreten, werden in ihrer Eigenart verkannt, wenn man sie von vorneherein an Konstrukten wie Personen oder Individuen festmacht. (Rühl 1979, S. 32)</p>	<p>Forschungsgegenstände werden vom Forschenden konstruiert.</p> <p>Auch unsere „naive“ Wahrnehmung konstruiert ihre Gegenstände.</p>
Fachverständnis	Sie [organisatorische Kommunikatorforschung] bemüht sich vorrangig um Einsichten und Erkenntnisse in das gesellschaftliche Zusammenspiel einzelner massenmedialer Bereiche und Organisationen, aber auch um Prozesse, Funktionen und Strukturen des gesellschaftlichen Systems Massenkommunikation. (Rühl 1979, S. 53)	<p>Rühl definiert die Kommunikationswissenschaft als Wissenschaft, die sich ausgehend von dem System Massenkommunikation zum einen gesellschaftliche Zusammenhänge, Probleme und Funktionen problematisiert, und zum anderen interne Strukturen dieses Systems analysiert.</p>
Theoretische Bezüge	<p>Rühl entschied sich für die Verwendung des Systemmodells, allerdings nicht in der bisherigen Konzeption der amerikanischen Soziologie, sondern nach den theoretischen Ansätzen von Niklas Luhmann (Münster). (Ronneberger 1968. In: Rühl 1969, S. 9)</p> <p>Wir beziehen uns dabei primär auf die von <i>Niklas Luhmann</i> ausgearbeitete funktional-strukturelle Konzeption [...]. (Rühl 1969, S. 14; ähnlich auch 1979, S. 19)</p> <p>...setzt die hier vertretene funktional-strukturelle Theorie an die Stelle dieses Bezugsrahmens die Vorstellung eines sozialen Systems, das aus sinnvoll zusammengehörigen faktischen Handlungen besteht. Bei diesem Systemverständnis handelt es sich nicht um ein reines Begriffssystem, sondern um ein Aktionssystem, das sich auf empirisch zu ermittelnde Handlungsabläufe bezieht. (Rühl 1969, S. 35)</p> <p>Eine Verbindung zwischen explizit methodisch-theoretischen und empirischen</p>	<p>Theoretisch bezieht sich Rühl auf die funktional-strukturelle Systemtheorie Niklas Luhmanns. Rühl betrachtet soziale Systeme als Handlungssysteme.</p>

	<p>Forschungen verweisen dagegen auf einen, für die Redaktionsforschung gangbaren Weg. Eine Konzeption, welche die Zeitungsredaktion als funktionales Handlungssystem betrachtet, kann in dem Begriffspaar Theorie und Empirie keine Antinomie, sondern nur unabdingbare Prämissen des Forschens erkennen. (Rühl 1979, S. 298)</p> <p>Wir wählten einen sozialwissenschaftlichen Theorieentwurf, der den Anspruch erheben kann, die Zeitungsredaktion im Ganzen zu identifizieren und zu deuten. Es handelt sich um ein funktional-strukturelles Modell, das auf die besonderen organisatorischen und entscheidungsprogrammatischen Aspekte der Redaktion abhebt. (Rühl 1978. In: Rühl 1979, S. 14)</p> <p>Die funktional strukturelle Systemkonzeption dagegen versteht das Handlungssystem stets in Konfrontation zu seiner Umwelt, und zwar einer hochkomplexen, rasch veränderlichen Umwelt, die einer Kontrolle durch das System selbst entzogen bleibt. (Rühl 1969, S. 35)</p> <p>Jedes organisierte soziale System hat eine Reihe von Problemen zu lösen, von denen eine bestimmbare Anzahl als Aufgaben formuliert werden können. Sie werden als Leistungen an die Umwelt erbracht und erlangen damit ihre Funktion für das Gesellschaftsganze. Damit ist die Aufmerksamkeit auf eine System/Umwelt-Relation gelenkt und nicht – wie beim ontologischen System – auf eine rein interne Ordnung. (Rühl 1969, S. 36)</p> <p>Das bedeutet, daß wir die Systemtheorie um eine entsprechende theoretische Konzeption erweitern müssen, um so die spezifischen Strukturen der Redaktion erfassen zu können. Dieses Spezifikum sehen wir für die Zeitungsredaktion in einem durch systeminterne Prämissen gesteuerten Entscheidungshandeln. (Rühl 1969, S. 40; 1979, S. 76)</p> <p>Somit stützt sich die vorliegende Studie auf zwei theoretische Grundpfeiler: die funktional-strukturelle Systemtheorie und die Entscheidungstheorie. (Rühl 1969, S. 41)</p> <p>Ausgangspunkt soll dabei die funktional-strukturelle Theorie sozialer Systeme sein, die wesentliche Impulse ihrer Problemstellung auf die Bürokratieforschung <i>Max Webers</i></p>	<p>Soziale Systeme sind durch ihre Funktionen auf ihre Umwelt bezogen.</p> <p>Rühl erweitert die Systemtheorie um entscheidungstheoretische Aspekte.</p> <p>Rühl sieht die Systemtheorie Luhmanns in zahlreichen</p>
--	--	--

	<p>zurückführen kann und die in ihrer Ausweitung und Modifikation zur Organisationsforschung von <i>Chester I. Barnard</i>, <i>Talcott Parsons</i>, <i>Robert K. Merton</i>, <i>Herbert A. Simon</i> und <i>Niklas Luhmann</i> entscheidend gefördert wurde. (Rühl 1969, S. 13-14; 1979, S. 18)</p> <p>Es hätte nahe gelegen, das Handlungsmuster der Zeitungsredaktion als Rollengefüge zu beschreiben und zu analysieren. In diesem Sinne wurden auch die Vorarbeiten für diese Untersuchung begonnen. Dabei hat sich aber gezeigt, dass die Rollenanalyse von 40 Redaktionsmitgliedern allein nichts darüber auszusagen vermag, wie es zur redaktionellen Gesamtleistung kommt, ganz zu schweigen von Fragen über Beziehungen der Redaktion zur sozialen Umwelt. (Rühl 1969, S. 14; 1979, S. 18)</p> <p>Hingegen sehen wir in der Verbindung zwischen theoretischem und empirischem Forschen einen realwissenschaftlich gangbaren Weg. Eine Konzeption, die die Zeitungsredaktion als funktionales System betrachtet, sieht in dem Begriffspaar Theorie und Empirie keine Antinomie, und erst eine hinreichend abstrakt und zugleich komplex gefasste Theorie bietet die Voraussetzung für eine sinnvolle empirische Überprüfung. (Rühl 1969, S. 190)</p> <p>Da es sich bei <i>Groth</i> um ein traditionelle „ontologisches“ Verständnis handelt, nachdem das System ein aus Teilen zusammengestelltes Ganzes bildet und dessen entscheidenden Mangel wir in der Konzentration auf eine interne, umweltlose Ordnung erkennen müssen, unterliegt auch dieses theoretische Konstrukt letztlich dem Postulat ideal geltender Normen und Werte und hält somit einer sozialwissenschaftlich-empirischen Untersuchung nicht stand. (Rühl 1969, S. 14-15)</p> <p>Wenn wir den Begriff des funktional-strukturellen Systems als theoretische Grundlage für unsere Analyse einer Zeitungsredaktion wählen, so ist zunächst eine deutliche Abgrenzung gegenüber dem in der Literatur der Organisationsforschung vorwiegend verwendeten Begriff des sogenannten ontologischen Systems erforderlich. (Rühl 1969, S. 29)</p>	<p>theoretischen Vorläufern begründet. Dazu zählen Weber, Barnard, Parsons, Merton und Simon.</p> <p>Die Perspektive der Redaktion als Rollengefüge wurde zu Gunsten eines systemtheoretischen Verständnisses aufgegeben.</p> <p>Die systemtheoretische Konzeption ermöglicht ein Zusammenwirken von Theorie und Empirie.</p> <p>Abgrenzung zum ontologischen Systembegriff Otto Groths.</p>
--	---	--

	<p>Wir müssen uns auf die Kritik eines entscheidenden Mangels beschränken, der diesem ontologischen Systembegriff [Otto Groth] anhaftet, nämlich der Isolierung von der Außenwelt. (Rühl 1969, S. 32; 1979, S. 60)</p> <p>Sie [die Grothschen Wesensmerkmale der Zeitung] verharren, wie diese Systemvorstellung überhaupt, letztlich im Formalismus, denn die Empirie, insbesondere die Umwelt in ihrer Relativität und Instabilität, findet in diesem Denkmodell keinen Platz. (Rühl 1969, S. 32-33; 1979, S. 62)</p> <p>So vernachlässigen die meisten zeitungskundlichen Autoren zunächst die Untersuchung der Zeitungsredaktion als Institution. Sie ist ihnen Ort der redaktionellen Tätigkeit, doch die Aufmerksamkeit gilt dem „richtigen Handeln“ in ihr. Voraussetzung dazu ist, nach dieser Meinung, der „richtige“ Redakteur, dessen idealistisch postulierten Eigenschaften zu einem journalistischen Charaktermosaik zusammengefügt werden. Die in diesen Publikationen an „den Redakteur“ gestellten Begabungs- und Verhaltensforderungen nehmen Katalogausmaße an und umschreiben ihn als übermenschliches Qualitätsbündel. (Rühl 1969, S. 26)</p> <p>Solche Wunschbilder von redaktionellen Akteuren sind gleichermaßen mit mehr oder weniger vage gefassten ethischen und moralischen Wertprämissen verbunden. (Rühl 1969, S. 26; ähnlich auch 1979, S. 44)</p> <p>Beide Ansätze [Gatekeeper- und journalistische Selbstbildforschung] liefern keine methodisch überzeugenden Argumente dafür, weshalb sie Personen (Menschen, Individuen) wie die Bausteine des Journalismus behandeln. (Rühl 1979, S. 50)</p> <p>Mehr zu diesem problemverkennenden Irrtum [Betrachtung von massenkommunikativen Makrophänomenen als Anhäufung von Rollen oder Personen] dürfte freilich die Verwendung der, einer neobehavioristisch bestimmten Psychologie entstammenden Forschungstechnik zuzuschreiben sein, die – sozusagen gleichzeitig – einen Theorieentwurf mitliefert. Denn der Neobehaviorismus ermuntert ja zur ausschließlichen Verwendung der Mikroperspektive, so daß man schwerlich zu der Einsicht kommt, daß</p>	<p>Abgrenzung zur individuum-zentrierten Perspektive der Zeitungskunde/Publizistikwissenschaft. Rühl sieht den Grund für die starke Bezugnahme auf das Individuum sowohl in der kommunikationswissenschaftlichen Tradition (Dovifat/Groth) als auch in der verstärkten Zuwendung an Methoden und Theorien aus der Psychologie.</p>
--	--	--

	<p>es gerade bei der Erforschung der Prozesse der Herstellung und Bereitstellung von Massenkommunikation nicht um personale, sondern um überpersonale, um soziale Probleme geht. (Rühl 1979, S. 52)</p> <p>Im Gegensatz zur Betrachtungsweise der bisherigen Forschung, in der Redaktion eine Gemeinschaft einzelner Journalisten, Redakteure, „Kommunikatoren“ oder „gatekeeper“ zu sehen und/oder deren Persönlichkeit zu beschreiben, versteht die vorliegende Analyse die Redaktion als organisiertes soziales System. (Rühl 1969, S. 13; ähnlich auch 1979, S. 17)</p> <p>Unzählig sind die Versuche, die seit Platon unternommen wurden, diesen Beweis zu führen. Sie blieben bisher ohne Erfolg. Auch <i>Groth</i> ist er mißlungen. Wie stets, so führt auch bei ihm die Abspaltung der Idee von der Empirie zu ihrer Verflüchtigung ins Unbestimmte. Die Zeitungsidee bleibt als Abstraktion von allem Bekanntem reine Unbestimmtheit und Leere. (Rühl 1969, S. 33; 1979, S. 63)</p> <p><i>Groths</i> „ideelle Realität“ Zeitung ist empirisch weder zu verifizieren noch zu falsifizieren. Sie muß durch Wesensschau erkannt werden. (Rühl 1969, S. 33; 1979, S. 63)</p> <p>Diese seinsrationelle Betrachtungsweise der Zeitungsredaktion versuchen wir deshalb durch eine leistungsrationelle Konzeption zu ersetzen. (Rühl 1969, S. 35; ähnlich auch 1979, S. 65)</p> <p>Ebenso verbieten sich allerdings auch „rein“ empirische Studien, die zusammenhanglos Aspekte der Tatsächlichkeit Zeitungsredaktion zu analysieren suchen. (Rühl 1969, S. 190; ähnlich auch 1979, S. 297)</p>	<p>Rühl distanziert sich von der Ideenlehre Platons, die er in den Arbeiten Otto Groths fortgesetzt findet. Statt einer Wesensbestimmung schlägt er einen funktionalen Zugang vor.</p> <p>Rühl distanziert sich von der in den 60er und 70er Jahren aufkommenden empirie-zentrierten Forschung</p>
Methodische Bezüge	<p>Bei der Frage nach dem geeigneten methodischen Vorgehen bot sich nach dem gegenwärtigen Stand der empirischen Sozialforschung die teilnehmende Beobachtung an, die sich in der Organisationsforschung schon mehrfach bewährt hat. (Rühl 1969, S. 20; ähnlich auch 1979, S. 32)</p>	<p>Aus seiner theoretischen Perspektive heraus sah sich Rühl dazu genötigt nach alternativen Forschungsmethoden zu suchen.</p>

	<p>So beschied sich der Verfasser mit der Rolle des „passiv teilnehmenden Beobachters“ [Fußnote 11: Der Begriff in der hier verstandenen Bedeutung findet sich bei <i>Schwartz, Morris S. – Charlotte Green Schwartz</i>, Problems in Participant Observation, in: American Journal of Sociology, 60 (1955), S. 343-353] (Rühl 1969, S. 21).</p> <p>Im Anschluß an die dreimonatige Beobachtungszeit wurden mit den Redakteuren und Volontären Interviews durchgeführt, und zwar in der Form des Leitfadengesprächs. (Rühl 1969, S. 22)</p> <p>Die kontinuierlichen Beobachtungen in der Redaktion wurden von Anfang Oktober 1966 bis Ende Februar 1967, also rund fünf Monate lang durchgeführt. Die Beobachtungsdauer für jedes Ressort [...] erstreckte sich jeweils über eine Arbeitswoche [...]. Anschließend wurden sowohl mit Redakteuren und Volontären, als auch mit den Verlegern, dem Verlagsleiter und anderen Führungskräften des Unternehmens Leitfadengespräche geführt. (Rühl 1979, S. 28)</p> <p>Neben den schon genannten Forschungstechniken, der passiv-teilnehmenden Beobachtung und dem strukturiertem Leitfadengespräch [...] wurde Datenmaterial aus offiziellen Statistiken ergänzend herangezogen. (Rühl 1979, S. 28)</p> <p>Wohl gab es in der Soziologie einige eindrucksvolle Einzelfallstudien, so daß entsprechende theoretisch-methodische Ansätze herangezogen werden konnten. (Rühl 1979, S. 54-55)</p> <p>Die redaktionelle Organisationsforschung präzisiert die Methode der Einzelfallstudie (vgl. Abs. 1.2.2 dieser Arbeit), und in Ermangelung makroperspektivisch brauchbarer Forschungstechniken modifiziert sie insbesondere das Interview und die passiv-teilnehmende Beobachtung. (Rühl 1979, S. 55)</p> <p>Mit dem funktionalen Systembegriff werden aber auch die Grenzen der in der Journalismusforschung üblich gewordenen sozialwissenschaftlichen</p>	<p>Er orientierte sich hierbei an der Soziologie, die vor allem in der Organisationsforschung bereits die Methode der Einzelfallstudie anwendete. In seiner Dissertationsschrift wendete er die passiv teilnehmende Beobachtung und das Leitfadeninterview an.</p>
--	---	--

	<p>Forschungstechniken unübersehbar ins Licht gerückt. (Rühl 1979, S. 298)</p> <p>Aber redaktionsintern vollziehen sich komplexe Prozesse, die sich schwerlich mit den bekannten Techniken der empirischen Sozialforschung (vor allem nicht mit dem strukturierten Interview) erfassen lassen. (Rühl 1979, S. 298)</p> <p>Mit den beiden in dieser Untersuchung angewandten Forschungstechniken, der passiv teilnehmenden Beobachtung in Verbindung mit dem strukturierten Leitfadengespräch, waren bestimmte redaktionelle Strukturen, vor allem die verschiedenen Rollenansätze der Redaktion durchaus in den Griff zu bekommen. (Rühl 1979, S. 299)</p>	
Gegenstände	<p>So drängt sich neben die Untersuchung der redaktionellen Strukturen das Verhältnis zwischen Redaktion und sozialer Umwelt mehr und mehr in den Mittelpunkt des Interesses. (Rühl 1969, S. 14)</p> <p>Somit lautet die grundlegende Frage: Unter welchen Bedingungen kann sich die Zeitungsredaktion in ihrer Umwelt behaupten? (Rühl 1969, S. 15; ähnlich auch 1979, S. 20)</p> <p>Wir suchen also nach den Funktionen der Zeitungsredaktion, nach ihren Strukturmerkmalen und ihrer Anpassungsproblematik. (Rühl 1969, S. 15)</p> <p>Im Folgenden soll versucht werden, im theoretischen Rahmen eines funktional-strukturellen Modells und mit Methoden der empirischen Sozialforschung die in einer Zeitungsredaktion stattfindenden sozialen Prozesse in Konfrontation mit den Forderungen der sozialen Umwelt und den Bedürfnissen der Redaktion zu analysieren. (Rühl 1969, S. 26; 1979, S. 43)</p> <p>Zum Untersuchungszeitraum, der einer Pioniersituation der empirischen Redaktionsforschung gleichkam, ging es zunächst darum, die redaktionelle Arbeit und damit die redaktionellen Entscheidungsprozesse in ihrem vollen Umfang sowie in der vermuteten Komplexität aufzuspüren und zu erfassen. (Rühl 1979, S. 80)</p>	<p>Rühl interessiert sich in seiner Arbeit für redaktionelle Strukturen und das Verhältnis von Redaktion und sozialer Umwelt, das vor allem in ihren gesellschaftlichen Funktionen zum Ausdruck kommt.</p>

	<p>Sollte der Begriff Zeitungsredaktion eine sozialwissenschaftlich bestimmbare Bedeutung haben, dann deshalb, weil er mehr als nur ein kompaktes Aggregat einzelner Journalisten meint (Rühl 1978. In: Rühl 1979, S. 13)</p> <p>Gegenstand dieser Arbeit ist die Redaktion einer Tageszeitung als organisiertes soziales Handlungssystem. Es sollen die Bedingungen für ihren Bestand und die Probleme, die sich daraus ergeben aufgezeigt werden. Hingegen ist weder eine Wohlverhaltenslehre der Menschen in der Redaktion noch der Entwurf einer Redakteursethik geplant. (Rühl 1969, S. 37)</p> <p>Die Zeitungsredaktion – gleich anderen organisierten Sozialsystemen - <<besteht>> aus strukturiertem, sinnvoll aufeinander bezogenem Handeln. (Rühl 1978. In: 1979, S. 14)</p>	Die Redaktion wird nicht länger als Summe von Individuen betrachtet. Stattdessen wird sie als Handlungssystem verstanden.
Anspruch	<p>Sie [die Untersuchung <i>Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System</i>] ist somit ein Glied in einer Kette von Partialanalysen, mit denen einzelne Hypothesen überprüft, evtl. modifiziert und daraus wiederum weitere Hypothesen entwickelt werden können, um auf diesem Wege zu einer sozialwissenschaftlich begründeten Theorie der Kommunikationsmedien zu gelangen. (Rühl 1969, S. 16; 1979, S. 22)</p> <p>Sie [isolierte Einzelergebnisse der Kommunikatorforschung] überzeugend zu integrieren wird sich nur durch ihren Einbau in die makroperspektivische Theoriebildung erreichen lassen, die u.a. auch die Organisationsdimension des Journalismus ernsthaft problematisiert. (Rühl 1979, S. 175)</p>	Rühl versteht seine Studie als Wegbereiter für weitere, vergleichbare Arbeiten. Insgesamt sollen so Bausteine für eine Theorie der Kommunikationsmedien gesammelt werden, die in die Lage dazu versetzen soll, isolierte Einzelergebnisse zu integrieren.

Biographischer Kontext

Außerwissenschaftliche Sozialisation

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung und Interpretation
Journalistische Berufserfahrung	<p>Andererseits war er [der Verfasser M. Rühl] einigen Mitgliedern durch seine Redaktionsarbeit bei einer Zeitschrift sowie durch seine jahrelange freie journalistische Tätigkeit bereits persönlich bekannt. (Rühl 1969, S. 21)</p> <p>Im vorliegenden Falle war es wahrscheinlich die persönlich Bekanntschaft sowohl des</p>	<p>Rühl war als freier Journalist tätig. Er war deshalb bekannt mit einigen Mitgliedern der von ihm untersuchten Redaktion. Diese Tätigkeit verhalf zu einer</p>

	<p>Forschern, als auch seines Mentors [Franz Ronneberger] mit Verlegern, Verlagsleiter und mit einigen Redakteuren, die den Zugang zur Redaktion erleichterten. (Rühl 1979, S. 26-27)</p> <p>Zum einen Bestand in der Redaktion die Neigung, den Beobachter als <<einen von uns>> zu integrieren. Die Bereitschaft dazu lag nahe, kannten ihn doch einige aus seiner freiberuflichen Journalistentätigkeit. (Rühl 1979, S. 33)</p> <p>Durch Vertrautheit mit dem Milieu [Journalismus] war eine distanzbewußte Eingewöhnung nicht erforderlich. (Rühl 1979, S. 34)</p> <p>Zu ihnen [komplexe redaktionsinterne Prozesse] findet der systemfremde Forscher keinen Zugang. (Rühl 1979, S. 298)</p>	<p>breiten Akzeptanz seines Forschungsvorhabens.</p> <p>Die journalistische Erfahrung Rühls hatte den Vorteil, einen „einfacheren“ Zugang zum Forschungsgegenstand zu ermöglichen.</p>
--	--	--

Wissenschaftliche Sozialisation

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung und Interpretation
Akademische Bezugsmilieus	Mit dieser Arbeit wurde am Lehrstuhl für Politik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Erlangen-Nürnberg (Leitung: Dr. Franz Ronneberger) ein langfristiges Forschungsprojekt über die Organisierung der Massenmedien eröffnet. (Rühl 1979, S. 26)	Rühl arbeitete am Lehrstuhl für Politik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Erlangen-Nürnberg.
Soziales Netzwerk	<p>Er [Dank] gilt in erster Linie Herrn Professor Dr. <i>Franz Ronneberger</i>, der mir zahlreiche Anregungen und Hinweise in Diskussionen und Gesprächen vermittelte. (Rühl 1968. In: Rühl 1969, S.12; 1979, S. 11)</p> <p>Der Verfasser wurde in den Verlag durch Herrn Professor Dr. <i>Franz Ronneberger</i> eingeführt. (Rühl 1969, S. 19)</p> <p>Im vorliegenden Falle war es wahrscheinlich die persönlich Bekanntschaft sowohl des Forschers, als auch seines Mentors [Franz Ronneberger] mit Verlegern,</p>	Rühl misst Franz Ronneberger eine wichtige, wenn nicht zentrale Rolle für seine wissenschaftliche Arbeit und Perspektive bei. Er bezeichnet ihn sogar als „Mentor“.

	<p>Verlagsleiter und mit einigen Redakteuren, die den Zugang zur Redaktion erleichterten. (Rühl 1979, S. 26-27)</p> <p>Daß diese zweite Auflage schließlich zustande kam ist in erster Linie Herrn Kollegen Florian H. Fleck zu danken [...]. (Rühl 1978. In: Rühl 1979, S. 16)</p> <p>Es war nicht zuletzt seine [Florian H. Fleck] hartnäckige Ermutigung, die mich davon überzeugte, daß die für eine gründliche Überarbeitung und Erweiterung des Buches zu investierende Zeit sinnvoll angelegt ist. (Rühl 1978. In Rühl 1979, S. 16)</p>	Rühl wurde von Florian H. Fleck dazu ermutigt, seine Dissertation zu überarbeiten.
Förderungen	Die Studie [Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System] erhielt finanzielle Förderung durch die <i>Stiftung Wissenschaft und Presse</i> (Rühl 1968. In: Rühl 1969, S. 12; 1979, S. 11)	Rühl wurde finanziell von der Stiftung Wissenschaft und Presse unterstützt.
Einschneidende Erfahrungen	<p>Diese Tatsache [Fehlen struktureller Untersuchungen von Massenmedien] war der Anlaß für ein Seminar über die „großorganisatorische Struktur der Massenkommunikationsmittel“, das im Wintersemester 1964/65 von Professor Dr. <i>Franz Ronneberger</i> an der Universität Erlangen-Nürnberg abgehalten wurde und das wiederum den Anstoß für die vorliegende Untersuchung gab. (Rühl 1969, S. 13)</p> <p>Ein Seminar über <<Die großorganisatorische Struktur der Massenkommunikationsmittel>> an der Universität Erlangen-Nürnberg gab den Anstoß diese Problemfeld theoretisch und empirisch anzugehen. (Rühl 1979, S. 17)</p>	Das von F. Ronneberger gehaltene Seminar über die „großorganisatorische Struktur der Massenkommunikationsmittel“ löste das Interesse Rühls an der Redaktion als Untersuchungsgegenstand aus.

Quelle: Journalismus und Gesellschaft. Bestandsaufnahme und Theorieentwurf (Rühl 1980)

Gesellschaftlicher Kontext

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung und Interpretation
Zeitgeist	<p>Um so mehr muß sich eine brauchbare Journalismustheorie der Illusion versagen, daß eine Ablösung der privatwirtschaftlichen Presse, durch ein öffentlich-rechtliches Pressesystem oder daß die Überführung gegenwärtiger Medienorganisationen in ein rätendemokratisches System, die gesamtgesellschaftlich bedingten Probleme des Journalismus lösen würden. (Rühl 1980, S. 385)</p> <p>Der Zustand gegenwärtiger gesamtgesellschaftlich betriebener Journalismuskontrolle in Verbindung mit den bestehenden Hinweisen auf politische und wirtschaftliche Fehlgriffe gegenüber Journalismus, sollte allerdings Anlaß genug sein, eine Änderung anzustreben. (Rühl 1980, S. 393)</p> <p>Beziehungen zwischen Journalismus, Wirtschaft und Politik sind weder unkeusch noch unanständig, sondern systemnotwendig. (Rühl 1980, S. 393)</p>	<p>Stellungnahme zu medienpolitischen Kontroversen.</p> <p>Rühl sieht Journalismus gesellschaftlich (unrechtmäßig) kontrolliert.</p> <p>Stellungnahme zu gesellschaftlichen Erwartungen an den Journalismus.</p>
Mediensystem	<p>In der Journalismusforschung konnten sich in den 60er Jahren Ansätze durchsetzen, die außerhalb der Begriffs- und Denkwelt des Praktizismus entwickelt wurden. Anlaß dazu boten technologische und organisatorische Neuerungen, die im Journalismus besonders nach dem zweiten Weltkrieg zum Zuge kamen. Sie hatten die Einführung neuartiger Medientypen zur Folge, bzw. stellten bisherige Formen zur Disposition. (Rühl 1978, S. 42)</p> <p>Technikgerichtete Fragestellungen waren es und sind es noch heute (in unseren Tagen vorrangig die der Elektronisierung), durch die einerseits journalistisches Handeln grundsätzlich gefördert und gestützt werden soll, die aber andererseits befürchten lassen, daß sie die journalistische Arbeit und die berufliche Existenz der Beteiligten bedrohen. (Rühl 1980, S. 296)</p> <p>Aber die Probleme einer ständigen Zunahme journalismusinterner Organisation und damit der</p>	<p>Technologische Entwicklungen führten zu veränderten Medienlandschaften, was wiederum eine theoretische Umorientierung provozierte. Damit einher geht auch ein gesellschaftlicher Auftrag an die Forschung. Zum einen sollen Strukturen</p>

	<p>Hinzu kommt eine jahrelang gesetzeseuphorische Journalismusdiskussion, die begleitet wurde von Anstrengungen, Journalismus auch durch „nichtstaatliches“ Recht zu normieren. Bestrebungen dieser Art kommen vornehmlich in der „Redaktionsstatuten-Bewegung“ zum Ausdruck. (Rühl 1980, S. 293)</p> <p>Denn Sicherheit und Integration des Journalismus durch zunehmende Verrechtlichung anzustreben, birgt für ihn die Gefahr des Immobilismus. (Rühl 1980, S. 294)</p>	Gefahr und sieht wissenschaftlichen Handlungsbedarf.
Andere	<p>Für einzelne Journalismustypen eröffnet das gesellschaftliche Zwischensystem Markt außergewöhnliche Herstellungs-, Bereitstellungs- und Verbreitungschancen, während für andere die ökonomischen, und damit zusammenhängend die geographischen, beruflichen sowie die Grundlagen journalistischer Arbeit verringert oder gar zerstört werden. (Rühl 1980, S. 384)</p> <p>Diese [marktwirtschaftlichen] Tendenzen sind in ihren negativen Aspekten seit den Berichten der „Michel-Kommission“ und der „Günther-Kommission“ immer wieder festgestellt worden. (Rühl 1980, S. 384)</p> <p>Doch es sind nicht diese Interventionsmöglichkeiten des politischen Systems, die in der Bundesrepublik Deutschland in den letzten Jahren zunehmend Besorgnis erregen. Es sind vielmehr jene ungenügenden oder völlig unkontrollierten Einflussmöglichkeiten, die einzelne politische Teilbereiche auf den Journalismus ausüben, die Kritik provozieren. Sie richtet sich vorrangig gegen die großen, in den Bundes- und Landesparlamenten vertretenen politischen Parteien. (Rühl 1980, S. 386)</p> <p>Doch abgesehen von diesem, hier aus aktuellen Anlässen etwas ausführlicher diskutierten Grenzfall der Parteienpolitisierung des Rundfunk-Journalismus, ist generell festzuhalten, daß im Rahmen der allgemeinen gesellschaftlichen Eingriffspolitik <i>eine vielseitige Einflussnahme auf Journalismus freiheitlich-rechtsstaatlicher Ordnungen kein Thema des Ob, sondern nur noch des Wie ist.</i> (Rühl 1980, S. 391)</p>	Rühl sieht Journalismus zunehmend durch Wirtschaft und Politik beeinflusst und bezieht sich auf medienpolitische Debatten seiner Zeit. Damit legitimiert er nicht zuletzt seine Auseinandersetzung mit dem Gegenstandsbereich Journalismus.

Wissenschaftlicher Kontext

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung und Interpretation
Geschichte/Stand der Kommunikationswissenschaft	<p>Kein Wunder, daß die ihm [dem Praktizismus] seit den sechziger Jahren – in den USA schon etwas früher – nachfolgende, primär <i>empirisch orientierte Journalismusforschung</i> ihre methodisch-theoretische Fundierung nicht im Praktizismus suchte, sondern Denkanleihen bei den Sozialwissenschaften nahm. (Rühl 1980, S. 14)</p> <p>Die zunächst veröffentlichten Literaturüberblicke machten glauben, daß sich Journalismusforschung nur in der Abbeviatur der theoretischen, methodischen und empirischen Problemlagen des angelsächsischen, insbesondere des US-amerikanischen Sprach- und Denkraums vollzieht. Dem ist nur bedingt zuzustimmen. Das soll in den folgenden Darlegungen erkennbar werden. Sie wollen die Aufmerksamkeit u.a. auf Forschungen lenken, die im deutschsprachigen Raum seit rund einem Jahrzehnt durchgeführt werden, und die den gegenwärtigen Schwerpunkt der internationalen Journalismusforschung bilden. (Rühl 1980, S. 43)</p> <p>Fragen nach theoretisch-methodischen Ansätzen werden in der Journalismusforschung selten gestellt. (Rühl 1980, S. 17)</p> <p>Diesen Anforderungen, nämlich die Wissenschaftlichkeit der Verfahrensweisen zu dokumentieren, kommt die Journalismusforschung erst in bescheidenem Maß nach. (Rühl 1980, S. 114)</p> <p>Dieses Erfordernis [Diskussion der kommunikationswissenschaftlichen Grundbegriffe] bestand jedoch angesichts der auch in der Wissenschaft noch gelegentlich umlaufenden Alltagsansichten über Journalismus. (Rühl 1980, S. 434)</p> <p>Zu einer grundsätzlichen begrifflichen und kategorialen Abstrahierung konnten sich die</p>	<p>Die Journalismusforschung zur Zeit Rühls ist stark an der Empirie orientiert. Sie bezieht sich auf sozialwissenschaftliche Forschungen und grenzt sich von der eigenen Tradition ab.</p> <p>Die deutsche Journalismusforschung emanzipiert sich in den 70er Jahren von der amerikanischen Dominanz.</p> <p>Methodisch und theoretisch ist die Journalismusforschung noch rückständig. Vor allem die Orientierung an Alltagsvorstellungen und am Praktizismus wird kritisiert. Dabei vermisst Rühl grundlagen-</p>

	<p>empiriebewußten Journalismusforscher allerdings noch nicht durchringen. (Rühl 1980, S. 434)</p> <p>Neben gelegentlichen konzeptuellen Anleihen beim journalistischen Alltagswissen und beim Praktizismus, operieren sie mit sozialwissenschaftlichen Begriffen und Kategorien; freilich ohne zu bedenken, daß es sich dabei in keinem Falle um „reine“ Denkinstrumente handelt [...]. (Rühl 1980, S. 434)</p> <p>Da in der gegenwärtigen Journalismusforschung Begriffs- und Theoriebildung nur marginal behandelt werden, kommt auch die kritische Gegenüberstellung verschiedener begrifflicher und theoretischer Ansätze zu kurz. (Rühl 1980, S. 434)</p> <p>Voraussetzung wäre ein zureichendes Wissen aus der Grundlagenforschung. Doch daran fehlt's im Revier. (Rühl 1980, S. 434-435)</p> <p>Publikum wird nach wie vor individuiert begriffen. Der traditionelle „Wirkungsansatz“ wählt dazu die Perspektive der „Kommunikatoren“, der „Massenmedien“ oder der „Journalisten“, während der neuere „Nutzungsansatz“ („uses-and-gratifications-approach“) die Sichtweise der „Rezipienten“ der „Leser/Zuschauer“ oder des „Publikums“ für angemessen hält. (Rühl 1980, S. 362)</p> <p>Noch bedienen sie sich des überkommenen Paradigmas des Individuums bzw. der Person. (Rühl 1980, S. 435)</p> <p>Seit den siebziger Jahren drängen [...] journalistische Ausbildungsmodelle nach vorne, die den Nachwuchs in ausgesprochenen Lehrorganisationen vorbereiten. Einige Universitäten (Dortmund, Stuttgart-Hohenheim, Mainz und München) haben diese neuartigen Studiengänge eingeführt, deren Ausbildungsprogramme eine Symbiose aus wissenschaftlicher Lehre und praktischen Einübens darstellt, und die ein Ausbildungsniveau für den praktischen Journalismus anstreben, das durch ein Volontariat bzw. durch Praktika in den Redaktionen vervollständigt wird. (Rühl 1980, S. 422)</p>	<p>theoretische und begriffliche Stringenz.</p> <p>Die Individuum-zentrierte Perspektive dominiert.</p> <p>In den 70er Jahren orientiert sich die universitäre Journalismusforschung zusehends an der Praxis. Sie nimmt einen Ausbildungsauftrag wahr.</p>
--	---	--

	...daß insbesondere im ablaufenden Jahrzehnt die empirische Journalismusforschung einen nachhaltigen Aufschwung nahm. (Rühl 1980, S. 435)	Die Journalismusforschung gewinnt in den 70er Jahren an Bedeutung
--	---	---

Inhaltliche Bestimmungen

Wirklichkeitsverständnis	<p>Entstehen soziale Tatsachen nicht erst durch forschungspraktisch-konventionelle Beschlüsse vernünftiger Beobachter? (Rühl 1980, S. 149)</p> <p>Sie [Wirklichkeit] ist nicht unmittelbar vorfindbar. (Rühl 1980, S. 145)</p> <p>Die Kommunikationswissenschaft kann Aporien wie „die“ Wirklichkeit oder „die“ Tatsachen nicht voraussetzen, um durch sie bereits journalistische Leistungen positiv oder negativ zu bewerten. (Rühl 1980, S. 258)</p> <p>Die Ereignishaftigkeit der Welt ist komplex und sie ist kontingent im Sinne von substituierbar. (Rühl 1980, S. 185)</p> <p>Wir können keine absolute oder kosmische Ordnung annehmen. (Rühl 1980, S. 186)</p> <p>Dieser Bezugsbereich ist die Welt, die Welt des Geschehens, die als „chaotic complexity“ [Rapaport/Horvath 1959] oder als „Weltkomplexität“ [Luhmann 1973] gekennzeichnet, in jedem Falle aber als übermäßige und unübersehbare Fülle von Ereignissen vorgestellt wird. (Rühl 1980, S. 187)</p>	<p>Rühl geht davon aus, dass Wahrnehmungen von „Wirklichkeit“ immer Konstruktionen von Wirklichkeit sind.</p> <p>Rühls Denken nimmt die chaotische und überkomplexe Welt zum Ausgangspunkt.</p>
Menschenbild	<p>Das wird besonders deutlich, wenn auch Personen als umweltorientierte Systeme verstanden werden. (Rühl 1980, S. 53)</p> <p>Denn die personelle Motivation einzelner Journalisten existiert nicht im sozialen Vakuum, sondern wird von Umwelterwartungen mitbewirkt. (Rühl 1980, S. 53)</p>	Rühls Menschenbild ist systemtheoretisch geprägt. Menschen sind an der Umwelt orientierte Systeme.
Gesellschaftsbild	Um Öffentlichkeit zu definieren unter den Bedingungen einer durch Industrialisierung, Verwaltung, Verwissenschaftlichung, Technisierung, Urbanisierung und durch weitere Merkmale zu bestimmenden Zivilisation, wird eine Unterscheidung zum Publikum unerlässlich.	Das Gesellschaftsbild Rühls entspricht dem einer funktional differenzierten

	<p>(Rühl 1980, S. 232)</p> <p>Bezugsrahmen für einen äquifunktional-systemrationalen Begriff von öffentlicher Kommunikation ist die Ereignishaftigkeit einer abstrakt gefassten Weltgesellschaft. (Rühl 1980, S. 241)</p> <p>In differenzierten Gesellschaftsordnungen kann journalistische Verantwortung nicht mehr auf Qualitäten von Individuen reduziert werden. (Rühl 1980, S. 265)</p> <p>[...] Zivilisation, die gekennzeichnet ist durch weitgehende Verwissenschaftlichung, Technisierung, Industrialisierung und Bürokratisierung. (Rühl 1980, S. 343)</p> <p>Auch in Gesellschaftsordnungen, in denen die Vorbedingungen der Entwickeltheit und der politisch-ökonomischen Pluralität gegeben sind, und die sich dergestalt der Ereignishaftigkeit der Welt zunehmend öffnen, bedeutet journalistische Freiheit deshalb keine strikte Unabhängigkeit. (Rühl 1980, S. 433)</p>	<p>Weltgesellschaft. Dies zeigt sich in zunehmender Industrialisierung, Verwaltung, Verwissenschaftlichung, Technisierung, Urbanisierung und Bürokratisierung. Rühl nimmt hier einen systemtheoretischen Standpunkt ein.</p>
Kommunikations-verständnis	<p>Vermutlich ist dieser Mangel [Begriffsunschärfe: Interaktion/Kommunikation] darauf zurückzuführen, daß es sich bei Interaktion und Kommunikation um unvollkommene Begriffe handelt, die sich gegenseitig stützen müssen, um konkrete soziale Probleme hinreichend erfassbar zu machen. In diese Richtung verläuft jedenfalls unsere Absicht, eine systemrationale und damit interdependente Begrifflichkeit für Interaktion und Kommunikation aufzuzeigen. (Rühl 1980, S. 194)</p> <p>Ihr [der Auffassung, dass Kommunikation und Interaktion trennbare Verhaltensebenen sind] fehlt die Funktionalität und die dynamische Dimension, um Interaktion und Kommunikation als Prozesse zu erklären. Und gerade darauf ist unser Interesse gerichtet. (Rühl 1980, S. 195)</p> <p><i>Jedermann braucht zum sozialen Erleben, also auch zur Interaktion und zur Kommunikation, zumindest einen Partner. Dieser Partner kann realer oder fiktiver Natur sein. Worauf es ankommt, das ist die Korrespondenzrolle zur Interaktion und zur Kommunikation. Bei Interaktion und Kommunikation handelt es sich um Wechselbeziehungen. (Rühl 1980, S. 196)</i></p> <p>Deshalb ist die verbreitete Vorstellung von einer „einseitigen“ Kommunikation unter einem</p>	<p>Interaktion und Kommunikation müssen als Prozesse gedacht werden, die wechselseitig aufeinander verweisen.</p> <p>Kommunikation benötigt mindestens zwei Bezugspunkte. Der Begriff bezeichnet eine Wechselbeziehung. Damit</p>

	<p>sozialen Gesichtswinkel per definitionem unmöglich, obwohl diese Idee – besonders in der Massenkommunikationsforschung – ihre scheinbare Rechtfertigung gefunden hat. (Rühl 1980, S. 196)</p> <p>Der Prozess der Massenkommunikation ist nicht einseitig, in dem Sinne, daß ein Stimulusgeber beim Respondenten Wirkungen hervorruft. (Rühl 1980, S. 197)</p> <p>Betrachtet man Massenkommunikation jedoch umfassender, nämlich als einen komplexen und vielgestaltigen gesellschaftlichen Prozeß, dann findet zu verschiedenen Zeiten ein Rollenwechsel sehr wohl statt. (Rühl 1980, S. 197)</p> <p>Vielleicht hat sich die an Massenkommunikation interessierte Forschung schon zu sehr an ihre Modelle gewöhnt, von denen gerade die populären stark vereinfacht, ja teilweise von erschütternder Plattheit sind. So kommt es dazu, daß Paarmodelle nicht nur als Denkschemata verwendet, sondern kurzerhand mit dem empirischen Prozeß der Massenkommunikation identifiziert werden. (Rühl 1980, S. 234)</p> <p>Sinn und Bedeutung lassen sich situativ aktualisieren, aber sie werden nicht [...] im Interaktions- und Kommunikationsprozeß übertragen. Erst durch die gemeinsame, d.h. durch die konsentierende Verfügung über Sinn und Bedeutung werden bei den Beteiligten intersubjektiv identische Vollzüge der Interaktion und der Kommunikation möglich. (Rühl 1980, S. 200)</p> <p>Unter systemrationalen Vorbedingungen, vor allem aufgrund verfügbarer Sinn- und Bedeutungsstrukturen wird soziale Information im Kommunikationsprozeß übertragbar. Sinn und Bedeutung müssen – um Kommunikation zu ermöglichen, bei den Beteiligten Vorausgesetzt werden. (Rühl 1980, S. 225)</p> <p>Versucht man deshalb einen relativen, aber sozialrelevanten Informationsbegriff zu entwickeln, so besteht dessen entscheidendes Kriterium im Neuigkeitscharakter. <i>Information hat die</i></p>	<p>distanziert sich Rühl von der Auffassung von Massenkommunikation als „einseitige“ Kommunikation.</p> <p>Rühl distanziert sich von einem Massenkommunikationsverständnis, das den massenkommunikativen Prozess auf eine Paarbeziehung vereinfacht.</p> <p>Kommunikation wird nicht als Medium für Sinn und Bedeutung betrachtet. Im Gegenteil: Kommunikation benötigt einen Minimalkonsens an Sinn und Bedeutung als Grundlage.</p> <p>Kommunikation ist ein Prozess in dem über</p>
--	--	--

<p><i>Funktion neuartig zu wirken, und zwar für mindestens einen der am Kommunikationsprozeß beteiligten.</i> (Rühl 1980, S. 224)</p> <p>Durch die Intersubjektivität der Kommunikation stellt sie eine potentielle Erweiterung des Kenntnis- und Wissensstandes eines oder mehrerer Beteiligter dar. (Rühl 1980, S. 224)</p> <p>Durch Mitteilungen (messages) können Menschen Neues erleben, und sie können diese Erlebnisse hinsichtlich ihrer Interpretationsmöglichkeiten gegenüber anderen Erlebnissen abgrenzen. (Rühl 1980, S. 224)</p> <p>Deshalb kann das Gespräch nicht ohne weiteres als Grundlage dienen für soziale Makrophänomene, etwa für die öffentliche Kommunikation oder für die Massenkommunikation, um sie als „gesellschaftliche Zwiegespräche“ [Prakke 1968, S. 58] auf den Begriff zu bringen. (Rühl 1980, S. 231)</p> <p>Statt dessen ist öffentliche Kommunikation abstrakter zu begreifen – nicht durch Personen als „frei diskutierendes Publikum“ (HABERMAS), sondern durch „Diskussion als Systeme“ (LUHMANN). (Rühl 1980, S. 231)</p> <p><i>Entscheidendes Charakteristikum heutiger öffentlicher Kommunikation ist ihre institutionalisierte Unpersönlichkeit.</i> (Rühl 1980, S. 243)</p> <p>Journalistische Kommunikationsprozesse basieren insofern auf einer institutionalisierten Unpersönlichkeit, da sie die „eigentlichen“ Kommunikationspartner des Journalismus, die Publika, erst aus der Öffentlichkeit gewinnen müssen. Sie sind deshalb keine beklagenswerten Ersatzlösungen für zwischenmenschliches Erleben. Journalistische Kommunikation rangiert nur dann an zweiter oder noch nachgeordneter Stelle, wenn die Kommunikation zwischen Menschen auf ein Paarmodell idealisiert und diesem von vorneherein ein absoluter Primat zugewiesen wird. (Rühl 1980, S. 314)</p> <p><i>Die Welt wird heute hochgradig indirekt, und zwar symbolisch-expressiv durch besondere Kommunikationssysteme, vor allem durch Journalismus erlebt.</i> (Rühl 1980, S. 242)</p>	<p>Mitteilungen Informationen „ausgetauscht“ werden. Informationen sind Neuheiten.</p> <p>Öffentliche Kommunikation kennzeichnet sich nach Rühl dadurch, daß nicht wie bei einem Zwiegespräch Personen beteiligt sind. Stattdessen handelt es sich hier um ein Gespräch zwischen gesellschaftlichen Systemen. Öffentliche Kommunikation verläuft auf der Basis institutionalisierter Unpersönlichkeit.</p> <p>Journalismus ist ein Kommunikationssystem.</p>
---	--

	<p><i>Journalismus wird erst unter einer System/Umwelt-Rationalität in sinn- und bedeutungsbezogenen Kommunikationen identifizierbar. „Journalismus“ allein ist zu vage; erst „Journalismus als umweltbezogenes Kommunikationssystem“ erlaubt eine konkrete situative Problematisierung. (Rühl 1980, S. 250)</i></p> <p>Kommunikation nach Sinn, Bedeutung und Information zu differenzieren und sie als öffentliche Kommunikation zu spezifizieren, gelingt erst in Orientierung am System-Umwelt-Gedanken. (Rühl 1980, S. 251)</p> <p><i>Reduktion von Wirklichkeit (im Sinne von Ereignishaftigkeit) ist die Grundvoraussetzung aller Humankommunikation. (Rühl 1980, S. 255)</i></p> <p>Durch die Herstellung und Bereitstellung von Themen zur öffentlichen Kommunikation, d.h. durch seine Primärfunktion macht Journalismus die Ereignishaftigkeit der Welt in relativ groben Konturen, aber relativ umfangreich erkennbar. (Rühl 1980, S. 258)</p>	<p>Jede Art von Kommunikation reduziert die überkomplexe Wirklichkeit auf ein zu bewältigendes Maß. Rühl sieht in der Bereitstellung von Themen zur öffentlichen Kommunikation die Primärfunktion des Journalismus als Kommunikationssystem. Damit wird der Journalismus zu dem Kommunikationssystem, das vorrangig gesellschaftliche Wirklichkeit produziert.</p>
Wissenschaftsverständnis	<p>Niemand, auch kein Praktiker kann für sich in Anspruch nehmen, einen direkten, sozusagen: einen begrifflich ungeschützten, lediglich durch Sinneswahrnehmungen gesteuerten Zugriff auf die Wirklichkeit des Journalismus zu haben. (Rühl 1980, S. 12)</p> <p>Kein begrifflich-theoretisches Denken – die Begriffe und Theorien des Alltagsverstandes eingeschlossen – ist ein unmittelbares Erleben, sondern stets – wissenschaftsphilosophisch gesprochen – transzendierte Erfahrung. (Rühl 1980, S. 12)</p> <p>Es ist das naive Realismusbedürfnis des Alltagsverstandes, das immer wieder den Wunsch nach Anschaulichkeit und nach direkten Einsichten weckt. Folglich lehnt er jedes abstrakte Denken als „praxisfern“ ab, ohne gewahr zu werden, daß „die Praxis“ genau so wie die Wissenschaft abstrakt denkt. Auch sie macht begrifflich-theoretisch gestützte Aussagen über Journalismus. Doch während das methodisch gesteuerte Denken der Wissenschaft in die Lage versetzt, auch schwer zugängliches Neuland zu betreten, d.h. Journalismus auch anders als nur in den</p>	<p>Rühl denkt Wissenschaft in Opposition zum Alltagsverstand. Die Wissenschaft ist dabei aber qualitativ höherwertig, da sie ihre Grundlagen, Methoden und Theorien reflektiert. Im Alltagsdenken wird von einer illusorischen Unmittelbarkeit der Wahrnehmung ausgegangen. Im Gegensatz zum</p>

	<p>historisch überlieferten Kategorien und Begriffen zu denken, bescheidet sich der Alltagsverstand in der Regel mit Denkbehältnissen, die seinem Vor-Wissen angepasst sind. (Rühl 1980, S. 13)</p> <p>Journalismus ist durch die Wissenschaft zeitlich und räumlich mittels Begriffen, Theorien, Methoden und Techniken immer wieder neu „herzustellen“. (Rühl 1980, S. 16)</p> <p>Sie [Wirklichkeit] ist nicht unmittelbar vorfindbar. Man nähert sich ihr durch Beobachtungen, die schon „im Lichte der Theorie“ stehen, d.h. durch Beobachtungen, die von älteren Theorien gestützt und damit positiv sanktioniert werden. Sozialwissenschaftliche Theorien bilden demnach keine Realität ab; sie werden bestimmt durch die Methodenmittel der empirischen Wissenschaften. (Rühl 1980, S. 145)</p> <p>Aus dem permanenten Wechselprozeß zwischen Theoriebildung, Theorieprüfung und Methodenreflexion, der von der Journalismusforschung wie von jeder Wissenschaft zu erwarten ist [...].(Rühl 1980, S. 434)</p> <p>Die Suche nach Einfachheit in der Welt und damit das Problem: Komplexität versus Simplizität, erbten die Wissenschaften von der Philosophie. In neuerer Zeit, besonders durch die Kybernetik gefördert, wurde die „Architektur von Komplexität“ (H. A. SIMON) als zentrales Thema der Sozialwissenschaften erkannt. (Rühl 1980, S. 166)</p>	<p>Alltagsdenken ist sich die Wissenschaft der Tatsache bewusst, dass sie ihre Gegenstände in Abhängigkeit der Methoden erst konstruiert. Wissenschaft und Alltagsverstand können demnach keine Realität abbilden oder erklären, die sie nicht zuvor konstruiert haben.</p> <p>Besonders die Sozialwissenschaften haben die Aufgabe, die komplexe Realität zu ordnen.</p>
Fachverständnis	<p>Alltagssprachliche Begriffe taugen für romantizistische Journalistenbildnisse, die ein Nostalgiebedürfnis befriedigen mögen. Werden sie für wissenschaftsfähig gehalten, dann kommen Allerweltsfragen zustande wie: Was ist das „Wesen“ des Journalismus? Was darf ein Journalist „eigentlich“? oder: Wie wirkt „der“ Journalismus auf die Menschen? (Rühl 1980, S. 13)</p> <p>Manche dieser empirischen Studien erwecken den Eindruck, daß allein durch die zahlenmäßige Zunahme der Untersuchungen ein Erkenntnisfortschritt zu erzielen ist. Dieser Eindruck bedarf</p>	<p>Rühl distanziert sich von „konventionellen“ Richtungen der KW, vor allem von normativ-ontologischen Perspektiven und der Wirkungsforschung.</p>

	<p>der Korrektur. Vor allem eine geradlinige Entwicklung findet innerhalb der Journalismusforschung nicht statt. (Rühl 1980, S. 14)</p> <p>Die Journalismusforschung präsentiert sich heute als ein mannigfaltiges und vielseitiges Potpourri von erkundeten Problemen, Variablen, Theorien, Forschungstechniken und insbesondere der Beschreibung statistisch ermittelter Ergebnisse. (Rühl 1980, S. 112)</p> <p>Sie [Journalismusforschung] ist auf der Suche nach einem Zusammenhang ihrer Probleme, den eine hinreichend abstrakte Theorie des Journalismus liefern könnte. Statt einer Makrotheorie des Journalismus sind heute nur viele verschiedenartige begriffliche, methodische und theoretische Mosaiksteinchen auszumachen, die vereinzelt erkennen lassen, daß sie etwas miteinander zu tun haben. (Rühl 1980, S. 112)</p> <p>Ohne einen übergreifenden gesellschaftstheoretischen Bezugsrahmen stellt sich deshalb die Komplexität journalistischer Problematik als eine Vielzahl, voneinander unabhängiger Teilprobleme dar. (Rühl 1980, S. 435)</p> <p>Der dominierenden projektorientierten Journalismusforschung fehlt die überzeugende gesellschaftstheoretische Integration des Journalismus. (Rühl 1980, S. 435)</p> <p>Will sich die Journalismusforschung von einem manipulativen Moralisieren distanzieren, dann muß sie ihre Denkzeuge erkenntnis- und wissenschaftstheoretisch verorten, dann muß sie die eingebrachten Begriffe, Methoden, Theorien und Forschungstechniken als untereinander in Konkurrenz stehend mitreflektieren. Kurz gesagt: Die Journalismusforschung muß selbstkritischer arbeiten. (Rühl 1980, S. 115)</p>	<p>Rühl sieht die Journalismusforschung als Spezialgebiet problematisch. Er kritisiert das Fehlen einer verbindlichen Makrotheorie von Journalismus, die in der Lage wäre, Einzelergebnisse zu integrieren.</p> <p>Rühl attestiert seinem Fachgebiet eine mangelhafte Reflexionsleistung.</p>
Theoretische Bezüge	<p>Nun neigt man in jüngerer Zeit dazu, Journalismus mit sozialwissenschaftlichen Ansätzen als ein funktional selbständiges Sozialsystem in einer überaus komplexen Welt zu begreifen. (Rühl 1980, S. 17)</p> <p>Wird Journalismus funktional als Teilsystem von Gesellschaft gedacht, dann stellt sich vor allem die Frage nach der theoretischen Konzeption, die sich dafür als leistungsfähig erweisen kann. Hier besteht die Absicht zunächst von einer <i>System/Umwelt-Rationalität</i> auszugehen, um sie als</p>	<p>Journalismus wird als funktionales Sozialsystem verstanden.</p> <p>Theoretisch nimmt Rühl Bezug auf die funktional-strukturelle Systemtheorie</p>

	<p>generelles Prinzip der Theoriebildung über Journalismus einzuführen. (Rühl 1980, S. 19)</p> <p>Nur wenn Journalismus hinreichend abstrahiert wird, kann sich die Journalismusforschung von den als Alltagseinsichten übernommenen und damit selbst angelegten Fesseln eines Denkens befreien, das im Individuum eine Art Journalismusatom“, eine nicht weiter aufschlüsselbare Einheit für journalistisches Handeln zu erkennen meint. (Rühl 1980, S. 57)</p> <p>Für makrosoziale Ansätze liegt es deshalb nahe, nicht Personen oder Individuen als soziale Elemente zu betrachten, sondern sich der in den Sozialwissenschaften vorherrschenden Auffassung anzuschließen und soziales Handeln zur Grundlage sozialer Zusammenhänge zu machen. (Rühl 1980, S. 61)</p> <p>Die besondere Leistung der äquifunktionalen Methode [in Anlehnung an Luhmann] besteht folglich darin, die Beziehungen zwischen verschiedenartigen sozialen Systemen und Strukturen untereinander differenzierend vergleichen zu können. (Rühl 1980, S. 134)</p> <p>Als Lösungsgrundlage [für eine Theorie des Journalismus] wird eine Systemrationalität vorgeschlagen, die in Verbindung mit dem ebenfalls behandelten funktional-vergleichenden Methodendenken die Ausformulierung einer solchen Theorie ermöglichen soll. (Rühl 1980, S. 178)</p> <p>Mit einem funktional systemrationalen Ansatz [nach Luhmann] scheinen ein adäquater Gesellschaftsbegriff, aber auch Begriffe für andere Sozialordnungen gleichermaßen erreichbar. (Rühl 1980, S. 184)</p> <p>Die Bezugnahme auf Systemrationalität eröffnet in erster Linie den Zugang zu einer funktionalen Betrachtungsweise von Gesellschaft [...]. (Rühl 1980, S. 185)</p> <p>Sein [Praktizismus] herausragendes Merkmal ist ein begriffssessentialistischer und damit ein empirischer Forschung feindlich gesinnter Denkstil. Die ihm gleichermaßen eigene Nonchalance</p>	<p>des frühen Niklas Luhmann. Die Vorteile der systemtheoretischen Orientierung erstrecken sich vor allem darauf, tradierte Fehlerquellen zu vermeiden und Wechselbeziehungen zwischen Systemen untersuchen zu können. Außerdem kann Gesellschaft aus einer funktionalen Perspektive betrachtet werden.</p> <p>Rühl distanziert sich vom Praktizismus und seinem</p>
--	--	--

	<p>im Umgang mit anderen Theorien hat bewirkt, daß es zu keinem interdisziplinären Dialog über empirische Probleme des Journalismus kam. (Rühl 1980, S. 13)</p> <p>Vielmehr scheint er [der von Dovifat geprägte Praktizismus] bestrebt zu sein, seine Begrifflichkeit gegen eine empirische Kontrolle zu immunisieren, denn er versagt es sich, sie zu testen oder auch nur transdisziplinär zu reflektieren. (Rühl 1980, S. 33)</p> <p>Wir beginnen mit einer Konzeption, der es besonders im deutschsprachigen Raum über viele Jahrzehnte hinweg gelang, die Vorstellung einer unmittelbaren Verbindung zwischen journalismusorientierter Wissenschaft und journalistischer Praxis zu suggerieren. Ungeachtet der unterschiedlichen Absichten, die die einzelnen Gelehrten hegten, soll hier in erster Linie auf das Werk EMIL DOVIFATS abgestellt werden. Er war der maßgebende Vertreter des journalistischen Praktizismus, wie diese Richtung gekennzeichnet werden soll. (Rühl 1980, S. 25)</p> <p>Vielmehr sucht der Praktizismus nach einem gültigen Wesen des Journalismus, und zwar durch die Personifizierung journalistischer Leistungen (und Fehlleistungen). (Rühl 1980, S. 29)</p> <p>Aber mit dieser Interpretation von Pressefreiheit im Sinne einer individuierten Wesenhaftigkeit klammert man interdependente gesellschaftliche Erwartungen aus, die gleichwohl an den Journalismus pluralistischer Ordnungen gerichtet werden. (Rühl, 1980, S. 267)</p> <p>Im Blick zurück wird Journalismus [vom durch Dovifat geprägten Praktizismus] dergestalt als inkarnierte ethisch-moralische Errungenschaft entworfen, die sich nach „Wahrheit“ oder „Lüge“, nach „Gut“ oder „Böse“ unterscheiden lässt und deren Streben durch ein gesinnungsstarkes Handeln gekennzeichnet ist. (Rühl 1980, S. 30)</p> <p>Der Praktizismus beschränkt sich darauf – neben seinen normierten Einsichten – moralische und rechtliche Normen von außen zu übernehmen, die er gleichwohl als Prämissen journalistischen Handelns akzeptiert, um sie als Richtmaße seines Forschungsvorgehens einzusetzen. (Rühl 1980, S. 34)</p>	<p>prominenten Vertreter Emil Dovifat. Diese konzeptionelle Richtung ist nach Rühl empiriefeindlich und verschließt sich interdisziplinären Forschungen.</p> <p>Suche nach dem Wesen des Journalismus als Ziel des Praktizismus wird über die Personifizierung normativ bewerteter journalistischer (Fehl-) Leistungen zu erreichen versucht. Damit verbaut man sich die Möglichkeit, gesellschaftliche Zusammenhänge zu erforschen.</p> <p>Rühl kritisiert, dass selbstgesetzte oder übernommenen Normen nicht reflektiert werden.</p>
--	---	---

	<p>An der Behandlung von Journalismus durch den Praktizismus ist vorrangig zu kritisieren, daß er Journalismus atomistisch, und zwar elitär-personifiziert begreift, um ihn für eine nicht näher begründete Freistatt normativ zu beanspruchen. (Rühl 1980, S. 39)</p> <p>Praktizistische Aussagen sind nicht falsch oder auf andere Weise fehlerhaft; sie sind einfach irrelevant. (Rühl 1980, S. 39)</p> <p>Die praktizistische Empfehlung, die Muster für Selbstidentifikation in einem journalistischen Götterpantheon zu suchen, hat als Lösungsmöglichkeit aktueller Probleme versagt. (Rühl 1980, S. 53)</p> <p>Praktizistische Ideen spuken besonders in diesem Bereich [Berufsforschung] in Gestalt von Metaphern, Analogien und Modellbegriffen herum, ohne daß ersichtlich wäre, wie sie begrifflich und theoretisch unter Kontrolle zu bringen sind. (Rühl 1980, S. 100)</p> <p>Durch die Problemformulierung, wonach „gatekeeping“ das individuelle Entscheidungshandeln eines Positionsinhabers ist, wird in dieser Untersuchung [White 1966] redaktionelle Tätigkeit von vorne herein zum speziellen Arbeitsvollzug eines einzelnen. Da die Vermutung einhergeht, die Bezugseinheit der Analyse ließe sich in einem unabhängig entscheidenden Individuum finden, werden die inner- und außerredaktionellen Sozialbeziehungen des von WHITE so genannten „Mr. Gates“, vernachlässigt, ja weitgehend ausgeschlossen. (Rühl 1980, S. 47)</p> <p>Mit diesem Individuum-zentrierten Entscheidungsmodell kann die selbstgewählte Aufgabe WHITES [...] offensichtlich nicht gelöst werden. Der Ausdruck Gatekeeper, freilich, wird durch WHITES Studie zur Marke für einen weiten Bereich der Journalismusforschung, bisweilen</p>	<p>Die Kombination einer Individuumzentrierten Perspektive und einem normativen Anspruch reizt Rühl zu kritischen Äußerungen. Er geht soweit, praktizistische Aussagen als irrelevant zu bezeichnen, da sie theoretisch und methodisch problematisch sind und keine Problemlösungskompetenz innehaben. Dennoch „spuken“ praktizistische Ideen auch Ende der 70er Jahre noch in einigen Forschungsbereichen (Berufsforschung) umher.</p> <p>Rühl kritisiert die Gatekeeper-Forschung. Obwohl sie das Individuum als Bezugspunkt setzt und ein zu einfaches Entscheidungsmodell beansprucht, erlangte sie große Popularität. Dabei vernachlässigt die</p>
--	--	---

	<p>sogar zum Etikette für das Gesamtfeld der Kommunikatorforschung. (Rühl 1980, S. 49)</p> <p>Forschungs<i>praktisch</i> leuchtet seine [White 1966] Auswahl durchaus ein; forschung<i>methodisch</i> ist sie nicht zu rechtfertigen. Denn das Gatekeeper-Konzept macht glauben, daß Journalisten linear-irreversible Entscheidungen treffen, und zwar nach einem Ja/Nein-Schema, also einem binären Modus; eine unausgesprochene Unterstellung dieser Forschungsrichtung, die sich empirisch nicht halten lässt. (Rühl 1980, S. 48)</p> <p>Die beiden mikroperspektivischen Ansätze, die zur Diskussion gestellt werden, das individuum-zentrierte Entscheidungsmodell des Gatekeepers sowie die Selbstbild- und Selbstidentifikations-Ansätze stimmen mit der praktizistischen Journalismusforschung insofern überein, als auch sie offenbar Personen und journalistisches Verhalten in eins setzen. [...] Dadurch werden soziale Makrophänomene wie die Organisierung und Institutionalisierung, werden Rollen und Normen nicht gesehen, zumindest nicht in angemessenem Ausmaße problematisiert. (Rühl 1980, S. 57)</p> <p>Eine Zusammenschau personalen und sozialen Handelns im Journalismus macht einsichtig, daß journalistische „Selbstbilder“ und journalistisches „Selbstverständnis“ nicht hinreichend aussagekräftig sind und daß mit ihnen allein keine journalistische Wirklichkeit zu identifizieren ist. (Rühl 1980, S. 53)</p> <p>Die Konzeption journalistischer Selbstverständnisse und journalistischer Selbstbilder ist für die Journalismusforschung allerdings sachlich wie sozial irrelevant, solange nur Aussagen befragter Journalisten repräsentiert werden. Es hängt von mehr als nur von den Aussagen und Motivationen der beteiligten Personen ab, ob und wie Journalismus funktioniert. (Rühl 1980, S. 53-54)</p> <p>Eine theoretische Dichotomisierung in eine „formale“ und eine „informale“ Organisation liegt u.a. den Organisationssoziologien von ETZIONI und MAYNTZ zugrunde. [...] Mit dieser bloß analytischen Differenzierung wird die empirisch Unterscheidung zwischen Personen und Organisationen inkonsequent gehandhabt. (Rühl 1980, S. 70)</p> <p>Die empirische Journalismusforschung geht in ihrer organisatorischen Orientierung allerdings</p>	<p>Gatekeeper-Forschung vor allem inner- und außerredaktionelle Sozialbeziehungen.</p> <p>Auch die Erforschung von journalistischen Selbstbildern und Selbstverständnissen ist für Rühl irrelevant. Diese Forschungsrichtung findet nach Rühl keinen Zugang zur „journalistischen Wirklichkeit“. Soziale Makrophänomene, Rollen und Normen werden in beiden Ansätzen nicht ausreichend behandelt.</p> <p>Die Organisationssoziologie nach Etzioni und Mayntz differenziert zwischen formalen und informalen Ebenen von Organisationen.</p>
--	--	--

	<p>noch weitgehend von der Formal/Informal-Dichotomie aus. Daß sie dabei noch nicht auf die theoretischen Hindernisse dieses Gegensatzes gestoßen ist, mag daran liegen, daß bislang unversucht blieb, die Unterscheidung nach „formal“ und „informal“ im Sinne der Hawthorne-Nachfolge auch empirisch zu testen. So trennt beispielsweise DYGUTSCH-LORENTZ analytisch nach formaler und informaler Organisation, kommt jedoch im Verlaufe ihrer Studie auf die „informalen“ Aspekte in der untersuchten Rundfunkanstalt nicht mehr dezidiert zu sprechen. (Rühl 1980, S. 71)</p> <p>Die Tausch- und Koalitionstheorie, so wie sie von der Journalismusforschung übernommen wird, unterscheidet nicht immer scharf zwischen den formalen Mitgliedschaftsrollen und anderen Rollen im sozialen System. Noch unterbelichteter bleibt das Verhältnis zwischen Personen und deren Mitgliedschaft in Organisationen, eine Beziehung, die durch SIMONS Begriff des „administrative man“ unpräzise angelegt wird. (Rühl 1980, S. 85)</p> <p>Die Unterscheidung von Handlungen qua Rollen erweist sich als überaus praxisrelevant, da sie auf nicht minder verschiedenartigen Motivationen beruht. Diese Unterscheidung droht von der tauschtheoretischen Journalismusforschung übersehen zu werden, wenn von unklaren Person- und Organisationsbegriffen ausgegangen wird. (Rühl 1980, S. 87)</p> <p>Wenn KIOCK zwischen einem „Selbstbild“ der Redakteure und der „Mentalität der Redaktion“ trennt, dann übersieht diese Gegenüberstellung das daraus entstehende Problem, zwischen den Motivationen der Personal- und denen der Sozialsysteme hinreichend zu differenzieren. Der organisationssoziologische Ansatz „Organisation als zielgerichtetes soziales System von <i>Personen</i>“ zu begreifen erweist sich als zu grobschlächtig. (Rühl 1980, S. 90)</p> <p>Ein neuer Trend entstand in der Journalismusforschung mit der Analyse medienkommunikativer Organisationen bzw. mit der Untersuchung bestimmter Strukturen wie sozialen Rollen, als diese</p>	<p>Übernommen wird dies in der Journalismusforschung von Dygutsch-Lorentz. Diese Perspektive wird von Rühl aber kritisiert, da sie inkonsequent zwischen Person und Organisation unterscheidet und auf empirische Tests verzichten muss.</p> <p>Der Kritikpunkt unklarer Trennung von Person und Organisation trifft auch auf tausch- und koalitionstheoretische Perspektiven zu.</p> <p>Auch der von Kiock vertretene systemtheoretische Ansatz trennt noch unscharf zwischen Person und System.</p> <p>In der Journalismusforschung gewinnt die</p>
--	---	---

	<p>mit der strukturell-funktionalen Systemtheorie verbunden wurden. (Rühl 1980, S. 90)</p> <p>Des begrifflichen Gefüges der strukturell-funktionalen Systemtheorie bedienen sich in der Journalismusforschung expressis verbis RÜDIGER HENTSCHEL (1964) und ALEKSANDER MATAJKO (1970). (Rühl 1980, S. 90)</p> <p>Diese theoretische Fessel [fehlender Umweltbezug] hat sich die Systemtheorie PARSONS selbst angelegt, die deshalb weder einen empirischen noch einen normativen Geltungsanspruch ihrer Analysen hat eindeutig durchsetzen können. Der entstandene Zwiespalt wird daher durch die funktional-vergleichende Methode zu überwinden versucht. (Rühl 1980, S. 94-95)</p> <p>Dazu war die PARSONSsche Systemtheorie noch nicht in der Lage. Ihr blieb es versagt, Gesellschaft als Bestand ganz zu problematisieren, um auf diese Weise nach ihren Funktionen zu fragen. (Rühl 1980, S. 184)</p> <p><i>Gegen den teleologische bestimmten Funktionalismus ist ferner einzuwenden, daß er Systeme oder Strukturen ontisch voraussetzt.</i> Er geht sehr unkritisch von einem Bestehenden aus, dessen Zustände er konstant halten möchte. Eine Erklärung dafür, welche Zustände in einem System aus welchen Gründen konstant gehalten werden sollen liefert der teleologische Funktionalismus nicht. (Rühl 1980, S. 125)</p> <p>Jedenfalls findet eine Vernunftftrationalität á la HEGEL im Forschungskontext der empirischen Sozialwissenschaften kaum eine Chance. (Rühl 1980, S. 136)</p> <p>Nicht minder distanziert verhalten sich die Sozialwissenschaften gegenüber der Rationalität der Gemeinsprachen. Deren Begrifflichkeit und Denkorientierungen sind zu ungenau und zu vieldeutig, um den Ansprüchen der zitierten Wissenschaftskriterien genügen zu können. (Rühl 1980, S. 136)</p> <p>Demnach greift die „praktische“ bzw. „ökonomische Rationalität zu kurz, da sie die Latenz menschlichen Handelns außer Acht läßt. (Rühl 1980, S. 138)</p>	<p>strukturell-funktionale Systemtheorie nach Parsons in den 60er Jahren an Bedeutung. Der Nachteil dieser Perspektive besteht aber darin, dass sie nicht von umweltbezogenen Systemen ausgeht.</p> <p>Rühl kritisiert den teleologische Funktionalismus. Dieser setze Systeme voraus und bedient sich deshalb einer „naiven“ Ontologie.</p> <p>Rühl bespricht, kritisiert und verwirft unterschiedliche Auffassungen von Rationalität. Am Ende bleibt die Systemrationalität als einzige positive Alternative übrig.</p>
--	--	---

	<p>Daher gilt die als „Sicherheitsrationalität“ oder als „Absolutheitsrationalität“ apostrophierte Denkentwicklung des „klassischen“ Rationalismus heute allgemein als widerlegt. (Rühl 1980, S. 139)</p> <p>Dadurch [Ideologieanfälligkeit] scheint die Rationalität des Kritischen Rationalismus „out of step“ mit der sozialen Realität geraten zu sein. (Rühl 1980, S. 154)</p> <p>Seine [Journalismus] Varietät und die Grenzen seiner Möglichkeiten sind erst greifbar, wenn sie durch entscheidungstheoretische und kommunikationstheoretische Elemente und zwar im Kontext der Systemrationalität miteinander verknüpft werden. (Rühl 1980, S. 344)</p> <p>Aus der Perspektive der Faktorentheorie wird unter Angabe insularer Positionen und durch die Analyse individuellen Verhaltens versucht, komplexe soziale Prozesse, wie beispielsweise redaktionelle Arbeit, zu erklären. Einfache Verhaltensweisen Einzelner werden ebenso als zureichende Fakten gewertet wie Bedürfnisäußerungen einzelner Redakteure, und sie werden wiederum mit anderen, ebenso singulär selektierten Tatsachen in Beziehung gebracht. So versucht die mit dem Individuum-zentrierten Entscheidungsmodell operierende Journalismusforschung, die den Faktorenthorien zugrundeliegenden Ursache/Wirkungs-Beziehungen zu nutzen, indem Wirkungen durch die Beobachtung von faktoriellern Verhalten ermittelt und durch kausale und korrelative Beziehungen verbunden und gemessen werden. (Rühl 1980, S. 151)</p> <p>Kritisch-rationale Faktorenthoretiker werden deshalb [...] keine Einsichten in den gesellschaftlichen Prozeß interdependenter Beeinflussung und gegenseitiger Abhängigkeiten gewinnen, denen soziale Gebilde wie beispielsweise Journalismus gleichzeitig sowohl intern wie extern ausgesetzt sind. (Rühl 1980, S. 152)</p> <p>Durch den Verzicht auf die in den Wissenschaften heute allenthalben akzeptierten Kriterien der Operationalisierung und der Intersubjektivierung versagt sich die kulturwissenschaftliche Journalismusforschung GROTHS entscheidender Möglichkeiten selbstreflexiver Kritik. (Rühl</p>	<p>An der Faktorenthorie kritisiert Rühl die Bezugnahme auf ein Individuum-zentriertes Entscheidungsmodell und ein einfaches Kausalitätsverständnis. Damit wäre eine Erforschung interdependenter gesellschaftlicher und redaktionsinterner Zusammenhänge nicht möglich.</p> <p>Rühl distanziert sich von der „kulturwissenschaftlichen</p>
--	---	---

	1980, S. 171)	Journalismusforschung“ Groths.
Methoden	<p>Scheinen solche Ansätze [funktional-strukturelle Systemtheorie] theoretisch-empirisch brauchbar zu sein, so fehlen dafür bislang die konkreten, auf sie zugeschnittenen Forschungstechniken. (Rühl 1980, S. 17)</p> <p>Einen methodischen Ausweg aus diesem Dilemma könnte der Funktionalismus anbieten. (Rühl 1980, S. 18)</p> <p>GROTH betont die gegenseitige Bedingung von Methode und Objekt und er versucht durch eine „eigene Methode“, neben Zeitung und Zeitschrift u.a. die Konstitution des Journalismus zu leisten. (Rühl 1980, S. 170)</p> <p>Durch den Verzicht auf die in den Wissenschaften heute allenthalben akzeptierten Kriterien der Operationalisierung und der Intersubjektivierung versagt sich die kulturwissenschaftliche Journalismusforschung GROTHS entscheidender Möglichkeiten selbstreflexiver Kritik. (Rühl 1980, S. 171)</p> <p>Mit seiner eigenwilligen „eigenen Methode“ erleichtert sich der Praktizismus die Forschungsarbeit erheblich. Zum einen spart er sich das empirisch schwer fassbare Phänomen des journalistischen Wandels aus und zum anderen entledigt er sich der methodischen Last der intersubjektiven Kritik, einer der Vorbedingungen der Wahrheitssicherung wissenschaftlicher Arbeit. (Rühl 1980, S. 34)</p> <p>Faktorentheoretisch orientierte Rationalität reduziert die zu untersuchende Wirklichkeit auf „Variable“, von denen sie in der Regel annimmt, daß sie paarweise interagieren. Sie</p>	<p>Die konventionellen sozialwissenschaftlichen Methoden sind nicht geeignet Journalismus als funktional-strukturelles Sozialsystem zu untersuchen. Einen möglichen Ausweg sieht Rühl im Funktionalismus.</p> <p>Die kulturwissenschaftliche Methode Groths wird als unzureichend zurückgewiesen, da sie nicht den akzeptierten wissenschaftlichen Kriterien entspricht.</p> <p>Die „eigen Methode“ des Praktizismus ist ungenügend, da sie weder journalistischen Wandel erfassen kann, noch intersubjektiv nachvollziehbar ist.</p> <p>Die Untersuchung bivariater Variablen wird</p>

	<p>rationalisiert durch bivariate Variablenbeziehungen soziale Realität auf Zweckverhalten. (Rühl 1980, S. 150)</p> <p>Kritisch-rationale Faktorentheoretiker werden deshalb [...] keine Einsichten in den gesellschaftlichen Prozeß interdependenter Beeinflussung und gegenseitiger Abhängigkeiten gewinnen, denen soziale Gebilde wie beispielsweise Journalismus gleichzeitig sowohl intern wie extern ausgesetzt sind. (Rühl 1980, S. 152)</p> <p>Eine Kritik dieser empirischen Reduktionsbemühungen [„<i>Ceteris-paribus-Hypothese</i>“, „<i>Pars-pro-toto-Technik</i>“, „<i>Partialmodelle</i>“, „<i>Aggregationstechnik</i>“ und „<i>Blackbox-Methode</i>“ (Rühl 1980, S. 174-175)] in den Sozialwissenschaften wird vor allem an der Tatsache anzusetzen haben, daß hier mit Hilfe mikroskopischer Forschungstechniken soziale Teilgruppen (Familien, Fernsehzuschauer, einzelne Journalisten usw.) und Organisationen (Verbände, Parteien, politische Gemeinden, Medienressorts u.ä.) analysiert werden, in der Absicht, die erzielten Ergebnisse zu Aussagen über soziale Makrophänomene auszuweiten. (Rühl 1980, S. 175-176)</p>	<p>von Rühl kritisiert, da sie Realität auf Zweckverhalten reduziert, und keinen Zugang zu komplexen wechselseitigen Prozessen bietet.</p> <p>Rühl problematisiert gängige sozialwissenschaftliche Techniken und ihre Voraussetzungen, da Daten über die Mikroebene dazu herangezogen werden, Aussagen über soziale Makrophänomene zu begründen.</p>
Gegenstände	<p>Nicht Surrogationen wie „papierene“ Zeitung, Broschüre oder Buch, Kabel- oder Satellitenfernsehen, noch andere, bereits heute oder erst in Zukunft realisierbare Produktionsgrundlagen entscheiden über Journalismus. (Rühl 1980, S. 319)</p> <p>Journalismus ist nicht für sich genommen, substantiell und universal zu bestimmen. Aber er ist in Zusammenhang mit der öffentlichen Kommunikation entwickelter Gesellschaftssysteme funktional-selektiv durch operationalisierbare Leistungen und Wirkungen zu definieren. (Rühl 1980, S. 319)</p> <p>Eine Aneinanderreihung von Aufgaben verbaut den Einblick in Leistungs- und Wirkungsbereiche des Journalismus, auf die es heute ankommt: auf gesamtgesellschaftliche Funktionen, die seine Existenz im sozialen Leben bestimmen und rechtfertigen. (Rühl 1980, S. 319)</p>	<p>Rühls Vorstellung von Journalismusforschung bezieht sich nicht auf einzelne Medien. Seine Gegenstände finden sich auf der Makroebene. Die Definition von Journalismus als System eröffnet die Erforschung von internen (unpersönlichen) Strukturen und Funktionen und</p>

	<p>Dadurch [individuumzentrierte Forschung] werden soziale Makrophänomene wie die Organisierung und Institutionalisierung, werden Rollen und Normen nicht gesehen, zumindest nicht in angemessenem Ausmaße problematisiert. (Rühl 1980, S. 57)</p> <p>Dabei müsste es gerade Grundprinzip der Journalismusforschung sein, die Beziehungen Journalismus/Publikum und darüber hinaus die verschiedenen anderen relevanten Umweltbereiche des Journalismus aufeinander zu beziehen. (Rühl 1980, S. 363)</p> <p>Die Trennung zwischen Person und Journalismus wirft gleichwohl eine Reihe von Fragen auf, die im „Grenzgebiet“ zwischen journalistischer Freiheit und journalistischer Ethik anzusiedeln sind, einem Terrain, das die empirisch orientierte Journalismusforschung brachliegen ließ. (Rühl 1980, S. 437)</p> <p>Es gilt, die journalistischen Evolutionsprozesse, einschließlich ihrer Folgeprobleme dynamisch-theoretisch einzufangen. (Rühl 1978, S. 42)</p> <p>Die [...] begrifflichen und kategorialen Grundlagen sollen Klarheit schaffen über den Zusammenhang zwischen journalistischer und gesellschaftlicher Entwicklung. (Rühl 1980, S. 319)</p> <p>Mit der funktionalen Aufschlüsselung und Kleinarbeitung des Prozesses journalistischer Professionalisierung trennt sich die Forschung sowohl von der Annahme, Berufe nach „occupations“ und „professions“ zu kategorisieren, als auch von der tradierten „medienzentristischen“ Sichtweise, „klassische“ Journalistenberufe zu außerjournalistischen in Beziehung zu setzen. Statt dessen will sie u. a. Zugang zu journalistischen Professionalisierungen eröffnen, die bisher – aus einer Wesensschau heraus – als „unjournalistisch“ oder zumindest als „nicht dazugehörig“ klassifiziert wurden, und die daher außerhalb des Blickfeldes der Journalismusforschung blieben. (Rühl 1980, S. 429)</p>	<p>Leistungen des Journalismus in einem gesellschaftlichen Bezugsrahmen.</p> <p>Die Beziehung von Journalismus zu seinen verschiedenen Umwelten rückt ins Blickfeld.</p> <p>Journalistische Ethik wird als brachliegender Problembereich entdeckt.</p> <p>Journalistische Evolution kann in Beziehung zu gesellschaftlichen Entwicklungen untersucht werden.</p> <p>Rühls theoretischer Ansatz eröffnet auch für die Erforschung journalistischer Professionalisierung neue Perspektiven, da auch bisher als „unjournalistisch“ geltende Berufe jetzt als „journalistisch“ erkannt</p>
--	--	--

		werden können.
Anspruch	<p>Der äquifunktionalen Forschung soll es prinzipiell möglich sein, eine Gesamtkonzeption für Journalismus zu entwickeln – eine Zielsetzung, die sich diese Studie stellt. (Rühl 1980, S. 130)</p> <p>Da die heutige Forschungslage keinen in seiner Komplexität vergleichbaren Ansatz bietet, setzt sich der Entwurf das forschungspraktische Ziel, den gegenwärtigen Zustand theoretisch-methodischer Niveaudivergenz in der Journalismusforschung zu überwinden. (Rühl 1980, S. 22)</p> <p>Das Bemühen um eine einheitliche Rationalität der Kommunikationswissenschaft ist dennoch nicht aufzugeben. Im Gegenteil: angesichts der Erfahrung, daß die empirischen Ergebnisse der empirischen Kommunikationswissenschaft in alle Richtungen davondriften, bedürfen gerade die Erkenntnisprozesse dieser Disziplin einer steuernden Rationalität, die es zulässt, empirische Ergebnisse sowohl systematisch zu ermitteln, als auch theoretisch zu integrieren. (Rühl 1980, S. 179)</p> <p>Unter diesem gewiß weitgefaßten Gesichtswinkel [Bezugnahme auf die funktional-strukturelle Systemtheorie Niklas Luhmanns] soll in der Folge versucht werden, eine Systemrationalität zu entfalten, die für die Journalismusforschung und darüber hinaus für andere kommunikationswissenschaftliche Zusammenhänge brauchbar ist. . (Rühl 1980, S. 184)</p> <p>Jetzt geht es in der Journalismusforschung nicht mehr nur um die Untersuchung von Personen im herkömmlichen Sinne einer Erforschung der Auffassung einzelner über ihre Rollen, ihren Beruf, ihre Karrieren und ihre Arbeitsprobleme. Es geht auch nicht um ein bloßes Entlarven institutionalisierter journalistischer Mechanismen. Vielmehr können durch einen makrosozialen Entwurf methodische, theoretische und empirische Ansätze zu einer neuen Einheit verbunden werden, mit der auch in der Einzelforschung eine angemessene Abstraktionsebene erreicht und Journalismus bzw. bestimmte Teilbereiche davon in einem erweiterten Interpretationshorizont direkt analysiert werden können. (Rühl 1980, S. 437)</p> <p>Der hier vorgelegte Entwurf soll die Möglichkeit eröffnen, neue, bislang unbekannte Entwicklungen für Journalismus zu erarbeiten und ihre Probleme zu verarbeiten. Er soll nicht nur künftige, sondern auch journalistische Funktionen der Vergangenheit zugänglich machen.</p>	<p>Mit seiner Arbeit <i>Journalismus und Gesellschaft</i> will Rühl eine Metatheorie des Journalismus vorlegen, die als Grundlage für die Journalismusforschung fungieren soll. Dadurch sollen Einzelergebnisse und theoretische Verzweigungen wieder unter ein gemeinsames theoretisches Dach integriert werden.</p> <p>Rühl erhebt den Anspruch eine universal gültige Theorie des Journalismus</p>

	<p>(Rühl 1980, S. 21)</p> <p>Da jedoch als Fernziel eine transdisziplinäre Journalismusforschung angestrebt wird,... (Rühl 1978, S. 43)</p> <p>Vielmehr zielt unser Ansatz ab auf eine transdisziplinäre Erforschung des Journalismus in seiner gesellschaftlichen Evolution. (Rühl 1980, S. 251)</p> <p>Greifen wir unter Bezugnahme auf das journalistische Entscheidungshandeln nicht nur auf irgendwie in der sozialwissenschaftlichen Teiltheorien bewährte Denkinstrumente zurück, sondern fragen wir nach deren wechselseitig zuordenbaren Leistungen für den Journalismus, dann bedarf es zudem einer operablen kommunikationstheoretischen Grundbegrifflichkeit. (Rühl 1980, S. 20)</p> <p>Zutreffender wäre es, diese Bemühungen als theoretisch-methodische „Aufräumarbeit“ („mop-up work“) im Sinne THOMAS KUHNS zu charakterisieren. (Rühl 1980, S. 113)</p>	<p>vorzustellen, die neue heuristische Perspektiven eröffnet und über fachliche Grenzen hinweg vermittelt.</p> <p>Rühl will über theoretische und definitorische „Aufräumarbeiten“ eine für das Fach gültige und bindende Grundbegrifflichkeit und theoretische Perspektive einführen. So sollen die Fehler der Vergangenheit überwunden werden.</p>
--	---	--

Biographischer Kontext

Außerwissenschaftliche Sozialisation

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung und Interpretation
Soziale Herkunft/ Familiäre Situation	Wissenschaftliche Bücher zu schreiben ist ein zeitkonsumierendes Unternehmen und es geht in der Regel zu Lasten des Familienlebens. Da ich – offenbar im Unterschied zu anderen Vorwortverfassern – mit keiner demütigen Griseldis verheiratet bin, habe ich meiner Frau und unserem Sohn für die mitunter ungeduldig und widerwillig aufgebrachte Nachsicht ganz herzlich zu danken, wenn ich allzu oft in Richtung Arbeitszimmer verschwand. (Rühl 1980, S. 10)	Wissenschaftliche Arbeit und Privatleben sind nicht kompromisslos zu verbinden.
Journalistische Berufserfahrung	Vielerlei Erfahrungen in Wissenschaft und Praxis haben dazu beigetragen, daß dieses Buch zustande kam. Zunächst lernte ich einiges über seinen Gegenstand durch den Umgang mit journalistischen Praktikern unterschiedlicher Tätigkeitsfelder. Die ersten unmittelbaren	Rühl übte seit seiner Schulzeit (Redaktionsbote und Stenotypist)

	<p>Erfahrungen datieren aus der Schulzeit, wo ich sonntags als Redaktionsbote und als Stenotypist Redaktionen von innen kennenlernte. Aus diesen ersten Kontakten erwuchs eine beinahe 15 Jahre währende ständige freie Mitarbeit in und für Ressorts verschiedener Tageszeitungen, Zeitschriften, sowie für den Rundfunk. Diese Erfahrungen sind ohne Frage aus meinen Untersuchungen über Journalismus nicht wegzudenken. (Rühl 1980, S. 9)</p>	<p>journalistische Tätigkeiten aus. Er war fast 15 Jahre lang als freier Mitarbeiter für Tageszeitungen, Zeitschriften und Rundfunk tätig.</p> <p>Seine journalistische Berufserfahrung beeinflusste seine wissenschaftlichen Untersuchungen.</p>
--	---	---

Wissenschaftliche Sozialisation

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung und Interpretation
Akademische Bezugsmilieus	Zur Abklärung meiner Absichten und Vorstellungen kam es während der Tätigkeit am Sonderforschungsbereich 22 „Sozialisations- und Kommunikationsforschung“ an der Universität Erlangen-Nürnberg [...]. (Rühl 1980, S. 9)	Rühl arbeitete am Sonderforschungsbereich 22 „Sozialisations- und Kommunikationsforschung“ an der Universität Erlangen-Nürnberg, wo er seine Habilitationsschrift vorbereitete.
Soziales Netzwerk	<p>Besonders [zu Dank] verpflichtet bin ich meinem akademischen Lehrer Franz Ronneberger, der in vielen Gesprächen ein langmütiger Zuhörer und feinnerviger Kritiker war, und der selbst unreifen Überlegungen ein gerüttelt Maß an Vertrauensvorschuß entgegenbrachte. (Rühl 1980, S. 9)</p> <p>...wo [am Sonderforschungsbereich 22] vor allem Barbara Koller und Thomas Gruber meine Partner waren im Ringen um theoretisch-empirische Probleme. (Rühl 1980, S. 9)</p> <p>Versuche ich abzuschätzen, wessen Anregungen, Rat und Kritik darüber hinaus zum hier behandelten Themenkomplex von besonderem Wert waren, dann sind zu nennen: Ben Bagdikian, George Gerbner, Klaus Krippendorff,</p>	<p>Ronneberger ist zentraler Bezugspunkt für Rühl.</p> <p>Barbara Koller und Thomas Gruber waren Mitarbeiter am Sonderforschungsbereich 22</p> <p>Rühl achtet besonders folgende Wissenschaftler: Ben Bagdikian, George Gerbner, Klaus Krippendorff, Kurt Lang, Harrold D. Lasswell,</p>

	Kurt Lang, Harrold D. Lasswell, Jack Lyle, Niklas Luhmann, Denis McQuail, Ithiel De Sola Pool, Ulrich Saxer, Percy H. Tannenbaum und Charles R. Wright. (Rühl 1980, S. 9)	Jack Lyle, Niklas Luhmann, Denis McQuail, Ithiel De Sola Pool, Ulrich Saxer, Percy H. Tannenbaum und Charles R. Wright
Förderungen	Ein von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziertes Stipendium ermöglichte einen Forschungsaufenthalt im anregenden Milieu der Annenberg School of Communications der University of Pennsylvania.	Der Amerika-Aufenthalt Rühls wurde von der „Deutschen Forschungsgemeinschaft“ finanziert.

**Quellen: Rühl/Papier, Anhang Teil 1 S. 19-20;
Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang Teil 1 S. 21-23;
Rühl/Tabellarischer Lebenslauf, Anhang Teil 1 S. 24-25;
Rühl 1971**

Biographischer Kontext

Außerwissenschaftliche Sozialisation

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung und Interpretation
Geburtsjahr	1933 in Nürnberg geboren (Rühl/Tabellarischer Lebenslauf, Anhang S. 24)	
Familiäre Situation	Vater: Karl Rühl, Bäckermeister (+ 1937) Mutter: Maria, geb. Pacher, Hausfrau (+ 1993) Geschwister: Gerda (1936), Bibliothekarin Helga (1938), Hausfrau Ehe: Seit 1968 mit Dr. med. Antke Rühl, geb. Ronneberger (1941), Fachärztin für Kinder- und Jugendmedizin Sohn: Dr. med. Sebastian Rühl (1974), Assistenzarzt für Kinder- und Jugendmedizin (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 21)	

	Nachdem ich in mein Thema "Journalismus und Gesellschaft" schon viel Zeit und Energie, nicht zu vergessen die Vernachlässigung der Familie investiert hatte [...]. (Rühl/Biographische Anmerkungen, Anhang S. 23)	Rühl empfand die Arbeit an seiner Habilitationsschrift auch als Vernachlässigung des Familienlebens.
Schulbildung	1950 – 1951 High-School-Stipendiat, Dayton, Ohio 1953 Abitur (Rühl/Tabellarischer Lebenslauf, Anhang S. 24)	
Berufserfahrung	1953 – 1955 Lehre als Industriekaufmann (Rühl/Tabellarischer Lebenslauf, Anhang S. 24)	
Journalistische Berufserfahrung	1950 – 1965 Freie Mitarbeit bei Tageszeitungen, Zeitschriften und Rundfunkanstalten (Rühl/Tabellarischer Lebenslauf, Anhang S. 24) Eigene, längerfristige journalistische Tätigkeiten: - <i>Nürnberger Nachrichten</i> (freier Mitarbeiter und Kolumnist für die Ressorts Feuilleton und Wirtschaft), - <i>Sportmagazin</i> (überwiegend innerredaktionell, mit gelegentlichen Außenterminen), - <i>Bayerischer Rundfunk, Hörfunk</i> (Reportagen, Hörbilder), - projektspezifische Mitarbeit bei <i>Der Bote für Nürnberg-Land, 8-Uhr-Blatt, Die Welt, U.S. News & World Report, Tages-Anzeiger</i> u.a. (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 21)	

Wissenschaftliche Sozialisation

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung und Interpretation
Akademische Laufbahn	<p>1956 – 1960 Studium der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Philosophie an den Universitäten Erlangen, FU Berlin und Hochschule für Wissenschafts- und Sozialwissenschaften Nürnberg (Rühl/Tabellarischer Lebenslauf, Anhang S. 24)</p> <p>Als ich Mitte der 1950er Jahre im Westen Deutschlands mein Studium begann, gehörte die Publizistikwissenschaft zu meiner Fächerwahl. (Rühl/Papier, Anhang S. 19)</p> <p>Akademischer Rat am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum (Sonderforschungsbereich 22</p>	<i>Nicht notwendig, da die hier angeführten Daten bereits sehr komprimiert sind.</i>

	<p>„Sozialisation und Kommunikationsforschung“) (Rühl 1971, S. 0)</p> <p>Lehrbeauftragter für Kommunikationswissenschaft am Institut für Politik- und Kommunikationswissenschaft (Rühl 1971, S. 0)</p> <p>Als ich mich während meines Studiums der Volkswirtschaftslehre (zu dem damals in der ersten Hälfte das Studium der BWL und das der "wirtschaftlich relevanten Bereiche des privaten und des öffentlichen Rechts" gehörten) für das Wahlfach <i>Publizistikwissenschaft</i> entschloss, war noch keine Berufsorientierung getroffen. Ich schrieb meine Diplomarbeit "<i>Der Stürmer</i> und sein Herausgeber" (1960) als geisteswissenschaftlich-historisierende Studie (Rühl/Biographische Anmerkungen, Anhang S. 24)</p> <p>Rühl/Tabellarischer Lebenslauf, Anhang S. 24-25:</p> <p>1960 Diplom-Volkswirt</p> <p>1960 – 1963 Verwalter einer Assistentenstelle, Institut für Publizistik, Universität Erlangen- Nürnberg</p> <p>1964 – 1968 Wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Politik- und Kommunikationswissenschaft, Universität Erlangen-Nürnberg</p> <p>1968 Promotion, Universität Erlangen-Nürnberg („Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System“)</p> <p>1968 - 1974 Akademischer Rat bzw. Oberrat, Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum Universität Erlangen-Nürnberg</p> <p>1969 – 1970 Scholar-in-Residence, The Annenberg School of Communications, University of Pennsylvania, Philadelphia</p> <p>1973 – 1974 Lehrstuhlvertretung, Johannes Gutenberg-Universität Mainz</p>	
--	--	--

	<p>1975 – 1976 Akademischer Direktor, Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum, Universität Erlangen-Nürnberg</p> <p>1978 Habilitation Universität Erlangen-Nürnberg („Journalismus und Gesellschaft. Bestandsaufnahme und Theorieentwurf“); Venia legendi: Kommunikationswissenschaft</p> <p>1976 – 1983 Professor für Kommunikationswissenschaft und Leiter des Aufbaustudienganges Journalistik der Universität Hohenheim</p> <p>1977 – 1980 Member, Board of Directors, International Communication Association (ICA)</p> <p>1980 – 1982 Erster Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK)</p> <p>1983 – 1999 Inhaber des Lehrstuhls für Kommunikationswissenschaft, Schwerpunkt Journalistik, Otto-Friedrich-Universität Bamberg; Leiter der Forschungsstelle für Kommunikationspolitik</p> <p>Mehrere Gastprofessuren im In- und Ausland</p> <p>Fachgutachter für Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), Deutscher Akademischer Austauschdienst (DAAD), Alexander von Humboldt-Stiftung (AvH)</p>	
Akademische Bezugsmilieus	<p>Das Studienjahr 1969/70 in Philadelphia bot eine emergierende Kommunikationswissenschaft. (Rühl/Papier, Anhang S. 19)</p> <p>In Philadelphia entstand ein grundagentheoretisches Konzept, das mich viele Jahre lang in kommunikationswissenschaftlichen Vorlesungen und Seminaren begleitete. (Rühl/Papier, Anhang S. 20)</p> <p>Problematisiert wurden [an der Annenberg School of Communications] Grundagentheorien und</p>	<p>Das akademische Milieu der Annenberg School of Communications hatte eine nachhaltige Wirkung auf Manfred Rühl, die sich unter anderem auf seine theoretische Perspektive und auf sein Fachverständnis</p>

	<p>Anwendungsforschungen eines scheinbar unbegrenzten Feldes der Humankommunikation. (Rühl/Papier, Anhang S. 19)</p> <p>Da man ohne Übertreibung sagen kann, daß der Stand der amerikanischen Kommunikationswissenschaft einschließlich der universitären Ausbildung von Journalisten in Ausmaß und Vielfalt in Europa, ja in der Welt keine Parallele findet, erbringen Vergleichsversuche im Prinzip wenig. (Rühl 1971, S. 2)</p> <p>George Gerbner hatte soeben den Leit-Artikel <i>Towards 'Cultural Indicators': The Analysis of Mass Mediated Public Message Systems</i> veröffentlicht [...]. Charles R. [...] prüfte sein 1959 vorgelegtes Systemmodell Massenkommunikation in internationalen Vergleichen. Erving Goffman, als Benjamin-Franklin-Professor der Annenberg School institutionell nur locker verbunden, suchte mit seiner <i>Interaction Order</i> nach Regeln der Kommunikation von Angesicht zu Angesicht. Percy H. Tannenbaum, Larry Gross und Dolf Zillmann arbeiteten an dem Arousal-Modell im Rahmen einer Großindustrie [...]. Klaus Krippendorff [...] bearbeitete Probleme der computer-unterstützten Inhaltsanalyse zur Anwendung in „science and art“ [...]. Während meines Aufenthaltes erschien Ray Birdwhistells <i>Kinesics and Context</i>, eine Kommunikationstheorie der Körperbewegungen, die Albert und Alice Scheflen in New York klinisch erprobten, und Birdwhistell war bemüht, eine Brücke zu schlagen zu Goffmans <i>Interaction Order</i>-Forschung. Mit seiner Filmforschung spürte Sol Worth den Mythen und Wertvorstellungen, Perspektiven und Organisationsformen der Navajos nach, und untersuchte zur gleichen Zeit die ästhetisch-ideologischen Filmsymbiosen Leni Riefenstahls. Mit Robert Lewis Shayons kommunikationspolitischen Untersuchungen des amerikanischen Systems der „media as a business“ stieß ich auf das einzige kommunikationswissenschaftliche Forschungsgebiet, das hinter den Arbeiten Franz Ronnebergers zurücklag. (Rühl/Papier, Anhang S. 19-20)</p> <p>Es gibt [in Amerika] keinen Konsens darüber, was alles unter Communications zu subsumieren sei. Eine häufiger gemachte Einteilung unterscheidet Massenkommunikation, allgemeine Kommunikation in Informationssystemen, interpersonale Kommunikation, internationale oder interkulturelle Kommunikation und Kommunikation in Organisationen. Solche Klassifizierungen sind gewiss nicht in die traditionellen Disziplinen einzupassen, sondern werden multidisziplinär verstanden. (Rühl 1971, S. 4)</p>	<p>auswirkte.</p> <p>Rühl konnte in Amerika eine differenzierte Kommunikationswissenschaft beobachten, die theoretisch und forschungspraktisch weltweit führend und damit auch der deutschen weit voraus war. Rühl beschäftigte sich mit den Arbeiten von George Gerbner, Charles R. Wright, Erving Goffman, Percy H. Tannenbaum, Larry Gross, Dolf Zillmann, Klaus Krippendorff, Ray Birdwhistells, Albert und Alice Scheflen, Sol Worth, und Robert Lewis Shayons. Die Auflistung unterschiedlicher Forschungsschwerpunkte deutet darauf hin, dass Rühl hier sowohl die Gefahr der Zersplitterung erahnt, als auch das Thema Kommunikation als identitätsstiftende Grundlage entdeckte haben könnte. Rühl konnte hier also eine inter- oder multidisziplinär</p>
--	---	--

	<p>So ist es auch schwierig, zu charakterisieren, was in den USA unter Massenkommunikation verstanden wird. Gewiß all jene Forschungsbereiche, die sich um die Massenmedien Zeitung, Zeitschrift, Rundfunk und Film gruppieren. Aber auch die verschiedenen Werbebereiche, die hierzulande bevorzugte Betätigungsfelder von Psychologen und Betriebswirten sind, haben dort ihren Lehr- und Forschungsschwerpunkt in Mass Communications. (Rühl 1971, S. 4)</p> <p>Ähnlich verhält es sich mit anderen „Grenzbereichen“ etwa zur interpersonalen Kommunikation, zur Kommunikation in Informationssystemen, zur internationalen Kommunikation und selbst zur Kommunikation in Organisationen, die nur sehr formell von der Massenkommunikation getrennt werden, doch meits institutionell unter einem Dach residieren. (Rühl 1971, S. 5)</p> <p>So gehören z. B. den „Graduate groups“ der Annenberg School of Communications der University of Pennsylvania neben den Fakultätsmitgliedern der School auch Historiker, Ethnologen, Soziologen, Psychologen, Nationalökonomien, Politikwissenschaftler, Elektroingenieure, Computerwissenschaftler und „Regionalwissenschaftler“ an, die in ihren eigenen Departments und Schools kommunikationswissenschaftlich relevante Veranstaltungen abhalten und zu Prüfungs- und Forschungszwecken mit den Kollegen der Annenberg School kooperieren. (Rühl 1971, S. 6)</p> <p>Die Fakultätsmitglieder [der Annenber School] selbst kommen nach ihrem akademischen Werdegang aus der Soziologie, der Psychologie, der Ethnologie, dem (akademischen und praktischen) „Journalism“, der Literaturwissenschaft, der Philosophie, der Pädagogik, der Kybernetik und Informationstheorie, der Theaterwissenschaft und der Theater-, Film- und Fernsehpraxis. (Rühl 1971, S. 14)</p> <p>Allerdings sind hier [in der amerikanischen Kommunikationswissenschaft], wie in den Sozialwissenschaften generell, erhebliche Bemühungen zu registrieren, zu einem interdisziplinären Verständnis zu gelangen. (Rühl 1971, S. 27)</p> <p>Wie bereits in den Ausführungen über die Lehre deutlich hervorgeht, stellt „Communications“ in den USA ein multidisziplinäres Forschungsfeld dar, dessen „Gegenstand“ vielfältig, meist relativ</p>	<p>orientierte Forschung beobachten, die sich im Gegensatz zur deutschen Kommunikationswissenschaft nicht über bestimmte Medien oder den Bereich der Massenkommunikation, sondern über den Prozess der Kommunikation ganz allgemein als Gegenstand definierte.</p>
--	--	--

	<p>ungenau definiert wird. (Rühl 1971, S. 27)</p> <p>Dennoch existiert „Communications Research“ als ein sich mehr und mehr strukturierendes und profilierendes Forschungsfeld, in dessen Rahmen die Massenkommunikation nur einen, wenn auch vergleichsweise intensiv bearbeiteten Bereich darstellt. (Rühl 1971, S. 29)</p> <p>Unmittelbare Kooperationen für mein damaliges Schwerpunktgebiet, die Journalismusforschung, waren nicht zu finden, zumal D. M. White und W. Gieber keine Anschlussuntersuchungen vorhatten. (Rühl/Papier, Anhang S. 20)</p> <p>Mein Berufswunsch wurde durch meinen einjährigen Amerikaaufenthalt "endgültig" gefestigt (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 21)</p> <p>Es muss 1966/1967 gewesen sein, ich recherchierte für meine Dissertation, und hatte von Niklas Luhmann (auf Anraten von Franz Ronneberger) <i>Funktionen und Formen formaler Organisation</i> (1964), <i>Theorie der Verwaltungswissenschaft</i> (1966), die Aufsätze <i>Funktion und Kausalität</i>, <i>Funktionale Methode und Systemtheorie</i> studiert. (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 21)</p> <p>Luhmann hätte man zu dieser Zeit einen Handlungssystem/Umwelt-Theoretiker nennen können, der sich vom Werk Talcott Parsons unterschied, durch den eigenen funktional-strukturellen Ansatz. Beide soziologische Theorien standen am Lehrstuhl für Politik- und Kommunikationswissenschaft (den seit 1964 Franz Ronneberger inne hatte) im Wettbewerb mit politikwissenschaftlichen, von der Kybernetik (erster Ordnung) geprägten Systemtheorien von Karl W. Deutsch, Gabriel A. Almond, Sidney Verba, Ithiel de Sola Pool, Harold D. Lasswell, Daniel Lerner, die für uns einen besonderen Anreiz deshalb hatten, da sie Politik ausdrücklich auf der Grundlage von Kommunikationsprozessen operational machten – nicht mehr als Handlungssysteme. Luhmann wird meines Wissens erst durch die um Sinn rotierende Debatte mit seinem Lieblingsopponenten Jürgen Habermas zum Kommunikationssystem/Umwelt-Theoretiker. (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 21)</p>	<p>Rühl stieß in Amerika nicht auf Interesse an seinem Forschungsvorhaben.</p> <p>In Amerika festigte sich Rühls Wunsch, eine wissenschaftliche Karriere zu realisieren.</p> <p>Rühl studierte auf Anraten Ronnebergers die frühe systemtheoretische Konzeption Luhmanns, welche noch stark handlungstheoretisch geprägt war. Am Institut für Politik- und Kommunikationswissenschaft stand sie in Konkurrenz zu Systemtheorien von Karl W. Deutsch, Gabriel A. Almond, Sidney Verba, Ithiel de Sola Pool, Harold D. Lasswell und Daniel Lerner. Letztere tendierten bereits dazu, Kommunikation und nicht</p>
--	--	--

	<p>Dazu kamen eineinhalb Jahre der Vertretung zweier Assistentenstellen: die eigene "für Kommunikationswissenschaft" und die (noch vakante) Assistentenstelle "für Politikwissenschaft" am Lehrstuhl Franz Ronnebergers. Ein multidisziplinäres Selbststudium war gefragt, und sehr fruchtbar war eine intensive Zusammenarbeit mit Franz Ronneberger, der mein entscheidender akademischer Lehrer wurde. (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 22)</p>	<p>Handlung zum zentralen Begriff zu machen. Diese Umorientierung vollzog Luhmann erst in Auseinandersetzung mit Habermas.</p> <p>Am Ronneberger-Lehrstuhl orientierte sich Rühl zusehends multidisziplinär. Ronneberger wurde wichtigster akademischer Lehrer.</p>
Soziales Netzwerk	<p>Ein breites Spektrum einer ausdifferenzierten Kommunikationswissenschaft eröffneten Gespräche und Diskussionen mit Harold D. Lasswell (Yale), David Riesman (Harvard), Ithiel de Sola Pool und Daniel Lerner (MIT), Kurt Lang (State University of New York), Allen H. Barton und W. Phillips Davison (Columbia), David Manning White (Boston), Morris Janowitz (Chicago), Paul Watzlawik (Palo Alto) und Walter Gieber (San Francisco State College). (Rühl/Papier, Anhang S. 20)</p>	<p>Rühl begegnete Harold D. Lasswell, David Riesman, Ithiel de Sola Pool, Daniel Lerner, Kurt Lang, Allen H. Barton, W. Phillips Davison, David Manning White, Morris Janowitz, Paul Watzlawik, und Walter Gieber.</p>
Förderungen	<p>In Kommunikationswissenschaft [Communications, Communication Science, Communication Study] wurde ich promoviert, doch eine breite und tiefgestaffelte kommunikationswissenschaftliche Horizonterweiterung ermöglichte mir erst ein Postdoc-Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), das ermöglichte, einer Einladung des Dekans George Gerbner an die Annenberg School of Communications (ASC) der University of Pennsylvania zu folgen. (Rühl/Papier, Anhang S. 19)</p> <p>Aufgrund der Einladung des Dekans der Annenberg School of Communications (ASC) der University of Pennsylvania, Professor Dr. George Gerbner, und mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft verbrachte der Verfasser [M. Rühl] das Studienjahr 1969/70 als Visiting</p>	<p>Seinen Amerika-Aufenthalt an der Annenberg School of Communications verdankt Rühl einer Einladung George Gerbners und der finanziellen Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG)</p>

	Scholar in den USA, zum Großteil an dem genannten Institut. (Rühl 1971, S. 1)	
Einschneidende Erfahrungen	<p>In Kommunikationswissenschaft [...] wurde ich promoviert, doch eine breites und tiefgestaffelte kommunikationswissenschaftliche Horizonterweiterung ermöglichte mir erst ein Postdoc-Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), das ermöglichte, einer Einladung des Dekans George Gerbner an die Annenberg School of Communications (ASC) der University of Pennsylvania zu folgen. (Rühl/Papier, Anhang S. 19)</p> <p>Es muss 1966/1967 gewesen sein, ich recherchierte für meine Dissertation, und hatte von Niklas Luhmann (auf Anraten von Franz Ronneberger) <i>Funktionen und Formen formaler Organisation</i> (1964), <i>Theorie der Verwaltungswissenschaft</i> (1966), die Aufsätze <i>Funktion und Kausalität</i>, <i>Funktionale Methode und Systemtheorie</i> studiert. [...]</p> <p>Die Sozialwissenschaftler der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Erlangen-Nürnberg planten 1966/67 ein multidisziplinäres Großprojekt. Daraus wurde (ab 1970) der DFG-Sonderforschungsbereich 22 „Sozialisations- und Kommunikationsforschung“. Zur Vorbereitung eines grundlagentheoretischen Konzepts waren u.a. Gastvorträge über neuere sozialwissenschaftliche Positionen vorgesehen. Es wurden – die jedenfalls erinnere ich - der Soziologe René König, der Humanethnologe Irenäus Eibl-Eibesfeldt, der Publizist Rüdiger Altmann, und Niklas Luhmann, damals Abteilungsleiter an der Sozialforschungsstelle der Universität Münster in Dortmund, (als sozialwissenschaftlicher Geheimtipp) eingeladen.</p> <p>Nach Vortrag, Diskussion und Umtrunk ging ich mit Luhmann zum Hotel und fragte neugierig nach gegenwärtigen Arbeiten. Er: „Ich arbeite an einer Theorie der Gesellschaft.“ Die Antwort elektrisierte mich, denn die Sozialwissenschaften der 1960er Jahre wurden - so mein Eindruck - von einer neobehavioristisch gesteuerten Stückwerkforschung beherrscht, deren Daten-Outputs in alle Richtungen davonzufuten drohten. Theorieentwürfe als Forschungsprogramme waren nicht erwünscht. Als ich Luhmanns Antwort dreißig Jahre später im Vorwort zu <i>Die Gesellschaft der Gesellschaft</i> wieder fand, diesmal als Vollzugsmeldung, war ich voll der Bewunderung über seine Werkplanung, Energie und das Durchsetzungsvermögen, ohne nennenswerte Förderung ein derart weitgespanntes Vorhaben zu verwirklichen. Niklas Luhmann hat sich – wie vor ihm Hobbes, Kant, Max Weber, Georg Simmel und bestimmt noch andere – die Leitfrage gestellt: Wie ist Ordnung möglich? Im Fall Luhmann kann man, mit verweist auf das vorliegende Gesamtwerk mehrsinnig sagen: So, zum Beispiel. (Rühl/Biografische Anmerkungen, Anhang S. 21-22)</p>	<p>Der Aufenthalt an der Annenberg School of Communications erweiterten und veränderten Rühls Fachverständnis.</p> <p>Etwa 1966/67 hielt Niklas Luhmann einen Vortrag an der Universität Erlangen-Nürnberg. Manfred Rühl, der sich im Rahmen seiner Dissertation bereits mit den frühen Arbeiten Luhmanns beschäftigt hatte, bekam Gelegenheit den <i>sozialwissenschaftlichen Geheimtipp</i> persönlich kennen zu lernen. Rühl begleitete Luhmann zu dessen Hotel und erkundigte sich nach dessen aktuellen Forschungsplänen. Rühl war beeindruckt von Luhmanns Vorhaben, eine Theorie der Gesellschaft zu schreiben. Das Vorhaben Luhmanns schien den negativen Tendenzen der damaligen Sozialwissenschaft entgegenzustehen. Auch heute denkt Rühl mit</p>

		Bewunderung und Respekt an „Werkplanung, Energie und das Durchsetzungsvermögen“ Niklas Luhmanns zurück.
Motivation	<p>Mit Blick auf Pläne, die in der Bundesrepublik Deutschland, die Journalistenausbildung universitätsreif zu machen, besuchte ich Zeitungsredaktionen, Fernseh- und Filmstudios in Chicago, New York, Philadelphia und „Hollywood“. (Rühl/Papier, Anhang S. 20)</p> <p>Schon bei der Planung und dem Streben nach der Promotion zum Dr. rer. pol. an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg (Februar 1968) habe ich mir vorgenommen, einen wissenschaftlichen Beruf zu ergreifen. Der Journalismus war mir zu eng, und in Beratungsgesprächen wurde immer öfter angedeutet, dass ich für den Journalismus "überqualifiziert" sei. (Rühl/Biographische Anmerkungen, Anhang S. 22)</p> <p>Nachdem ich in mein Thema "Journalismus und Gesellschaft" schon viel Zeit und Energie, nicht zu vergessen die Vernachlässigung der Familie investiert hatte, und international keine Aussicht bestand, dass eine journalistische Makrotheorie auf den Weg kam, habe ich die Schrift abgeschlossen - auch wenn es mir, ungeachtet der Ansprüche durch den Aufbau des Faches und eines neuen Studiengangs in Hohenheim, nicht besonders leicht fiel. (Rühl/Biographische Anmerkungen, Anhang S. 23)</p>	<p>Rühl wollte die Ausbildung von Journalisten an deutschen Universitäten vorantreiben.</p> <p>Rühl entschied sich während der Vorbereitungen zu seiner Dissertation für eine Karriere als Wissenschaftler.</p> <p>Die Arbeit an seiner Habilitationsschrift beendete Rühl, obwohl sie formal (als Habilitation) nicht mehr relevant war, auf Grund der bereits investierten Zeit und auf Grund des empfundenen Mangels einer makrotheoretischen Fundierung des Journalismus</p>

Quelle: Gedächtnisprotokoll des Interviews mit Prof. Dr. Stuiber vom 25.02.2005

Biographischer Kontext

Wissenschaftliche Sozialisation

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung und Interpretation
Akademische Laufbahn	Rühl musste das Institut nachdem er die Tochter Ronnebergers geheiratet hatte verlassen. Er bekam Gelegenheit akademischer Rat am Sonderforschungsbereich 22 zu werden. Dort hatte er keine Lehrverpflichtungen und somit Zeit und Mittel seine Forschungen voranzutreiben. Während dieser Zeit verbrachte Rühl ein Studienjahr in Amerika. 1976 wurde Rühl nach Hohenheim berufen, obwohl er zu diesem Zeitpunkt noch nicht habilitiert war. (Stuiber, Anhang S. 26)	<i>Die Ergebnisse liegen bereits in zusammengefasster Form vor.</i>
Akademische Bezugsmilieus	Herr Prof. Dr. Stuiber wies darauf hin, dass Manfred Rühl nicht bei Franz Ronneberger studiert hatte. Rühl war Hilfskraft bei Ernst Meier und wurde danach Fakultätsassistent unter dem Dekan Linhard. Ronneberger, der mit dem Schwerpunkt der Politikwissenschaft (und einem Assistenten für diesen Lehrbereich) nach Erlangen-Nürnberg kam bot Rühl die Assistentenstelle für Kommunikationswissenschaft wohl aus Gründen der Kontinuität an. (Stuiber, Anhang S. 27) Ronneberger ließ Studenten und Mitarbeitern viel Freiraum. Er ging dabei keine engen „Lehrer-Schüler Beziehungen“ ein. Dies war auch in Beziehung auf Manfred Rühl	<i>Die Ergebnisse liegen bereits in zusammengefasster Form vor.</i>

	<p>nicht anders. (Stuiber, Anhang S. 27)</p> <p>Ronneberger, der sonst eher auf die Eigenverantwortlichkeit seiner Mitarbeiter setzte, war bemüht Rühl zu seinem Nachfolger in Erlangen-Nürnberg zu machen. Obwohl Rühl aus der Perspektive Prof. Dr. Stuibers beurteilt, überaus qualifiziert für diese Stelle war (Studium der Wirtschaftswissenschaften), scheiterten Ronnebergers Bemühungen. (Stuiber, Anhang S. 27)</p> <p>Theoretisch waren Ronneberger und Rühl nicht auf einer Linie. Ronneberger nutzte den Systembegriff eher heuristisch. Er war vielmehr von der Staatslehre Rudolf Smends beeinflusst, die er in Einklang mit einer pluralistischen, verbandsgesteuerten Parteiendemokratie sah. (Stuiber, Anhang S. 27)</p> <p>Prof. Dr. Stuiber vermutet, dass sich Rühl anfänglich eher an der Organisationssoziologie Johann Plenges orientierte, auf die er wohl über Linhard aufmerksam wurde. Rühl rezipierte dann die luhmannsche Systemtheorie und adaptierte sie als theoretische Perspektive. Herr Prof. Dr. Stuiber erinnert sich an einen Vortrag Luhmanns in Nürnberg, der ungefähr zu der Zeit abgehalten wurde, als Luhmann nach Bielefeld ging (1968). In diesem Rahmen hat Rühl Niklas Luhmann auch persönlich kennen gelernt. Der Kontakt zu Luhmann entstand wiederum über Ronneberger. Ronneberger und Luhmann waren beide Juristen und Verwaltungswissenschaftler. Ein Austausch entstand vermutlich über gemeinsame Kontakte in Bielefeld (Rene König). (Stuiber, Anhang S. 27)</p> <p>Rühl hatte nach seiner Dissertation, während er am Sonderforschungsbereich 22 tätig war, Gelegenheit nach Amerika zu gehen. Im Rahmen einer Forschungsreise besuchte er auf einer Rundreise unterschiedliche Institute und war unter anderem an der Annenberg School of Communications bei George Gerbner. Rühl war stets darum bemüht, die dort geknüpften Kontakte beizubehalten. (Stuiber, Anhang S. 27)</p>	
--	---	--

Quelle: Biografisches Material (siehe Kapitel 3.3.1 Quellenauswahl, S. 49-52)

Gesellschaftlicher Kontext

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung und Interpretation
Zeitgeist	Am Ende der Sechzigerjahre war manches in Bewegung gekommen: Der Studentenprotest hatte die Universitäten aufgemischt, die Jugendrevolte etablierte Strukturen infrage gestellt. (Hömberg 1999, S. 97)	Während Rühls Arbeit an seiner Dissertation und seiner Assistenz am Ronneberger-Lehrstuhl erlebte er auch die Studentenrevolution.
Andere	Gerade im Hinblick auf anstehende Fragen der „inneren Pressefreiheit“ muß nämlich mit Ronneberger konstatiert werden, daß die „herkömmliche Zeitungs- und Publizistikwissenschaft auf diesem Gebiet ein Brachfeld hinterlassen hat“. (Fabris 1970, S. 83)	Ende der 60er und Anfang der 70er war „Innere Pressefreiheit“ ein zentrales medienpolitisches Thema.

Wissenschaftlicher Kontext

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung und Interpretation
Geschichte/Stand der Kommunikationswissenschaft	Gerade im Hinblick auf anstehende Fragen der „inneren Pressefreiheit“ muß nämlich mit Ronneberger konstatiert werden, daß die „herkömmliche Zeitungs- und Publizistikwissenschaft auf diesem Gebiet ein Brachfeld hinterlassen hat“. (Fabris 1970, S. 83)	Die Zeitungs- und Publizistikwissenschaft reagierte nicht auf medienpolitische Kontroversen.

	<p>In einer Phase, da die schwächliche deutsche Kommunikatorforschung eher noch von der Dovifat-Tradition als von der Rezeption der empirischen Kommunikationsforschung aus den Vereinigten Staaten geprägt war, mußte ein Vorgehen, bei dem der Journalist als Gegenstand des Interesses durch die Organisation abgelöst wurde, den Abschied von lieb gewordenen Denkweisen bedeuten (Weischenberg 1980, S. 394)</p> <p>Auch die Publizistikwissenschaft erlebte [Ende der 60er Jahre] einen Umbruch: Die (Wieder-) Entdeckung der empirischen Kommunikationsforschung, die Öffnung gegenüber der internationalen „scientific community“, die Ankopplung an allgemeine sozialwissenschaftliche Theoriediskussionen – alles dies führte zu einer umfassenden Renovierung und Neuorientierung. (Hömborg 1999, S. 97)</p> <p>Die <i>dritte Generation</i> [zu der Manfred Rühl hier gerechnet wird] schließlich, die [...] in den sechziger Jahren ihre wissenschaftliche Sozialisation durchlebte und in den siebziger Jahren die Professuren und Lehrstühle für Publizistik, Kommunikationswissenschaft und Journalistik besetzte, war nicht nur mit der quantitativen Ausweitung des Faches, sondern vor allem mit der Anwendungsorientierung des Faches auf den praktischen Journalismus hin konfrontiert und trieb diese Entwicklung mit voran. (Bentele/Hesse 1994, S. 10)</p>	<p>Die deutsche Kommunikationswissenschaft orientierte sich Ende der 60er Jahre noch hauptsächlich an tradierten nationalen Wissensbeständen (Dovifat) und beachtete die amerikanische Forschung nur wenig. Diese Zeit kam einer Umbruchsphase gleich. Das Fach öffnete sich langsam international und interdisziplinär und wendete sich verstärkt empirischer Forschung zu.</p> <p>Die Kommunikationswissenschaft wuchs in den 60er und 70er Jahren. Die Forschung orientierte sich zu dieser Zeit auch verstärkt an der journalistischen Praxis.</p>
--	--	--

Inhaltliche Bestimmungen

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung und Interpretation
Theoretische Bezüge	<p>In Gegensatz zu normativistischen und teleologischen Denkansätzen, mit denen sich Manfred Rühl am Beispiel des „ontologischen“ Systemdenkens von Otto Groth kritisch auseinandersetzt, hat sich der Autor der funktional-strukturellen Systemtheorie verschrieben. (Fabris 1970, S. 83)</p> <p>Gerade als Systemtheoretiker weiß Rühl, daß Wissenschaft selber natürlich ein gehöriges Maß an Komplexität aufweisen muß, um imstande zu sein, die Weltkomplexität</p>	<p>Rühl bezieht sich theoretisch vor allem auf die funktional-strukturelle Systemtheorie Niklas Luhmanns. Er grenzt sich ab von normativen und teleologischen Perspektiven (zum Beispiel Otto Groth).</p>

	<p>einigermaßen erfolgreich zu reduzieren. (Saxer 1980, S. 396)</p> <p>Damit [Dissertationsschrift Rühls] waren – bislang! – zwei Schwerpunkte seiner wissenschaftlichen Forschungsreise definiert: der Journalismus als Thema und die Systemtheorie als konzeptioneller Wegweiser. (Saxer 1994, S. 91)</p> <p>Die kommunikationswissenschaftliche Entwicklung und Weiterentwicklung eines systemtheoretischen Zugangs innerhalb unseres Fachs war und ist eine weitreichende innovative Leistung Manfred Rühls. (Bentele/Hesse 1994, S. 10)</p> <p>Die Rezeption und Adaption der funktional-strukturellen Systemtheorie, ihre objektspezifische Kombination mit der Entscheidungstheorie, der Blickwechsel von der „publizistischen Persönlichkeit“ zur redaktionellen Organisation, die konsequente Berücksichtigung der redaktionellen Umwelt, die Kombination verschiedener Methoden in der empirischen Forschung, gewiss nicht wenig, was dieser Doktorand da vorgelegt hat. (Hömberg 1999, S. 97)</p> <p>Rühl hat sich mit den avancierten amerikanischen Kommunikationsforschern vertraut gemacht, hat der Organisationsforschung in der deutschen Kommunikationswissenschaft einen gedeihlichen Platz zugewiesen, und er hat die Stärken der Systemtheorie eines Niklas Luhmann herausgearbeitet und in unser Fach eingebaut. (Blöbaum 2003, S. 478)</p>	<p>Rühl ergänzt die systemtheoretische Perspektive um ein entscheidungstheoretisches Konzept.</p> <p>Rühl wurde theoretisch auch von amerikanischen Forschungen und von der Organisationssoziologie beeinflusst.</p>
Methodische Bezüge	Als Untersuchungsmethode hat Rühl die systematische, teilnehmende Beobachtung gewählt, die er mit Leitfaden-Interviews der Redaktionsmitglieder kombinierte. (Fabris 1970, S. 83-84)	In seiner Dissertationsschrift optiert Rühl für die Methoden Beobachtung und Interview.
Gegenstände	<p>Nicht der Kommunikator, das Redaktionsmitglied als individueller Akteur steht demnach im Mittelpunkt, sondern jener Handlungszusammenhang, der sich aus der spezifischen „Rolle“ des Redakteurs im Sozialsystem der Redaktion ableitet. (Fabris 1970, S. 83)</p> <p>Das Hauptaugenmerk gilt hier der allgemeinen Mitgliedsrolle des Redakteurs sowie spezifischen Arbeitsrollen. (Fabris 1970, S. 84)</p>	Rühl untersucht die Redaktion als Handlungszusammenhang, der sich über Rollen zeigt. Journalismus wird als System, also als Ganzes untersucht.

	<p>Nicht mehr der Journalist als „geistiger Gestalter“ oder die Redaktion als „geistiges Zentrum“ eines Mediums waren hier Bezugspunkt der Analyse, sondern zielgerichtetes redaktionelles Handeln. (Weischenberg 1980, S. 394)</p> <p>Damit [Dissertationsschrift Rühls] waren – bislang! – zwei Schwerpunkte seiner wissenschaftlichen Forschungsreise definiert: der Journalismus als Thema und die Systemtheorie als konzeptioneller Wegweiser. (Saxer 1994, S. 91)</p> <p>Seine Aufmerksamkeit galt nicht den einzelnen Journalisten, den individuellen Akteuren, sondern der Redaktion als Organisation. (Hömberg 1999, S. 97)</p>	
Anspruch	<p>Zumal es Rühl mehr um das Fundament für eine Theorie des Journalismus als um hypothesenprüfende empirische Ergebnisse ging. (Weischenberg 1980, S. 394)</p> <p>Das Ergebnis dieser Propädeutik der Journalismusforschung: Theoriekritik und neue Theoriebildung [...]. (Saxer 1980, S. 396)</p> <p>Ihm selbst ging es dann in seinen Forschungen weniger um die empirische Überprüfung als um die Arbeit an den Voraussetzungen. (Hömberg 1999, S. 98)</p>	<p>Rühl erhob den Anspruch, durch Theoriekritik und Theoriebildung ein neue Theorie des Journalismus zu schreiben und so vor allem Grundlagen für die Journalismusforschung zu schaffen.</p>

Biographischer Kontext

Außerwissenschaftliche Sozialisation

Kategorie		Zusammenfassung und Interpretation
Geburtsjahr	<p>Geboren am 31. Dezember 1933 in Nürnberg... (Ronneberger 1976, S. 473)</p> <p>Am 31.12.1993 feierte Manfred Rühl seinen 60. Geburtstag [...]. (Bentele/Hesse 1994, S. 9)</p>	Rühl wurde am 31.12.1933 in Nürnberg geboren.
Wohnort	Als Wohnsitz hat Manfred Rühl seine Geburtsstadt Nürnberg nie aufgegeben. (Hömberg 1999, S. 98)	Rühl lebte in Nürnberg.
Berufserfahrung	...absolvierte Rühl eine Lehre als Industriekaufmann... (Ronneberger 1976, S. 473)	Bevor Rühl zur Wissenschaft kam absolvierte er eine Lehre zum Industriekaufmann.

Journalistische Berufserfahrung	<p>Während des Studiums und nach dem Examen als Diplom-Volkswirt (1960) war er als freier Journalist und Redakteur für Tageszeitungen, Zeitschriften und für den Rundfunk tätig. (Ronneberger 1976, S. 473)</p> <p>Manfred Rühl spricht hier aus ganz persönlicher Erfahrung, hat er doch selbst einmal nicht nur als freier redaktioneller Mitarbeiter, sondern als Redaktionsbote bei der untersuchten Zeitung [Nürnberger Nachrichten] gearbeitet. (Hömborg 1999, S. 97)</p>	Rühl hat während seines Studiums und Examens als freier Journalist und Redakteur für diverse Tageszeitungen, Zeitschriften und den Rundfunk gearbeitet. Dazu zählt auch die Redaktion der „Nürnberger Nachrichten“, die er in seiner Dissertation untersucht hat. Rühl arbeitete hier schon früh als Redaktionsbote.
---------------------------------	---	--

Wissenschaftliche Sozialisation

Kategorie	Zitate	Zusammenfassung und Interpretation
Akademische Laufbahn	<p>...[Rühl] studierte anschließend Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, einschließlich Publizistik, in Erlangen, Berlin und Nürnberg. (Ronneberger 1976, S. 473)</p> <p>...Examen als Diplom-Volkswirt (1960) (Ronneberger 1976, S. 473)</p> <p>Nach zwei Jahren wissenschaftlicher Hilfskrafttätigkeit bei Ernst Meier wechselte er [Rühl] 1964 als Wissenschaftlicher Assistent an das neugegründete Institut für Politik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Erlangen/Nürnberg, wo er 1968 mit einer von Franz Ronneberger betreuten Dissertation über „Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System“ zum Dr. rer. pol. promoviert wurde. (Ronneberger 1976, S. 473)</p> <p>Es folgte [nach der Promotion] ein einjähriger Forschungsaufenthalt an der Annenberg School of Communication der University of Pennsylvania. (Ronneberger 1976, S. 473)</p> <p>Als Mitglied des Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrums der Universität Erlangen/Nürnberg leitete Rühl bis 1973 das Teilprojekt „Berufliche Sozialisation von Kommunikatoren“ im Rahmen des</p>	<p>Rühl studierte Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, einschließlich Publizistik, in Erlangen, Berlin und Nürnberg. Er schloss sein Studium 1960 als Diplom-Volkswirt ab.</p> <p>Rühl war 1962/63 als wissenschaftliche Hilfskraft bei Ernst Meier tätig. Ab 1964 arbeitete Rühl als Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Politik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Erlangen/Nürnberg. Er promovierte 1968 mit der von Franz Ronneberger betreuten Dissertation Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System zum Dr. rer. pol.</p> <p>1969/1970 verbrachte Rühl an der Annenberg School of Communications der University of Pennsylvania.</p> <p>Bis 1973 war Rühl Mitglied Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrums der Universität Erlangen/Nürnberg. Er leitete das Teilprojekt</p>

	<p>DFG-Sonderforschungsbereichs 22 „Sozialisations- und Kommunikationsforschung“. (Ronneberger 1976, S. 473)</p> <p>1973/74 vertrat er einen ordentlichen Lehrstuhl für Publizistik an der Universität Mainz und nahm gleichzeitig einen Lehrauftrag an der Universität Regensburg wahr. (Ronneberger 1976, S. 473)</p> <p>Am 2. November 1976 hat Manfred Rühl den Ruf des Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg auf die neuerrichtete Professur für Kommunikationswissenschaft an der Universität Hohenheim in Stuttgart angenommen. (Ronneberger 1976, S. 473)</p> <p>Seine Lehrtätigkeit [in Stuttgart-Hohenheim] nahm der bisherige Akademische Direktor am Lehrstuhl für Politik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Erlangen/Nürnberg im Rahmen des praxisorientierten kommunikationswissenschaftlichen Begleit- und Aufbaustudiums des „Stuttgart-Hohenheimer Modells“ am 15. November 1976 auf. (Ronneberger 1976, S. 473)</p> <p>Im November 1977 folgte er einem Ruf auf die neu errichtete Professur für Kommunikationswissenschaft der Universität Hohenheim. (Hömborg 1999, S. 98)</p> <p>Von 1976 bis zu seiner Berufung nach Bamberg war Manfred Rühl Professor für Kommunikationswissenschaft und Leiter des von ihm entwickelten Journalistischen Aufbaustudienganges an der Universität Hohenheim in Stuttgart. (Publizistik, 28. Jahrgang 1983, S. 588)</p> <p>Professor Dr. rer. pol. Dr. rer. pol. habil. Manfred Rühl nahm mit Wirkung vom 1. Oktober 1983 den an ihn ergangenen Ruf auf den</p>	<p>„Berufliche Sozialisation von Kommunikatoren“ im Rahmen des DFG-Sonderforschungsbereichs 22 „Sozialisations- und Kommunikationsforschung“.</p> <p>1973/74 vertrat Rühl einen Lehrstuhl für Publizistik in Mainz und nahm einen Lehrauftrag in Regensburg wahr.</p> <p>Rühl wurde 1976 nach Stuttgart-Hohenheim berufen und nahm diesen Ruf am 02.11.1976 an. Er war dort Professor für Kommunikationswissenschaft und Leiter des Journalistischen Aufbaustudienganges.</p> <p>Mit Wirkung vom 01.10.1983 nahm Manfred Rühl den Ruf nach Bamberg an. Er leitete dort den Lehrstuhl für</p>
--	--	--

	<p>neugeschaffenen Lehrstuhl für Journalistik an der Universität Bamberg an. (Publizistik, 28. Jahrgang 1983, S. 588)</p> <p>Anfang Oktober 1983 wechselte er auf den neu geschaffenen Lehrstuhl für Journalistik an der Universität Bamberg. (Hömborg 1999, S. 98)</p> <p>Das wird so bleiben, auch wenn er [...] am Ende des Wintersemesters 1998/99 offiziell in den Ruhestand geht. (Hömborg 1999, S. 98)</p>	<p>Journalistik.</p> <p>Professor Dr. rer. pol. Dr. rer. pol. habil. Manfred Rühl emeritierte am Ende des Wintersemesters 1998/99.</p>
Soziales Netzwerk	<p>Franz <i>Ronneberger</i>, Lehrer, wissenschaftlicher Mentor von Rühl, Ko-Autor und Ko-Herausgeber einiger Bände mit Manfred Rühl,... (Bentele/Hesse 1994, S. 10)</p>	<p>Ronneberger gilt als Rühls Mentor.</p>
Selbstverständnis	<p>Er selbst, Zuschreibungen gegenüber eher skeptisch, ordnet sich schlichter als Wissenschaftler, allenfalls noch als Sozial- und Kommunikationswissenschaftler ein. (Blöbaum 2003, S. 478)</p> <p>Nein, Rühl lässt sich nicht einengen, weder auf Zeitungs- oder auf Medienwissenschaft noch auf Journalistik, wenn es ihm um Kommunikation geht. „Man kann mich einen krummen Hund nennen, aber bitte nicht Medienwissenschaftler“, bemerkte er einmal humorig zugespitzt, um seinem aber ernsthaften Anliegen nach Präzision der Begriffe „Medium“ und „Kommunikation“ Ausdruck zu verleihen. (Hesse 1994, S. 303-304)</p>	<p>Rühl sieht sich selbst vor allem als Wissenschaftler. Die Bezeichnungen Sozialwissenschaftler und Kommunikationswissenschaftler sind ihm beinahe schon zu eng.</p> <p>Rühl sieht sich insofern als Kommunikationswissenschaftler, als dass er sich mit dem sozialen Phänomen der Kommunikation beschäftigt. Dieses Phänomen ist für ihn Gegenstandsbereich und nicht ein spezifisches Medium.</p>

